— 10 -

Opp. 492

E

<36635367210013 S

<36635367210013

Bayer. Staatsbibliothek

15

Gerh. O.
5.

Neue Sammlung
kleiner
historischer und literarischer
Schriften

von

D. H. Hegewisch,

Königl. Dänischen Etatsrath, Ritter des Danebrog-Ordens und Professor zu Kiel, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen und der Königl. Akademie zu München.

Altona,
bei J. F. Hammerich,
1809.

Wbtd/69/177

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Eine Apologie des Mittelalters. S. 1

II. Ueber Klitomachus, den Karthager, Philosophen zu Athen, und über seine Trostschrift an seine Mitbürger nach Karthagos Zerstörung durch die Römer. . 64

III. Schreiben an einen Freund über Herrn Fichtes Reden an die deutsche Nation, — enthaltend insbesondre einige Bemerkungen über Ursprachen, Nationalstolz und Erziehung. : : 109

IV. Ueber den politischen Charakter des Livius. . . . S. 166

V. Ueber die Ursachen, welche die Cultur in Deutschland, seit Maximilian I., gehemmt oder befördert haben. . 186

VI. Ueber Posselts Geschichte Gustavs III., Königs von Schweden. . 292

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Eine Apologie des Mittelalters.

Das Mittelalter war die Zeit der Barbarei, der Unwissenheit und des Aberglaubens, die Zeit allgemeiner Anarchie und Verwilderung in Europa. So urtheilten bisher fast einstimmig alle Geschichtschreiber. Es wird nicht nöthig seyn, meine Leser an die finstern Gemählde zu erinnern, die man uns vom Mittelalter gegeben hat, und solche Gemählde geben uns Männer, denen es weder an Wahrheitsliebe, noch an Fleiß im Forschen, noch an Urtheilskraft fehlte. Aber sie hatten sich früh von dem herrschenden Vorurtheile verblenden lassen; ich weiß nicht, ob in irgend einer andern Wissenschaft die Macht der hergebrachten Vorurtheile so weit verbreitet, so tief eingewurzelt und so fortdauernd ist, als in der Geschichte. Vielleicht ließe sich ein langes und wichtiges Verzeichniß noch jetzt fortherrschender historischer Vorurtheile oder Irrthümer machen,

und es würde ein nicht geringes Verdienst um die Wahrheit seyn, wenn ein junger Geschichtforscher sich dem Geschäfte widmen wollte, eine Menge Meinungen, die in der Geschichte für ausgemachte historische Wahrheiten gelten, von neuem zu untersuchen. Er müßte aber nicht mit der Paradoxiensucht behaftet seyn; diese könnte ihn verleiten, das Hergebrachte bloß deswegen zu bestreiten, um durch seine Talente, durch seine Rhetorik und Dialektik Aufsehn zu erregen: er müßte keinen andern Ruhm suchen, als der im Dienst der reinen Wahrheit erworben wird. Ein junger Autor von jenem Charakter, dem der Ruhm mehr als die Wahrheit gilt, könnte sich selbst bereden, es würde eine große literarische That seyn, wenn er das Mittelalter, statt es bloß gegen unverdiente Vorwürfe zu retten, als ein Muster eines trefflichen, herrlichen Zeitalters darstellte. Schon haben einige deutsche Autoren Versuche in dieser Absicht gemacht, die aber nicht gelingen können, so lange wir in Deutschland fortfahren werden, die Geschichte als ein ernstliches Studium zu treiben.

Meine Absicht bei gegenwärtiger Apologie ist, bloß zwei Hauptirrthümer zu widerlegen, die in Ansehung des Mittelalters herrschend sind, und theils den Verstand, theils den Charakter der damaligen Menschen betreffen. Sie sollen, nach der gewöhnlichen Vorstellung, die man sich von ihnen macht, unwissend und dumm; sie sollen von wilden, zügello-

sen Sitten gewesen seyn. Ich glaube aber beweisen zu können, daß sie in vielen Stücken verständig und klug waren, (vielleicht verständiger und klüger, als ihre gelehrteren Nachkommen;) ich glaube ebenfalls beweisen zu können, daß sie Ordnung liebten, Ordnung suchten, und auch gute Ordnung im gesellschaftlichen Leben zu treffen wußten.

Ich mache mit einer allgemeinen Betrachtung den Anfang. Ist es nicht zu verwundern, daß man dem ganzen Mittelalter — einem Zeitraum von zehn Jahrhunderten — Einen und denselben Charakter hat beilegen wollen?

Man bedenke erstlich: nach der gewöhnlichen Eintheilung der Geschichte fängt das Mittelalter im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt mit dem Untergange des abendländischen Kaiserthums an, und es endiget ungefehr mit der Entdeckung von America am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts. Dieß sind die beiden allgemein angenommenen Grenzen dieses Alters; es begreift also einen Zeitraum von ungefehr tausend Jahren. Ist der Zustand der Welt, sind die menschlichen Dinge so unveränderlich, daß in diesem langen Zeitraum kein Jahrhundert von dem andern, keine Generazion von der andern sich sollte unterschieden haben? Da sonst Alles entweder zur Verbesserung vorwärts, oder zur Verschlimmerung rückwärts geht, sollte ein ganzer Welttheil innerhalb tausend Jahren auf dem

nehmlichen Fleck still gestanden haben? sollten alle Kräfte in der menschlichen Natur erstorben, alle Ursachen, Anlässe und Reizungen, wodurch sie sonst geweckt zu werden pflegen, durch ein sonderbares Verhängniß entweder ganz ausgeblieben, oder ohne alle Wirkung geblieben seyn? Ein so langer, dem Tode so ähnlicher Schlaf der immer regen Naturkräfte, in der moralischen Welt, wie in der physischen, würde das unbegreiflichste aller Wunder seyn.

Zweitens. Man nimmt an, der nehmliche Zustand sey in ganz Europa bey allen Völkern ohne Unterschied gewesen. Man vergißt also die wichtige Bemerkung, daß in der Epoche, wo das Mittelalter anfängt, im fünften Jahrhundert, der Zustand der europäischen Völker wesentlich verschieden war, daß sie damals von ganz entgegen gesetzten Punkten ausgiengen. Ein ganz andrer Zustand war im Süden von Europa, in den römischen Provinzen; ein ganz andrer bei den freien aber rohen Völkern des Nordens. Die römische Cultur war in jenen allenthalben eingeführt, verdorben zwar, in gewissen Stücken zu sehr verfeinert, in andern nach falschen Ideen geleitet; aber es war doch immer eine Cultur, die den Menschen über die Thierheit erhob. Die nördlichen Völker waren aber noch ganz rohe Söhne der Natur, und einer rauhen, harten, allem Schönen, allen feinern Empfindungen feindlichen Natur. Jene verfeinerten, und durch ihre Verfeine-

nerung verweichlichten Völker wurden durch einige dieser rohen unterjocht; muthlos und zum Sclavenstande herabgestoßen, konnten sie an Cultur nicht weiter denken, zufrieden ihre physische Existenz kümmerlich zu erhalten. Bey ihnen wurde Barbarey durch ihre wilden Eroberer, durch ihre Zerstörungen, durch ihre Verachtung aller geistigen Vergnügen, durch ihre einzige Achtung für physische Stärke eingeführt. Doch so ganz konnte nicht alle Cultur vernichtet werden, daß sich nicht einige Reste und Denkmäler von ihr erhielten; und die barbarischen Sieger, nachdem sie mit den überwundnen sich vermischt hatten, zu Einem Volke mit ihnen geworden waren, wurden endlich empfänglich für die Eindrücke, die jene Denkmäler auf sie machten, und sie legten allmählig den Stolz ab, der sie anfangs abgehalten hatte, von den überwundnen zu lernen. Daher erwachte in diesen Ländern, die römische Provinzen gewesen waren, ein früheres Streben, als bey den andern nördlichen Völkern, so viel von der römischen Cultur, als ihre Kenntniß davon und ihr damaliger Zustand erlaubte, wieder herzustellen. Sichtbar ist dieses Bestreben in der Geschichte Italiens und Frankreichs im Mittelalter; in diesen beiden Ländern hatte sich am meisten römische Cultur erhalten; daher gewannen diese beiden Nationen einen so großen Vorsprung vor den andern Nationen, und wurden, nachdem sie selbst einige Bildung erhalten hatten, Muster für diese. Das Versinken

also in Barbarei sehn wir bloß an den Nationen in den gewesenen römischen Provinzen; dieß ist in der That ein trauriges Gemählde; aber es ist nur in den ersten vier oder fünf Jahrhunderten seit ihrer Eroberung durch die Barbaren, daß sie dieses finstre Gemählde aufstellen. Schon seit dem zwölften Jahrhunderte beginnen ihre Versuche, sich wieder zu heben; ein erfreuendes Schauspiel, wenn gleich diese Versuche nur nach vielen und oft mißrathenen Wiederholungen gelingen. Jenes Versinken und dieß Wiederemporstreben ist die Geschichte des südlichen Europa im Mittelalter; das nördliche hatte noch keine Höhe erreicht, von der es herabsinken konnte; die Völker des Nordens sehen wir, am Anfang dieser Periode, in dem natürlichen Zustande, worein der rauheste Himmel und ein kärglich ernährender Boden Völker ohne Unterricht, ohne Muster vor Augen, bloß durch physische Bedürfnisse geleitet, und mit so wenig Mitteln, sie zu befriedigen, umgeben, versetzen mußte; ein roher, dürftiger, den Geist erfrierender, das Empfindungsvermögen abhärtender Zustand. Aber kaum mit dem glücklichern Süden bekannt geworden, streben auch diese nördlichen Völker, sich die Vorzüge zu erringen, deren Besitz sie wünschenswerth fanden. Sie streben gegen alle Hindernisse ihrer Lage; durch die mühsamsten Anstrengungen nicht ermüdet, durch den hartnäckigsten Widerstand der sie umgebenden Natur nicht abgeschreckt, harren sie aus, bis sie ihre südli-

chern Nachbarn, bis auf eine kleine Entfernung, erreichen. Von dieser Seite betrachtet, scheint es, daß ein Gemählde des Mittelalters, indem es diese emporstrebenden Völker uns vor Augen bringt, vielmehr anziehend und erfreulich, als widrig und betrübend seyn müsse.

Drittens. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts finden wir Europa in einem ganz andern Zustande, als derjenige war, worin wir es tausend Jahre vorher erblickten. Die nördliche Hälfte, die in jenen frühern Zeiten nur noch nomadische, gewaltthätige Hirten, Fischer und Jäger zu Einwohnern hatte, wo noch keine Spur von Landbau oder städtischem Fleiße zu finden war, ist am Ende des funfzehnten Jahrhunderts großentheils in fruchtbare Kornländer umgeschaffen und mit tausend volkreichen, blühenden Städten bedeckt. Die Regierungen haben Festigkeit und Ordnung bekommen; fast jedes Volk hat seine geschriebenen Gesetze; das Eigenthum ist durch sie gesichert; die Rechte und Freiheiten der Völker sind bestimmt, und man hat es verstanden, die höchste Gewalt mit zweckmäßigen Grenzen zu beschränken: Lehranstalten sind für Wissenschaften errichtet, und die Wissenschaften werden auf die Angelegenheiten des gesellschaftlichen Lebens angewandt: die Künste haben in einigen Ländern wieder die Höhe erreicht, die sie bey den Griechen und Römern hatten: durch große Schiffahrten ist die

Geographie weit über die Grenzen hinaus erweitert, innerhalb welcher sie bey den Griechen und Römern beschränkt war. Handel und Industrie haben Wohlstand und Annehmlichkeiten des Lebens in mehreren Ländern verbreitet, die ihren Einwohnern zu der Römer Zeiten nur eine kümmerliche, physische Existenz verschafften. Diese großen, erfreulichen Veränderungen waren doch gewiß nicht die Früchte eines Augenblicks — nicht plötzlich durch ein Wunder in dem einzigen funfzehnten Jahrhunderte hervorgebracht; sie waren, dem Gange der Natur gemäß, aus frühgesätem Saamen entsprossen, — allmälig entwickelt, und in dem Lauf der Jahrhunderte gereift. Und es sollte nicht ein angenehmes Schauspiel seyn, dieser allmäligen Entwicklung zuzusehn? das Ringen der Völker nach einem so schönen Ziel sollte Ekel erregen? diese emporstrebenden Völker sollten unsre Verachtung verdienen? wir sollten von ihren Arbeiten, von ihrer Mühe undankbar unsre Augen abwenden, und sie auf diejenigen richten, die so glücklich waren, zu erndten, was jene gesäet hatten? Es gehört zu den Pflichten der Geschichte, gerechter zu seyn.

Es ist überhaupt ein großes und schädliches Vorurtheil, gewisse Epochen als vorzüglich ehrenvoll, oder auch als am tiefsten entehrend für die Menschheit auszuzeichnen. Etwas mehr oder weniger Tugend, etwas mehr oder weniger Cultur, etwas mehr oder weniger Glück oder Unglück unterscheidet frey-

lich die Zeiten, und sehr groß ist oft der Contrast zwischen zwei Perioden in diesen verschiedenen Hinsichten; aber nie stachen zwei Perioden so grell mit einander ab, daß die eine ganz Licht, die andre ganz Finsterniß gewesen wäre. Das Licht der hellen war schon in der vorhergehenden dunkeln entsprungen, erhob sich in der hellen zu seiner Fülle, verschwand dann nicht plötzlich, sondern warf noch auf die wieder folgende dunkle merklichen Schimmer. Rednerische Uebertreibungen sind die Vorstellungen von einem goldnen Zeitalter der Wissenschaften und Künste unter Alexander dem Großen, Kaiser August, Pabst Leo dem Zehnten und Ludwig XIV. von Frankreich. Das goldne Alter der Litteratur und Künste in Griechenland war schon in den Zeiten des Perikles in seiner Vollkommenheit erschienen, und es hat länger als ein Jahrhundert gedauert. Seitdem Virgil und Horaz nicht mehr waren, welche beide Dichter vorzüglich den Ruhm des Augustischen Zeitalters gegründet haben, fiengen die Römer zwar an, in Werken des Geschmacks zu viel und zu gesuchten Schmuck zu lieben; aber fast noch ein Jahrhundert fuhren sie fort, Litteratur und Kunst mit Eifer, mit Talenten und nicht ohne Genie zu cultiviren. Leos des Zehnten so gepriesne Epoche war nur der verlängerte Frühling für Litteratur und Künste, der unter seinem Eltervater schon angefangen hatte. Einige der berühmtesten Männer, durch die sich die Regierung Ludwigs XIV. auszeichnete, hatten sich

unter der Regierung seines Vaters gebildet. Eben so verhält sichs mit den finstern Perioden; nie trat Verfinsterung plötzlich ein. Auch ist zu bemerken, daß nicht alle Wissenschaften, alle Künste, alle Partien der Cultur zu einerlei Zeit den gleichen Grad von Vollkommenheit erreichten; indem einige mit der richtigsten Einsicht und mit dem schönsten Succeß befördert wurden, wurden andre vernachlässigt oder fehlerhaft getrieben. Zu eben der Zeit, da man unter Ludwig XIV. das natürlich Schöne in der Dichtkunst, in der Prosa, in der Baukunst, in der Mahlerey richtig zu empfinden und darzustellen wußte, liebte man eine erbärmliche Musik und geschmacklose Künsteleien in der Gartenkunst.

Eben so ist zu gewissen Zeiten zwar vieles in Verfall, aber alles doch nicht. Vielmehr kann es Perioden und Völker geben, wo die Wissenschaften und Künste überhaupt vernachlässigt oder falsch oder ohne Succeß getrieben werden, und doch können in eben dieser Periode, bey eben diesem Volke, die eine oder andre Wissenschaft, die eine oder andre Kunst sogar mit ungewöhnlichem Eifer, mit ausserordentlichem Succeß zu einer Vollkommenheit gebracht werden, die sie in bessern Zeiten und bey andern Völkern, die für Wissenschaften und Künste überhaupt mehr thaten, nicht erreichten. In dem berühmten Sitz der griechischen Wissenschaften zu Alexandria waren in den nächsten Jahrhunderten

nach Christi Geburt Philosophie und Geschmack bis zur Verächtlichkeit verdorben; aber Mathematik, aber Geographie und Astronomie fanden dort die emsigsten und glücklichsten Pfleger.

Wir wollen jetzt genauer betrachten, was die Menschen des Mittelalters wahrhaft Gutes und Lobenswürdiges geleistet, und was für Verdienste sie sich um ihre Nachkommen — um ihre undankbaren Nachkommen — erworben haben.

1) Ackerbau, Gartenbau, städtische Gewerbe, Handel und Handelsschiffahrt wurden erst im Mittelalter im nördlichen Europa eingeführt.

2) Man sieht im Mittelalter nicht allein allenthalben ein Streben nach gesellschaftlicher Ordnung, man sieht auch wirklich Ordnung errichtet. Es ist ganz falsch und ungerecht, die mittlern Zeiten als Zeiten der Anarchie zu schildern. Sie waren so weit davon entfernt, diese Beschuldigung zu verdienen, daß es vielmehr die Menschen dieser Zeit waren, die an praktischer Einsicht alles dessen, was zur gesellschaftlichen Ordnung erfordert wird, ihre theoretisirenden Nachkommen vielleicht übertroffen haben. Diese unwissenden Menschen, wofür man sie hält, haben fast allen europäischen Ländern ihre Constitutionen gegeben; Constitutionen, die sich zum Theil bis in die neuesten Zei-

ten erhielten; Constitutionen, wodurch die Völker sich glücklich befanden. Die durch die Erfahrung, als die trefflichste aller jemals gewesenen bewährte, ist das Werk der unwissenden Menschen des Mittelalters.

3) Civilgesetze sind im Mittelalter gegeben, — Municipalverfassungen sind errichtet, die, um ihrer Zweckmäßigkeit willen, bis auf unsre Zeiten beibehalten worden, und sicher werden einst die Zeiten, wo diese Verfassungen untergegangen oder von gewaltsamen Händen werden umgestoßen seyn, barbarischere, unglücklichere Zeiten seyn, als jene, in welchen diese Verfassungen entstanden.

4) Erfindungen wurden gemacht, deren Nützlichkeit zur Vermehrung der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, zur Erleichterung des Verkehrs unter entfernte Völker, zur Erweiterung und Verbreitung der Kenntnisse allgemein bekannt ist. Aber die Ehre des Mittelalters, alles dieß erfunden zu haben, will man dadurch verkleinern, daß man sagt, es wären Erfindungen durch Zufall gewesen, und man bewundert es, daß der Zufall dumme Menschen zu Erfindern machte. Wie aber? wenn man beweisen könnte, daß wenigstens einige dieser Erfinder durch ihr Nachdenken und Sinnen, und durch ausharrenden Fleiß in wie-

derholten Versuchen nach Ideen, die sie zu realisiren suchten, ihre Erfindungen zu Stande brachten? wird man solchen Männern die Achtung versagen, die man wahren Erfindern, denen, die es durch ihr Genie sind, schuldig ist?

5) Alle Kenner der Geschichte der Wissenschaften, insbesondere der Philosophie, urtheilen einstimmig, daß die so verachteten Scholastiker des Mittelalters zuerst auf Präcision in wissenschaftlichen Begriffen gedrungen, und dadurch der Philosophie der Neuern einen wesentlichen Vorzug vor der der Griechen verschafft haben.

Wenn auch nur bloß in Ansehung dieser fünf Punkte das Mittelalter unleugbar große Verdienste hat, so ist es doch wohl bloß Gerechtigkeit, das allgemeine Verdammungsurtheil zu reformiren, wodurch man dieses Zeitalter der allgemeinen Verachtung, dem allgemeinen Abscheu preis gegeben hat. Immerhin mögen in diesem Zeitalter die feinern Annehmlichkeiten des Lebens gefehlt haben, — mögen die feinern Geistesvergnügen den damaligen Menschen verborgen, mögen die Sitten ohne eine gewisse Politur oder vielmehr ohne einen gewissen Firniß gewesen seyn: nicht alles Treffliche, nicht alles Vollkommne findet sich im nehmlichen Zeitpunkt, am nehmlichen Orte, beysammen; Licht und Schatten, Vollkommenheit und Mängel grenzen in der ganzen

Natur an einander. Das Mittelalter gleicht einem Gemählde, wo der Künstler durch die Größe und Kühnheit seiner Ideen, und durch die Kraft seiner Zeichnungen Bewunderung erregt, aber durch zu grelles, kunstloses Colorit dem geübten Auge noch anstößig wird.

Doch es ist Zeit, jene fünf Verdienste der mittlern Zeiten im Einzelnen näher zu betrachten.

I.

Nordamerica in den beiden letzten Jahrhunderten giebt ein Bild zu dem, was im nördlichen Europa geschah, ungefehr seit dem fünften Jahrhunderte. Deutschland, Polen, Preussen, Liefland, Schweden, Dänemark und Norwegen waren, was Canada, Neuengland, Pensylvanien u. s. w. noch im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren — mit ungeheuern Wäldern und Sümpfen bedeckt, eben so sehr Wohnungen der wilden Thiere, als der Menschen. Aber diese, vom Geist des Anbaues ergriff°n, roden mit unglaublichem, ausharrendem Eifer die Waldungen aus, trocknen die Sümpfe, und nach wenig Jahrhunderten ist ein halber Welttheil unter den Pflug gebracht, dessen Gebrauch vorher daselbst nicht geahndet wurde. Die nehmliche Bestrebsamkeit, die nehmliche Beharrlichkeit schuf Europens nördliche Wüste zu Aeckern um, die in den letzten beiden Jahrhunderten in Nordameri-

ca das nehmliche Schauspiel gegeben hat. Mit dem Ackerbau verbreiten sich Handlung, städtische Gewerbe und Schiffahrt; die Küsten der Nordsee, der Ostsee, wo vorher nur Fischer in ausgehöhlten Bäumen dicht am Ufer kümmerlich Nahrung suchten, oder vom Hunger geplagt, sich den Wellen überließen, um irgendwo zu landen und zu plündern, diese Küsten dieser beiden Meere werden von Handelsschiffen besegelt. Handwerker und Künstler verbreiten sich unter Völkern, die vorher nur mit Thierhäuten sich bedeckten, scharfe Steine und Fischgräten als Werkzeuge brauchten, und in Erdhütten oder unter aufgestapelten Aesten und Zweigen Schirm gegen Regen und Kälte suchten. Magdeburg, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Lübeck, Stettin, Stralsund, Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Stockholm, Kopenhagen und wie viel andre Städte mehr, sind Schöpfungen des Mittelalters. Ist es möglich, alles dieß bloß physischer Thätigkeit zuzuschreiben? und dieser Thätigkeit bloß die Befriedigung physischer Bedürfnisse zum Zweck zu geben? Kann man in allen diesen Bestrebungen den Geist verkennen, der etwas mehr, als Stillung des Hungers, zu erreichen suchte? der Ahndungen von etwas höherm, als bloß thierischem Leben hatte? der schon dunkel vorempfand, daß Ordnung und Geselligkeit dem menschlichen Leben neue Reize verschaffen würde? Gesetzt, die Haupttriebfeder dieses Eifers, dieser Anstrengungen wären physische Bedürfnisse ge-

wesen; die Wahl der Mittel wurde doch durch den sinnenden Geist geleitet. Die Wahl der Oerter, wo die Menschen sich anbauen wollten, die Eintracht und die Ordnung, womit sie zu Werke giengen, und die Zweckmäßigkeit ihrer ersten Anlage beweisen, daß sie Kenntnisse gesammelt, Erfahrungen benutzt und sich Ideen von demjenigen gemacht hatten, was sie durch ihre Arbeiten zu Stande bringen wollten. Wodurch kann der menschliche Geist seinen wesentlichen Vorzug vor dem thierischen Instincte kräftiger beweisen, als dadurch, daß er sich Zwecke setzte, die seinem Verstande zuerst als Zwecke erscheinen, die die Natur ihm nicht unmittelbar angewiesen, und daß er dann diese bloß durch sein Denken erzeugten Zwecke durch Wahl und Combination der Mittel, nicht durch nothwendigen, instinctartig mechanischen, sondern freiwilligen Gebrauch seiner Kräfte zu erreichen weiß.

2.

Man hat die Idee, daß eine Staatsverfassung, um rechtlich begründet zu seyn, auf einem gesellschaftlichen Vertrage beruhe, für eine philosophische Chimäre erklärt; man hat gefragt, wo? wann ist jemals eine Verfassung durch einen Vertrag errichtet? Niemand wird dieß fragen, der das Mittelalter kennt. Fast kein Volk war, das nicht die Macht der Fürsten, die Gehorsamspflicht der Unterthanen

aus einem Vertrage hergeleitet hätte. Als die Sachsen sich gegen Kaiser Heinrich IV. empörten, wollten sie ihre Empörung durch die Beschuldigung des Kaisers rechtfertigen, daß er seiner Seits zuerst den Eid gebrochen habe, durch den er an gewisse Bedingungen sey gebunden worden. Sogar ein Mönch, Bruno, legt einem Haupturheber der Empörung folgende Worte in den Mund, und man bemerke, daß dieser Mönch, Bruno, die Empörung der Sachsen billigt, und den Kaiser als einen Tyrannen schildert. „Vielleicht," läßt Bruno seinen Sachsen in ihrer Versammlung sagen, „vielleicht „tragt ihr Bedenken, gegen den Eyd zu handeln, „den ihr dem Könige geschworen. Recht gut, dem „Könige haben wir geschworen. So lange er mein „König war, und that, was ein König thun soll, „habe ich ihm meinen Eid, den ich ihm geschworen, „redlich und treulich gehalten. Allein er hat nicht „länger König seyn wollen, hat sich nicht wie König betragen, und so ist er also auch derjenige nicht, „dem ich geschworen. Ich ergreife also die Waffen nicht gegen meinen König, sondern gegen den „ungerechten Räuber meiner Freiheit u. s. w." *)

Wir führen diese Stelle nicht an, um ihr unsern Beifall zu geben, um die Empörung in Sachsen ge-

---

*) Bruno de bello Saxon.

Mein Charakter und Sittengemählde aus dem Mittelalter. S. 224.

gen den Kaiser zu billigen, sondern nur die Thatsache darzuthun, daß die Völker im Mittelalter die Rechte des Regenten aus einem Vertrage herleiteten, den die Völker mit den Regenten geschlossen.

Die norwegische Geschichte in jenen Jahrhunderten enthält mehr, als ein Beispiel, daß zwischen dem neuen Könige, bevor er die Regierung antreten durfte, und dem versammelten Volk ein Vertrag errichtet wurde, und daß das Volk ihn an den Vertrag erinnerte, wenn er etwas dawider begangen hatte, oder zu begehn im Begriff war; daß das Volk wohl gar drohte, ihn nicht länger als seinen König zu achten, wenn er bei seinem vertragwidrigen Betragen beharrte. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht das Exempel Königs Hagen Adelstern, das uns Snorro Sturläson in seiner ausführlichen, unterhaltenden, lehrreichen nordischen Geschichte erzählt, die er in der damals cultivirten isländischen Sprache geschrieben. Hagen Adelstern war in England im Christenthum erzogen; die Norweger waren noch Heiden, opferten noch dem Thor, dem Odin, der Freya u. s. w. Hagen hielt eine Weile seine Religion verborgen; endlich wagte er, in einer Volksversammlung die Annahme derselben zu empfehlen und die alte heidnische abzuschaffen. Alsbald er diesen Vortrag gethan, entsteht großes Gemurmel, und die Bonden (so nannte man in Norwegen, Schweden und Dänemark die freyen

Gutsbesitzer) waren unwillig über diese Zumuthung des Königs. Einer von ihnen, nachdem sie mit einander Rath gepflogen, beantwortete in ihrem Namen des Königs Antrag: „jeder Bonde erin„nert sich, König Hagen, der ersten Versammlung, „die du hier in Drontheim hieltest, wo wir dich zum „König annahmen; wir fanden uns damals glück„lich. Aber nun wissen wir nicht, ob du uns län„ger freie Menschen seyn lassen, oder zu Sclaven „machen willst, durch den wunderlichen Vorschlag, „daß wir den Glauben sollten fahren lassen, den „unsre Väter so lange vor uns gehabt haben. — „Sie waren doch viel herrlichere Menschen, als wir; „und wir haben uns bei ihrem Glauben wohl befun„den. — Wir haben so große Liebe zu dir gehabt, „daß wir dir übertragen haben, uns Gesetze vorzu„schlagen, und als höchster Richter Recht zu spre„chen. Nun ist es unser Wille und aller Bonden „einmüthige Erklärung, wir wollen ferner die Ge„setze halten, die du hier in der Versammlung uns „vorgeschlagen und in die wir gewilliget haben; wir „wollen sämmtlich und ein jeder insbesondre dir „folgen und an dir, als an unserm Könige, halten, „so lange einer von uns leben wird, wenn nur du, „König, billig handeln und nichts von uns verlan„gen willst, als was wir gutwillig versprechen kön„nen. Wenn du aber gebieterisch auf einer Sache „bestehn und etwas mit Macht durchsetzen willst; so „sind wir sämmtliche Bonden zu Rathe gegangen

„und einig geworden, uns von dir zu scheiden, und „ein anderes Oberhaupt zu wählen, unter dem wir „wirklich frei seyn und den Glauben, der uns der „liebste ist, beibehalten können. „Nun, König, „steht es bei dir, von diesen beiden Vorschlägen ei„nen zu wählen, bevor die Versammlung aus ein„ander geht.“ — Am Ende dieser Rede wurden die Bonden sehr laut und unruhig, und erklärten, bei dem Gesagten sollte es bleiben. Als es wieder ruhig wurde, redete einer der vertrautesten Räthe des Königs; er sagte: „König Hagens Wille ist, „nach eurer gemeinschaftlichen Meinung, ihr Bon„den, sich zu richten, und sich nie von eurer Freund„schaft zu trennen.“ *)

Kann man behaupten, daß Völker, die so auf Verträge ihre Verfassungen bauten, aus Verträgen die Rechte ihrer Fürsten, aber auch ihre Pflichten herleiteten, unwissend und stupid in dergleichen Dingen, und daher ein passives Spiel bald der Anarchie, bald des Despotismus gewesen wären? offenbar war ihnen Zweck und Natur gesellschaftlicher Vereinigungen nicht unbekannt, und hatten sie gleich nicht als gelehrte Denker darüber nachgedacht, so hatten sie doch praktischen, durch Erfahrung belehrten Verstand genug, richtig zu beurtheilen, was

*) Snorro Sturl. T. I. p. 140.

den Zweck der Gesellschaft befördern oder ihn hindern und zerstören konnte.

Einen Vertrag von andrer Art errichteten kriegrische Fürsten und ihre freiwilligen Kriegsgefährten, wenn jene die Eroberung anderer Länder unternahmen. Die Kriegsgesellen versprachen dem Fürsten treue Folge, wohin er immer sie führen würde; er versprach ihnen Antheil an der Beute, Antheil an dem eroberten Lande. Dieser Vertrag ist die Quelle, woraus das ganze Lehnsystem geflossen, und da, bey Zertrümmerung des römischen Kaiserthums, so viel neue Staaten im südlichen Europa durch solche erobernde Fürsten errichtet wurden; so wurde in diesen Staaten allen das Feudalwesen eingeführt. In diesen Ländern wurde mit den überwundnen Einwohnern freilich kein Vertrag geschlossen; sie wurden der Willkühr des Eroberers überlassen. Gegen sie übernahm er keine Pflichten; aber gegen seine Kriegsgefährten, gegen seine Vasallen war er an den mit ihnen geschlossenen Vertrag gebunden. Aber nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch freiwillige Vereinbarung aller freien Männer sind die Verfassungen in Dänemark, Schweden und Norwegen entstanden, wie die Geschichte dieser Länder deutlich beweist. Wahrscheinlich waren eben so auch die Verfassungen der verschiednen deutschen Völker, der Bayern, der Sachsen, der Thüringer entstanden, bevor sie dem Schwerdte Karls des Großen unterlagen, und die Verfassungen, die er ihnen gab,

zu ertragen gezwungen wurden. Die Sachsen gleichwohl, wissen wir, unterwarfen sich nicht, ohne sich Bedingungen von dem Monarchen versichern zu lassen.

Nicht das eigentliche Feudalwesen selbst wurde je in den nordischen Reichen eingeführt; denn wie hätte es eingeführt werden können, da es eine Frucht ist, die aus der Eroberung hervorgeht. Jene Länder sind nie von Auswärtigen erobert worden, wie Gallien von den Franken, Spanien von den Westgothen, Italien von den Ostgothen und Longobarden, England von den Herzogen der Normandie erobert wurden. Die Dänen, Schweden und Norweger haben nie ein fremdes Joch getragen, daher ist ihnen auch nie eine eigentliche Feudalverfassung aufgedrungen; denn diese konnte nur da entstehn, wo ein Erobrer das überwundne Land unter seine Krieger vertheilte. Aber Lehnadel ist mit der Zeit auch in jenen nördlichen Ländern entstanden, und zwar durch Nachahmung dessen, was im südlichen Europa geschehen war. Hier nehmlich entsprang zuerst aus dem Lehnwesen der Lehnadel mit seinen verschiednen Stufen, Herzoge, Marggrafe, Grafen, Freiherrn und schlichte Edelleute. Im Norden ahmte man die Einrichtungen in den südlichen Staaten nach, und da hier die verschiednen Lehnadelsclassen theils zum Glanz der Höfe beizutragen schienen, theils zur genauern Abstufung der verschiednen Rechte und Vorzüge, durch deren Ver-

schiedenheit man dem Staatsgebäude, wie gleichsam durch verschiedne Stockwerke, ein Ansehn von Größe und Würde zu geben glaubte, so wollten auch die nordischen Höfe sowohl, als die Völker selbst sich ähnlichen Glanz, und ein ähnliches Ansehn von Größe und Würde verschaffen; sie führten zu dem Ende den Lehnadel ein.

Ursprünglich war der Lehnadel ein pur kriegerischer Adel. Aber seine Neigungen waren nicht so ganz auf Krieg gerichtet, daß sie nicht Sinn für die Wichtigkeit gesellschaftlicher Ordnung überhaupt gehabt hätten. Der kriegerische Lehnadel in England war es, der vom König Johann die Magna Charta erhielt, worin die drei praktischen Grundsätze zuerst festgestellt wurden, auf welchen alle bürgerliche Freiheit beruht.

Keine Nation war in Europa im Mittelalter, die nicht ihre ständische Verfassung hatte; diese Verfassung wurde oft mit Mühe errungen, nach langem Kampf mit nöthigen Hindernissen errichtet, aber allenthalben kam sie zu Stande: freylich hatte diese ständische Verfassung mancherley Gebrechen und Mängel; aber sie hat doch, so lange sie bestand, die europäischen Nationen gegen den Despotismus verwahrt, die eine zwar kürzere, die andre aber längere Zeit; — im Ganzen genommen hat sie vernünftige bürgerliche Freiheit fünfhundert Jahre lang in Europa erhalten. Wenn gleich zufällige Begebenheiten und Umstände den Ursprung, das Wachs-

thum und die Reife dieser ständischen Verfassung in den verschiednen Ländern veranlaßt und befördert haben; so erhellet doch aus der Allgemeinheit dieser Verfassung in allen damaligen europäischen Staaten, aus ihrer völligen Aehnlichkeit mit einander, in Ansehung ihrer Einrichtungen, Grundsätze, Zwecke und Verfahrungsarten, daß der praktische Verstand der Menschen an ihrer Errichtung noch mehr Antheil hatte, als der Zufall der Umstände und Begebenheiten.

In den großen Reichsversammlungen in Frankreich, in England, in Dänemark, in Deutschland wurde der Misbrauch der päbstlichen Gewalt über die geistlichen Grenzen hinaus, — wurden ihre Eingriffe in die weltliche Gesetzgebung, in die Independenz der Völker mißbilligt, verworfen und für unzulässig erkannt. Wahrlich man verleumdet das Mittelalter, wenn man die damaligen Menschen so ganz als Kinder an Verstande verächtlich machen will.

Man lese die Grundgesetze, die im Mittelalter in verschiednen Staaten gegeben sind, man lese die Verträge, die zwischen den Fürsten und den Völkern errichtet wurden — die Landesordnungen, die Recesse, die Abschiede, wie man sie in Deutschland nannte — man nannte sie auch wohl Privilegien; in allen wird man finden, daß die Menschen wohl wußten, worauf es ankam, eine Regierung zu ha-

ben, die ihren Zweck zu leisten im Stande wäre, über diesen Zweck hinaus oder gar diesem Zweck zuwider nichts vermöchte. Theoretisch zwar hatten sie über die verschiednen möglichen Systeme nicht nachgedacht, — nicht über die Balancirung der verschiednen Gewalten — nicht über Menschenrechte, wie viel davon in einem Staate beibehalten werden könne oder geopfert werden müsse — nicht über die richtige Definizion der Freiheit. Sie erkannten die Nothwendigkeit einer höchsten Gewalt; aber mit praktischem Blick sahen sie, wo der Strom dieser Gewalt durchbrechen und Schaden anrichten könne, und hier verstanden sie es, ihn einzudämmen. In allen Verfassungen der Staaten des Mittelalters haben die Völker sich gegen Willkührlichkeiten des Gesetzgebers — gegen Eingriffe in Privateigenthum — und gegen Mißbrauch der richterlichen Gewalt zu verwahren gewußt. Die Völker sind frey, wenn sie gegen diese drey Uebel gesichert sind. Bey allen Constitutionen der Staaten des Mittelalters liegen diese drey großen Grundsätze zum Grunde.

Eine merkwürdige Urkunde in dieser Hinsicht ist das so genannte Privilegium König Christians I. von Dänemark für die Schleswigholsteinischen Länder; Privilegium ist es betitelt; eigentlich aber ist es seine Capitulation mit den Ständen in Schleswig und Holstein, als sie ihn zum Landesfürsten erwählten. Sie ist ein Denkmal des hellen und rich-

tigen Verstandes, den die Urheber dieser Capitulation in das wahre Interesse einer bürgerlichen Gesellschaft hatten.

3.

Das civilisirte Leben unter den Griechen hat bekanntlich in den Städten seinen Anfang genommen. In den Städten dachten die Griechen zuerst einer Art von Kunst nach, das gesellige Leben zweckmäßig zu organisiren; in den Städten machten sie den ersten Gebrauch von dieser neuerfundnen Kunst, daher kam es, daß das griechische Wort, Politeia, *) welches die Kunst oder Wissenschaft, Städte einzurichten, bedeutet, mit der Zeit die allgemeinere Bedeutung bekam, alle die Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu bezeichnen, welche zur Anordnung, Erhaltung und Verwaltung bürgerlicher, es sey kleiner oder möglichstgroßer Gesellschaften erfordert werden; und ein Mann, der diese Kenntnisse und Geschicklichkeiten besaß, hieß ein Aner Politikos, **) ein Stadtkunstverständiger. Diese ursprünglich simple, unschuldige, und wahrhaft ehrende Bedeutung ist bekanntlich mit der Zeit so verdreht worden, daß man heut zu Tage nicht mehr weiß, ob nicht die Wörter Politik, Politiker, po-

---

*) Πολιτεια.

**) Ανης πολιτικος.

litische Maaßregeln u. s. w. alle Begriffe von Moralität, alle moralische Gesinnungen, als unverträglich mit demjenigen, was eigentlich den politischen Charakter ausmacht, ausschließen.

Wenn indeß zugestanden wird, aus der Natur der Sache und aus den Zeugnissen der Alten, daß jene ursprüngliche Politik, jene Kunst, Städte zu organisiren, die erste Quelle war, aus welcher die griechische Cultur hervorgieng; so hat das Mittelalter ebenfalls durch diese Kunst die allgemeine Civilisirung von Europa begründet und vollendet, und zwar theils durch Wiederherstellung, wo nicht völlig der nehmlichen, doch ziemlich ähnlichen Municipalverfassungen in den Städten, die dergleichen schon zu der Römer Zeiten gehabt hatten, die aber durch die nördlichen Völker, als sie das römische Reich zertrümmerten, in Sclavenzustand herabgesetzt waren; theils durch Erbauung einer fast unzählbaren Menge ganz neuer Städte. Jenes war der Fall in den gewesenen römischen Provinzen, in Italien, Gallien, Britannien und Spanien; das letztere war der Fall im übrigen Europa vom Rhein und von der Donau an bis zu den äussersten Enden des baltischen Meeres, in Deutschland, Preussen, Polen, Liefland, Schweden, Dänemark und Norwegen.

Wie richtig die Menschen des Mittelalters sowohl in jenen wiederauflebenden, als in diesen neugebornen Städten, die Zwecke ihrer Vereinigung

kannten, und wie unverrückt sie dieselben immer im Auge behielten, wie einsichtsvoll, eifrig und redlich sie die besten Mittel anwandten, diese Zwecke zu erreichen, nehmlich durch gute Ordnung ihrer Aller gemeinschaftliches Wohl zu gründen, zu erhalten und zu vermehren; das alles beweisen die Organisationen, die diese Städte sich damals gaben, und die, bis auf einzelne kleine Veränderungen bis auf unsre Zeiten beibehalten worden, weil man nichts Wesentliches daran zu verbessern fand, — das beweisen die Civilgesetze dieser Städte, an denen die Weisheit späterer, gelehrterer Gesetzgeber sowohl als Gesetzlehrer nichts Wichtiges zu verbessern gefunden hat. Haben nicht fast alle Städte in Frankreich, bis zur Revolution, die Municipalverfassungen behalten, die sie im Mittelalter, nach dem Muster der ehmaligen römischen Municipien gebildet hatten? Wurde nicht das lübische Stadtrecht, in dem doppelten Sinn, den dieses Wort bedeutet, einmal nehmlich als Organisation der städtischen Regierung, und zweitens als Civilgesetzbuch für eine, nicht Ackerbau, sondern Handlung und Gewerbe treibende Commun, das Muster für fast alle damals im nördlichen Europa entstehenden Städte? Sind nicht im Süden von Europa die Gesetze der Insel Oberon und die in dem Buche, il consolato del mare, enthaltnen, so wie im Norden die der Stadt Wisly auf der Insel Gothland, als hinlängliche, mit Kenntniß und Weisheit abgefaßte Gesetze zur Ent-

scheidung der bei der Seehandlung vorkommenden Rechtsfälle anerkannt und beibehalten worden? Welch eine Menge von Gesetzbüchern, die im Mittelalter fast in jedem Lande, in jeder Stadt schriftlich abgefaßt wurden, sind nicht durch den Druck zum Vorschein gekommen? Von bloß deutschen Ländern und Städten sehe man das Verzeichniß nur an, das Selchow davon gegeben hat. *) Diese Gesetzbücher haben ihre Mängel; aber die größten Rechtsgelehrten erkennen die Billigkeit, die Zweckmäßigkeit der meisten Gesetze, und ohne dieses doppelte Verdienst der Billigkeit und Zweckmäßigkeit würden sie nicht so viel Jahrhunderte durch in Kraft geblieben — würden nicht in spätern Zeiten von den Landesherrn, seitdem die Gesetzgebung fast ganz in sie übergieng, bestätigt seyn. Man nehme nur eines dieser alten Gesetzbücher zur Hand, und man wird wahrlich dem Verstand der Menschen in jenen Zeiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen; statt ihn zu verachten, wird man große Achtung gegen ihn empfinden. Wahrlich der Verstand der Menschen im Mittelalter war in praktischen Dingen nichts weniger als verrostet, er hatte in der activen Sphäre des bürgerlichen Lebens eine Regsamkeit und Energie, die er vielleicht in spätern Zeiten nicht bewiesen hat, weil er damals schon so viel leistete, das ihm für die

---

*) Elementa juris germanici privati, Parr, gen, C. III,

spätern Zeiten wenig zu thun übrig blieb. Der praktische Geist der Gesetzgebung verbreitete sich von den Städten aus über alle diejenigen, die an der Regierung ganzer Länder, Provinzen, Reiche und Republiken Antheil hatten. Wo ist der Staat? wo ist das Land? wo ist die Provinz in Europa, die nicht im Mittelalter ihre geschriebenen, mit Bestimmtheit und Deutlichkeit abgefaßten Gesetzbücher bekamen? Man durchlaufe nur ein chronologisches Verzeichniß bloß der deutschen Länder, deren Gesetzbücher in diesen Zeiten aufgeschrieben wurden, und man wird sich schämen, den Menschen dieser Zeiten Thätigkeit und Kraft des Verstandes abgesprochen zu haben. In Dänemark wurde das schonische Gesetzbuch, das seeländische und das jülische im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte gegeben, treffliche Gesetze, von denen das letztere noch in unsern Zeiten im Herzogthum Schleswig in Kraft ist. Man merke, daß diese Gesetzbücher in Versammlungen der Stände dieser Länder beschlossen und ausgeführt wurden.

Nicht bloß unvollkommen, sondern in der That von Grund aus fehlervoll blieb — wir gestehn es — das Criminalrecht; barbarisch waren die Gesetze, unweise, unmenschlich die Verfahrungsart. Wir wollen weder rechtfertigen noch entschuldigen, was sich nicht entschuldigen noch rechtfertigen läßt; wir wollen offenbare Gebrechen, unleugbare Miß-

gestaltungen einzelner Glieder, unleugbare Häßlichkeiten an einem sonst wohlgebauten, gesunden Körper nicht für Schönheiten erklären; aber wir können nicht zugeben, daß dieser disproportionirten Theile wegen die ganze Statue als mißgerathen verworfen werde. Das Criminalrecht der mittlern Zeiten war barbarisch; aber das ganze Zeitalter verdient deswegen nicht so benannt zu werden. War doch auch das Criminalrecht der Römer höchst barbarisch? und wie viel andre Barbareien hatten die Römer? ihre Gladiatorengefechte, ihre Thierhetzen, wo selbst Menschen gegen wilde Thiere kämpfen mußten — ihre Sclavenbehälter (ergastula) und doch waren die Römer in der That ein cultivirtes Volk.

Ueberhaupt ist unsre Absicht nicht, den ganzen Charakter des Mittelalters von allen Seiten vertheidigen zu wollen, sondern nur zu erhalten, daß man ihm Gerechtigkeit wiederfahren lasse. In dieser Absichtglauben wir einige Hauptvorwürfe widerlegen zu müssen, die das Mittelalter ungerechterweise bisher erduldet hat. Durch einen dieser Vorwürfe spricht man ihm fast allen Gebrauch des Verstandes, alle Denkfähigkeit, alle Thätigkeit des Geistes ab. Stupidität ohne Ausnahme habe das ganze menschliche Geschlecht in Europa befallen. Die Wahrheit aber ist, daß der menschliche Verstand in der regsten, lebendigsten, unermüdetsten Thätigkeit war, freilich aber auf Gegenstände gerichtet, die da-

mals das erste Nothwendige waren, ohne dessen Zustandebringung aber die Menschen der spätern Jahrhunderte, des sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten ihrer so hoch gestiegnen Cultur nicht hätten sich rühmen können.

4.

Daß viele, nützliche und wichtige Erfindungen im Mittelalter gemacht sind, wird einmüthig zugestanden. Wie könnte man auch so evidente Thatsachen leugnen? Die Griechen, die Römer hatten keine Buchdruckerkunst, keinen Compaß, keine Schlag- und Taschenuhren, keine Posten u. s. w. Kein Volk des Alterthums hatte etwas dergleichen. Am Ende des Mittelalters war der Gebrauch aller dieser Dinge in Europa (NB. in Europa, nicht in andern Welttheilen) eingeführt; also müssen sie offenbar im Mittelalter in Europa erfunden seyn. Aber das Verdienst, alle diese Erfindungen gemacht zu haben, will man dem Verstande der damaligen Menschen absprechen, und es dem blinden Zufall zueignen. Ein englischer Autor, *) aus dem man in Deutschland gar zu viel gemacht hat, gieng in seinem unwissenden Stolze gar so weit, den Ausspruch

*) Swift.

spruch zu thun, die beiden großen Erfindungen, Pulver und Buchdruckerkunst, wären von der stupidesten aller Nationen, von der Deutschen, gemacht worden.

Es ist unbegreiflich, wie Männer von Verstande haben behaupten können, daß alle jene Erfindungen ohne Anwendung des Verstandes gemacht wären. Es giebt hergebrachte Urtheile, die alle Welt adoptirt, bloß weil sie hergebracht sind, und weil man sich die Mühe nicht nimmt, sie zu untersuchen. Dahin gehört dieser allgemein angenommne Ausspruch über die Erfindungen des Mittelalters. Hat man je über dieses Urtheil nachgedacht? Hat man je analysirt, welch eine Menge einzelner Behauptungen in der einen liegt, das Feuergewehr oder die Buchdruckerkunst wären durch einen Zufall erfunden? Hat man je erwogen, daß jede dieser Erfindungen aus mehrern Erfindungen zusammen gesetzt ist, die vorher gemacht seyn mußten, und durch deren Combination endlich die Idee eines Feuergewehrs, einer Buchdruckerpresse erzeugt werden konnte? Wie viel Erfahrungen mußten beobachtet, wie viel Versuche mußten angestellt seyn, eh' herausgebracht wurde, daß die forttreibende Kraft des Pulvers um so viel an Stärke gewönne, je enger der Raum wäre, in den es eingeschlossen würde; und daß es, in einer metallnen Röhre mit einer Oeffnung am Ende, in der geraden Richtung dieser Röhre den Körper hintriebe, mit dem man es be-

tastet habe? Daß eine Mischung von Salpeter und Kohlen sich zünde, daß eine Quantität dieser Mischung angemeßne Lasten forttreiben könne, konnte ein zufälliger Vorfall bemerken lassen? Die erste Anwendung, die man von dieser Erfahrung machte, war, das Pulver zur Sprengung des Gesteins in Bergwerken zu brauchen. Auf diese Weise ist das Pulver schon im 11ten Jahrhundert bekannt gewesen. Alle fernere, künstlichere Anwendung konnte nur die Frucht vieles Meditirens und vieler gesammelten Erfahrungen und Versuche seyn. Daß der engere, das Pulver einschließende Ort seine Kraft vermehre, war eine zweite Entdeckung; eine dritte war, daß man durch eine einzige Oeffnung an dem Orte, wo das Pulver eingeschlossen wäre, der forttreibenden Kraft desselben eine bestimmte Richtung geben könne; eine vierte Entdeckung war, daß man durch eine Röhre den Gang der Last, die das Pulver forttreibt, auf ein bestimmtes Ziel lenken könne. Wenn alles dieß der bloße Zufall lehrte, so muß es ein sehr nachdenkender Zufall gewesen seyn.

Lorenz Kaster, sagt man, gieng mit seinen Enkeln in einem Lustholze spazieren. Um den Kindern einen Zeitvertreib, und zugleich ihnen diesen Zeitvertreib nützlich zu machen, schnitt er Buchstaben aus Baumwurzeln. Er wickelte diese Buchstaben in sein Schnupftuch, und brachte sie mit nach Hause. Hier fand er die Gestalt der Buchstaben, durch

den schwärzlichen Saft der Baumwurzeln in dem Schnupftuche abgedruckt. So erfand er, sagt man, die Buchdruckerkunst. Wenn es, um diese Erfindung zu machen, weiter nichts bedurfte, als dieser einzelnen Erfahrung, daß auch gewisse Materien, die die Nässe einsaugen, signiren, vermittelst flüssiger Farbe sich abdrucken lassen, so ist zu verwundern, daß die Wahrsager bey den Griechen und Römern nicht längst die Buchdruckerkunst erfunden hatten, indem diese Leute, um die abergläubige, auf einen Orakelspruch harrende Menge zu täuschen, auch wohl das Mittel brauchten, ein paar bedeutungsvolle Worte sich in die Hand zu schreiben. Wenn sie dann mit dieser Hand die Leber oder das Herz des geschlachteten Opferthiers heraushoben, drückte sich das in die Hand geschriebne davon ab. Die Priester zeigten diese beschriebne Leber oder das Herz dem erstaunten Haufen, der die Hand der Götter zu erkennen glaubte. Auch die Perschafte, deren man sich ja schon in den ältesten Zeiten bediente, und wodurch Namen, Titel und wohl kleine Sprüche in Wachs abgedruckt wurden, hätten schon auf Buchdruckerkunst leiten müssen, wenn die Wahrnehmung einzelner Erfahrungen hinreichte, eine Erfindung zu machen. Nein, wenn Erfahrungen auch noch so oft wiederholt werden, es wird etwas mehr dazu erfodert, Erfindungen daraus herzuleiten; die Wahrnehmung muß bei dem Beobachter mehrere Ideen erregen; eine Idee von einem gewissen Zweck, der

zu erreichen wäre, wenn mit dem Mittel, auf welches die Wahrnehmung geleitet hat, noch andre Mittel verbunden würden. Diese Ideen müssen in einem Geiste entstehn, der eines anhaltenden Meditirens fähig ist, der Ideen mit Ideen zu vergleichen weiß, der in Anstellung von Versuchen unermüdet ist. Auch wissen wir jetzt aus authentischen Zeugnissen, daß Joh. Guttenberg, der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst, ein solcher meditirender, experimentirender Geist war, und daß ihm seine Erfindung viel Jahre Nachdenkens, und immer wiederholter, kostbarer Versuche gekostet hat. Es ist endlich Zeit, diesem verkannten Manne Gerechtigkeit zu erweisen und ihn als Erfinder in gleichen Rang mit Galilei, Guerike, Franklin und andern berühmten Namen zu stellen. Diese Alle haben dem Zufall nicht weniger, als er, er hat seinem Genie nicht weniger, als jene dem ihrigen zu danken. *) Sie alle wurden zwar durch Zufälle veranlaßt, zu erfinden, aber sie erfanden durch die Stärke ihres Genies, durch tiefes Meditiren, durch Fertigkeit im Combiniren, durch Unermüdlichkeit im Versuchen.

*) Ich ersuche meine Leser, hierüber nachzulesen, was ich in meiner deutschen Culturgeschichte angeführt habe. Es verdriezt mich fast, daß die daselbst gegebnen Beweise noch nicht vermocht haben, dem ausserordentlichen Manne, Guttenberg, völlige Gerechtigkeit zu verschaffen.

Die Erfindung der Schornsteine, die offenbar nur durch Beobachtung und Nachdenken gemacht werden konnte, gehört wahrscheinlich dem vierzehnten Jahrhunderte. *) Wer kann die Drahtmühle für eine Erfindung des Zufalls halten? sie ist wahrscheinlich zu Nürnberg gemacht, und lange vor dem funfzehnten Jahrhunderte, denn in diesem war sie schon zu einer großen Vollkommenheit gediehn. **)

5.

Um gegen das Mittelalter, in Ansehung der wissenschaftlichen Cultur, gerecht zu seyn, müssen wir vorzüglich den Unterschied zwischen der nördlichen und der südlichen Hälfte Europens bemerken. Der Verfall der Wissenschaften, ihr Verblühen, ihr Aussterben, da wo sie schon mit dem schönsten Erfolge cultivirt wurden, ist ein trauriges Gemählde, wie das Verblühen, das Verdorren schöner Fruchtbäume, wie das Wüstewerden bis dahin vollkommen angebauter Felder. Dieses traurige Gemählde finden wir im südlichen Europa in den ersten drey, vier Jahrhunderten nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums.

---

*) Beckmann Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. B. 2. S. 441.

**) Beckmann rc. B. 3. S. 74.

Die stolze Verachtung der rohen Sieger gegen alles, was sich nicht auf den Krieg bezieht, auf der einen Seite, auf der andern die Niedergeschlagenheit, die Muthlosigkeit, der Sclavenzustand der Ueberwundnen lassen alle Lehranstalten zu Grunde gehen, ersticken das Genie, drücken die Talente nieder, stumpfen allen innern Sinn für geistige Vergnügen ab, beschränken alle Thätigkeit auf die kümmerliche Befriedigung physischer Bedürfnisse.

Aber unter den nördlichen Völkern hatte er sich noch gar nicht zu entwickeln angefangen. Diese rohen Söhne der Natur hatten noch nicht einmal die Elemente der Wissenschaften kennen gelernt. Ohne alle Ahndung, daß es, ausserhalb der Sphäre ihrer täglichen physischen Bedürfnisse, wissenswerthe Wahrheiten gebe, war all ihre Thätigkeit auf Krieg und Jagd, auf die Erhaltung und Vermehrung ihrer Heerden, auf die Entdeckung und Benutzung fischreicher Gewässer beschränkt. Bey diesen Völkern waren also die Wissenschaften nicht in Verfall; bey ihnen existirten noch keine Wissenschaften. Kaum aber sind im Süden die ersten Schritte gethan, Lehranstalten wieder herzustellen, kaum sind durch die Fürsorge Karls des Großen Schulen errichtet, so eilen die Söhne des Nordens in diese Schulen, an der Weser, an der Elbe werden die Alten gelesen. Aus dem rauhen Islande, dem äussersten Theile, kommen Jünglinge an den Rhein, um zu Kölln,

wo eine der berühmtesten jener Schulen war, sich die gelehrten Schätze der Römer zu eigen zu machen.

Man muß wenigstens den Eifer bewundern, womit viel tausend Zöglinge aus den entferntesten Ländern nach Paris, nach Bologna, nach Kölln, nach andern damals im Süden berühmten Universitäten giengen — in Zeiten, wo nicht die geringsten Anstalten zu Bequemlichkeiten der Reisenden gemacht waren — wo es sogar höchst unsicher zu reisen war — wo es für die Fremden in einem Lande, wegen des Mangels an Posten und Handelscorrespondenzen, so äusserst schwer wurde, die benöthigten Gelder aus ihrem Vaterlande zu erhalten; wo Bücher eine so seltne und kostbare Sache waren; wo es daher gar keine öffentliche Bibliotheken gab. Man sage nicht, das Besuchen der Universitäten sey für die unhöchliche Classe der Geistlichen, wenn sie in der Kirche versorgt seyn wollten, nothwendig gewesen. Die zu diesem Beruf unentbehrlichen Kenntnisse konnten sie auf nähern, kürzern und bequemern Wegen erlangen, in den Klosterschulen, woran in keinem Lande Mangel war, und in der That wurde so wenig Gelehrsamkeit zu einem Geistlichen erfodert, daß jeder sie ohne lange und beschwerliche Reisen in seiner Heimath sich erwerben konnte. Concilienschlüsse hatten festgesetzt, was ein Geistlicher, um ordinationsfähig zu seyn, wissen sollte; es war genug, wenn er die Glaubensartikel, die Kirchenge-

sänge, die Evangelien und Episteln und die Stellen aus den Kirchenvätern, die beym Gottesdienst vorgelesen wurden, in seine Landessprache einigermassen zu übersetzen wußte. Es war in der That, wenigstens bey vielen, innerer Trieb, eigne Wißbegierde, was Dänen und Schweden, Deutsche und Engländer, Polen und Ungarn nach Paris, nach Bologna, nach Padua brachte. Bey den meisten mochte es jener Trieb seyn, der die große Menge einigen wenigen vorangehenden Anführern folgen macht, jener Nachahmungstrieb, den wir im Deutschen mit einem französischen Worte eine Mode nennen.

Aber, frägt man, was wurde mit all diesem Eifer geleistet? Scholastik wurde getrieben; eine unnütze Wissenschaft; eine Afterwissenschaft, die den menschlichen Verstand mehr verwirrte als erleuchtete. Es ist wahr, der Vortrag der Wissenschaften war einseitig; man beobachtete weder die Natur noch den Menschen; man beschränkte sich ganz in einen engern Kreis metaphysischer und theologischer Sätze; über diese disputirte man ohne Ende, ohne weitern Zweck, als um zu disputiren. Daher übte man auch den Verstand bloß im Disputiren, und allen dazu erforderlichen Künsten, in unendlichen Distinctionen der Begriffe, in künstlichen Geweben syllogistischer Knoten, in gesuchten Terminologien, die das Gedächtniß erschreckten, den Verstand betäub-

ten, und mit tönenden Worten die Leerheit der Begriffe versteckten.

Diese Beschuldigungen sind zum Theil ungerecht, zum Theil übertrieben. Ungerecht, wenn man behauptet, daß durch die Scholastiker nichts geleistet sey; übertrieben, wenn man den Misbrauch, den man von der Scholastik machte, mit ihrem rechten Gebrauch vermengt. Jede Methode, die ihrem Zweck entspricht, ist, zu diesem Zweck angewandt, nicht allein eine gute Methode, sondern auch die einzige wahre, in so fern der Zweck durch sie am besten erreicht wird. Die Menschen jener Zeiten, als sie zuerst den Durst nach Wissenschaft empfanden, erkannten die Wichtigkeit deutlicher, bestimmter Begriffe, deutlicher, bestimmter Sätze. Sie hatten bemerkt, daß das Disputiren ein Mittel ist, das Dunkle in den Begriffen und Sätzen näher zu beleuchten, die in einander fliessenden Grenzen verwandter Begriffe genau zu scheiden, jeder Idee ihren bestimmten Umriß zu geben, das Schwankende in der Bedeutung der Wörter zu fixiren, alle Vieldeutigkeit, alle Unbestimmtheit aus der Rede zu verbannen. Daher gefiel ihnen die Methode des Disputirens, und kann man leugnen, daß sie nicht der Weg war, der zu einem wichtigen Ziele führte? In der That sie erreichten es, und gaben ihrer Art zu philosophiren einen Vorzug, den die berühmtesten Philosophen unter den Griechen nicht erlangt haben: Präcision der Begriffe. Diese in die Wissenschaf-

ten gebracht zu haben, ist doch wahrlich kein geringes Verdienst. Das haben auch die größten Denker der neuern Zeiten anerkannt. Man weiß, daß Leibniz eine hohe Meinung von diesem Verdienst der Scholastiker hatte, und Condorcet, der, was auch sonst mit Grunde gegen ihn erinnert werden mag, doch gewiß in Würdigung literarischer und wissenschaftlicher Verdienste ein eben so scharfsinniger, als gerechter Beurtheiler war, sagt: „Die Scholastik „führte zwar nicht zur Entdeckung der Wahrheit; „sie diente nicht einmal zur gehörigen Schätzung der „Beweisgründe für dieselbe; aber sie schärfte den „Verstand; und jener Geschmack an feinem Unter„scheiden der Begriffe, und die Foderung, die sie „machte, die Begriffe immer weiter zu theilen, und „ihre flüchtigsten Verschiedenheiten zu bemerken und „festzuhalten, und sie mit neuen Benennungen zu „bezeichnen; alle diese Bestrebungen im Disputiren, „entweder seinen Gegner in Verlegenheit zn brin„gen, oder sich selbst aus seinen Schlingen loszu„winden, alle diese Bemühungen, sag' ich, sind der „erste Ursprung der philosophischen Analyse, der wir „unsre heutigen Fortschritte verdanken."

„Diesen Scholastikern sind wir die präcisern Be„griffe schuldig, die wir jetzt vom höchsten Wesen „und seinen Eigenschaften haben; die Begriffe von „der Ersten Ursache und von der von ihr verschied„nen Welt; von dem Unterschiede zwischen Materie

„und einfachen Wesen; von den verschiednen Begriffen, die sich mit dem Worte Freiheit verknüpfen lassen; von der Bedeutung des Wortes Schöpfung; von dem Unterschiede zwischen den verschiednen Operationen des Verstandes im Denken; von den Scholastikern haben wir gelernt, unsre Ideen in ihre Fächer zu ordnen.“ *)

6.

Gegen die Beschuldigungen also, womit man den Verstand der Menschen des Mittelalters überhäuft hat, ist derselbe hinlänglich gerettet; er war nicht verrostet, nicht in Todesschlaf versunken, nicht kindisch geworden, und wie die verdammenden Phrasen weiter lauten, mit denen man ihn der tiefsten Verachtung preis gegeben. Der Verstand der Menschen war so rege, so lebendig, wie er je gewesen, unermüdet, kräftig, und die Mittel zu den Zwecken, die er im Auge hatte, eben so fleißig erforschend, als richtig wählend und geschickt mit einander verbindend. Aber seine Zwecke waren freilich (wenn wir von dem Verstande der damaligen Menschen im allgemeinen reden — nicht von dem Verstande der Scholastiker,) nicht Ergründung und Aufführung subtiler Theorien, systematische Verkettung des

---

*) Condorcet Esquisse etc. 7. Epoque. p. 167. 168.

menschlichen Wissens, sondern Benützung der täglichen Erfahrung und Beobachtung, um den ersten, nothwendigsten Bedürfnissen des gesellschaftlichen Lebens abzuhelfen, die Subsistenzmittel zu vermehren, durch Ausroden der Wälder, durch Trocknung der Sümpfe, durch Urbarmachung des halben bis dahin noch von keinem Pfluge berührten Europa, durch Verbreitung und Vervielfältigung städtischer Gewerbe, durch Erfindung neuer Werkzeuge, zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens, durch Bereisung unbekannter Länder, durch Beseglung nie beschiffter Meere, um Handelsverkehr zwischen Völkern zu schaffen, die nie von einander etwas gewußt hatten, durch Stiftung guter Ordnung in den neugebauten Städten, durch gemeinsame Verabredung heilsamer Gesetze (denn nur Verabredung der Gemeine, nicht Willkühr Einzelner war die Quelle der Gesetze,) durch genaue Bestimmung der Schranken, innerhalb welcher die höchste Gewalt sich halten müßte, (wie man aus der Erfahrung wußte) wenn sie nicht zweckwidrig zum Druck und Schaden der Gehorchenden gebraucht werden sollte. So ganz auf dieser Seite beschäftigt, war es wohl zu entschuldigen, daß er damals alles, was auf der andern Seite lag, und auf die ersten Einrichtungen des geselligen Lebens keinen Einfluß hatte, unbekümmert, als vorerst gleichgültig, ununtersucht liegen ließ, daß er sich weder um die innere Natur der Körperwelt, noch um die Geheimnisse der intellectuellen keine sonderli-

che Mühe gab, daß er in dieser Hinsicht nichts von allem dem prüfte, was uralte Sagen ihn darüber lehrten, daß er daher an Zauberkünste und Gespenster, an die unmittelbare Einwirkung bald bösartiger, bald wohlthätiger Geister, bald der Gottheit selbst, und zwar bald ihres Zorns, bald ihrer Liebe, in den Zustand der Erdbewohner glaubte.

Aber, sagt man, gerade diese theoretische Schwäche des menschlichen Verstandes in diesen Zeiten hatte den schädlichsten Einfluß auf den moralischen Charakter der Menschen. Es gab keine Moralität in diesen Zeiten, und wie hätte es Moralität geben können, da die wahren Motiven zu einem moralisch guten Leben unbekannt waren — da man den sinnlichen Gelüsten und Trieben das einzige Gegengewicht, das ihre Uebermacht hemmen kann, — die Vortrefflichkeit der Tugend — nicht entgegensetzte — da man alle Pflichten bloß von willkührlichen Geboten der Gottheit ableitete, und für Pflichten bloß positive Vorschriften zur Besuchung des Gottesdienstes, zur Beobachtung unnützer Ceremonien, allenfalls zur Freigebigkeit gegen die Priester und Armen erkannte, und da man gelehrt wurde, die gröbsten Verbrechen durch körperliche Büssungen, durch Fasten, durch Beichten, durch Wallfahrten, durch Geschenke und fromme Stiftungen vergüten zu können. Bei diesem Punkte scheint es, werde der Apologist des Mittelalters sich scheuen, seine

übernommne Vertheidigung fortzusetzen; über diesen Punkt werde er den Ausspruch, schuldig, ohne Widerrede zugeben müssen. Ich bitte, gleichwohl folgendes zu bedenken:

1) Es ist eine irrige Meinung, daß der Charakter eines Volkes von der positiven Religion, die bei ihm herrschet, abhängen sollte. Die Religion der Griechen und Römer war eben so abergläubig als die christliche im Mittelalter. Mit welcher Wuth besuchten nicht die Griechen ihre Orakel! Weder die griechische Republik noch Privatpersonen unternahmen etwas von Wichtigkeit, ohne die Orakel vorher befragt zu haben! Wie ängstlich harrten die Römer, es sey wenn eine Schlacht geliefert, oder in den Volksversammlungen etwas Wichtiges überlegt werden sollte, ob die Götter günstige oder ungünstige Zeichen gäben, ob die heiligen Hühner die vor ihnen hingestreuten Körner begierig verzehrten, oder liegen ließen, ob die Eingeweide der geopferten Thiere die Gestalt und Lage hätten, an die der Aberglaube glückliche oder unglückliche Vorbedeutungen knüpfte. Wer noch nichts von den Thaten der Griechen und Römer wüßte, und sie zuerst von dieser ihrer abergläubigen Seite kennen lernte, sollte ihnen allen Muth, alle Besonnenheit, alle Ueberzeugungsfähigkeit absprechen, sollte urtheilen, die Römer zumal wären durchaus zu bigott gewesen, um je große Unternehmungen zu wagen, und sie mit kluger Be-

harrlichkeit auszuführen. Wie sehr würde einer, der so urtheilte, erstaunen, wenn er nachher bei fortgesetztem Studium der Geschichte fände, daß nie ein Volk an großem Untersuchungsgeiste, an beharrlicher Festigkeit seine eigne Vergrößerung planmäßig zu fördern, an Unbezwingbarkeit seines Muthes bei der schreckenvollsten Aussicht, bei augenscheinlicher Gefahr des Untergangs übertroffen hat? Ferner gab es je eine positive Religion, die den sinnlichen Gelüsten mehr schmeichelte, als die der Griechen und Römer? waren nicht ihre Götter personificirte Laster? waren sie nicht wollüstige, rachgierige, von allen Leidenschaften hingerißne Götter? Auf die Sitten der Griechen in Ansehung der Liebe haben freilich der verliebte Charakter und die Liebesabentheuer eines Jupiters, eines Apollo, einer Venus, eines Mars u. s. w. keinen unbedeutenden schädlichen Einfluß gehabt, aber die Römer verehrten eben diese Götter; gleichwohl bey welchem Volke waren die Sitten keuscher, strenger, reiner als bei den Römern in ihren guten Zeiten? Ungeheuer war allerdings in spätern Zeiten das Sittenverderben, aber es riß ein, als die Verehrung dieser Götter dem Verstande der Römer schon ein Spott geworden, und nur noch auf Begehung der hergebrachten feierlichen Handlungen beschränkt war, die man bloß deswegen beibehielt, weil sie hergebracht waren und theils zum öffentlichen allgemeinen Vergnügen des Volks, theils zur Unterhaltung des Glanzes dienten, der

die Vorsteher des Staats an solchen Festen umgab und die Eindrücke der Ehrerbietung vermehrte, von der man mit Recht glaubte, daß sie eine Haupttriebfeder des willigen Gehorsams gegen die Obrigkeiten wäre.

Zwischen der positiven Religion eines Volks und seinem moralischen Charakter ist keine nothwendige Verbindung. Daß der mahomedanische Fatalismus nicht nothwendig unthätig, träg und gleichgültig gegen die Begriffe des Lebens mache, beweisen die Industrie, die Handelsunternehmungen, die Schifffahrt der Araber unter den abassidischen Califen. Waren sie nicht das erste Handelsvolk der damaligen Welt? War nicht der ostindische Handel in ihren Händen? Bereisten sie nicht China? Haben sie nicht den Seidenbau in Spanien eingeführt? die Indolenz der Türken, ihre Gleichgültigkeit gegen die Pest ist aus ihrem Nationalcharacter, nicht aus ihrem Glauben entsprungen. Ihre natürliche Indolenz hat nur an ihrem Glauben an Fatalismus eine Stütze gefunden. Der feurige active Araber hat sich nie dieser Stütze bedient; so auch der Perser, der, ohne das Feuer des Arabers zu besitzen, zu allen Zeiten sein Land mit ruhiger Activität angebaut, und zwar nie Schiffahrt versucht, aber im Landhandel Intelligenz und Bestrebsamkeit bewiesen hat. Aus diesen Thatsachen schließen wir also, daß auch die positive Religion der christlichen Europäer des Mittelalters nicht nothwendig den Einfluß auf ihren moralischen

Cha-

Charakter gehabt habe, den man ihr gewöhnlich beimessen will.

2) Die wahre, und man kann wohl sagen, die einzige Triebfeder, die den wahrhaft guten Menschen wahrhaft gut handeln macht, ist in seinem Herzen selbst von der Hand der Natur angelegt, und die richtigste sowohl als kräftigste Tugendlehre ist ihm, wie man ehemals zu sagen pflegte, ins Herz geschrieben. Das Große, das Edle, das Schöne, das Gute hat unter den Menschen geschehen, hat von Menschen verrichtet werden müssen, bevor der Verstand die Begriffe davon deutlich auffaßte und (Regeln und) Grundsätze darüber aufstellte. Wie der Wärmestoff, das physische Lebensprincip, durch die ganze materielle Welt verbreitet ist, gebunden zwar und ruhig, bis es sich durch ein angemeßnes Incitament entwickelt, so ist auch der eigentliche Tugendtrieb, die gute Gesinnung des Menschen zum Menschen, das Verlangen zu helfen, in allen moralischen Wesen verbreitet, und äussert sich, sobald angemeßne Gegenstände ihn reizen. An diese allgemeine Einrichtung der Natur festiglich glaubend, bin ich gewiß, daß es auch im Mittelalter viel schöne, wenn gleich nicht durch Cultur ausgebildete, moralische Charaktere gegeben, viel edle und große Handlungen begangen, viel Beweise von Freundschaft, von Vaterlandsliebe, von Großmuth, Selbstopferung für das Genie, für Freude, von Dankbarkeit, von Redlichkeit gegeben sind. Ich würde

dieß glauben, wenn ich auch in den schriftlichen Nachrichten nichts von dergleichen aufgezeichnet fände. Aber ich finde in den Gedichten des Mittelalters, so roh auch die Poesie derselben ist, moralische Charaktere geschildert, tugendhafte Handlungen beschrieben, und edle und schöne Gesinnungen ausgedrückt, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig läßt, daß man nicht damals solche Charaktere wirklich unter den Menschen gekannt und zu schätzen gewußt, daß man nicht wirklich oft Zeuge solcher schönen Handlungen gewesen sey, daß man nicht wirklich den Adel solcher Gesinnungen empfunden habe. Sodann fehlt es auch nicht an bloß historischen Exempeln.

3) Wenn indessen gleich die natürliche Anlage eines Menschen, wenn sein Herz, wenn seine Denk- und Empfindungsart die ächte Quelle seiner Tugend ist, so bedarf der aus dieser Quelle sich ergießende Strom einer Leitung, daß er nicht in Wüsten und Moräste sich verliere — daß er wirklich Aecker und Wiesen bewässere. Die natürliche Tugend bedarf einer Regel, und wahrlich das Christenthum, unerachtet aller seiner Verdorbenheit im Mittelalter, gab doch die beste Regel; kein Philosoph der griechischen Schule hat eine bessere Regel erfunden. Die Idee, die das Christenthum als Thatsache vorstellt, daß alle Menschen, als Abkömmlinge des nehmlichen Stammvaters, als Blutsverwandte einander lieben, helfen, beystehen sollen, ist in der That das schönste, das lebendigste, das wirksamste, das am

sichersten und richtigsten leitende Moralprincip, das dem Ungelehrtesten einleuchtend und faßlich, dem Gelehrtesten und Scharfsinnigsten evident seyn muß. Diese Hauptidee wurde freilich durch eine andre unglückliche Idee oft ganz verdunkelt, durch die empörende Idee, daß die ganze Nachkommenschaft des ersten Stammvaters von ihrem Schöpfer in seinem Unwillen verflucht sey, daß er um eines Einzigen willen diejenigen, die sich an diesen Einzigen hielten, wieder zu Gnaden aufnehme, gegen alle übrigen aber in seinem grausamen Unwillen beharre — daher denn die durch jenen Einzigen wieder Ausgesöhnten ebenfalls glaubten, die nicht Versöhnten als verstoßne, enterbte Brüder betrachten zu müssen. Aber sicher, wo es darauf ankam, daß ein Mensch dem andern helfen konnte, da war doch jene Hauptidee in dem gewöhnlichen Zustande, d. i. wenn der Mensch nicht in heftiger Leidenschaft war, nicht ohne Kraft auf das mitfühlende Herz des Christen gegen den leidenden Juden oder Mahomedaner. Beiden Ideen, sowohl von der Verwandtschaft aller Menschen, als der von der engen Brüderschaft der Christen wurde es möglich, was wahrscheinlich die philosophische Moral der Griechen und Römer nie möglich würde gefunden haben, die Sclavenschaft als etwas Ungerechtes, Unmoralisches, Unchristliches abzuschaffen. Es ist gewiß, daß die Aufhebung der Sclavenschaft im (südlichen Europa) durch die unermüdeten Erinnerungen, durch die wiederholten eifrigen Vor-

stellungen der Päbste und Concilien bewirkt wurde.

Zu allen Zeiten, bei allen Völkern, die wir durch die Geschichte kennen, herrschte ein gewisses System auf die Verhältnisse der Menschen zur Gottheit und auf die Moralität sich beziehender Meinungen. Ein solches System, sage ich, herrschte, d.i. es war gewöhnlich entweder durch die Gesetzgebung selbst eingeführt, oder doch bestätigt; oder auch dem Volke durch die Erziehung von seinen Vorfahren her dergestalt eingeprägt, daß es, wenn es von andern Systemen andrer Völker über diese Gegenstände hörte, von einem Schauder ergriffen wurde, als ob diese andern Systeme lauter Beleidigungen der Gottheit wären; daß es daher sowohl diese Systeme selbst, als die Völker verabscheute, die sich dazu bekannten. Der seinen Mithen als das Sinnbild des einzigen wahren Gottes verehrende Perser verabscheute die polytheistischen Aegyptier und Griechen, und zerstörte ihre Tempel; die Griechen und Aegyptier sahen in den Persern Verächter, Leugner der Gottheit, Schänder des Heiligen.

Aber zu allen Zeiten, bei allen Völkern gab es auch Denker, die die Vernunftwidrigkeit jener Systeme einsahn. Einige dieser Denker waren so weise, ihre Bemerkungen darüber nur Freunden von gleicher Denkkraft und gleicher Bescheidenheit vertraulich mitzutheilen, wie Sokrates und Plato;

andre in unbesonnenem Eifer wollten jeden zu ihren eignen Einsichten erheben, ohne zu erwegen, daß das Meditiren über diese Gegenstände eine eigne viel Zeit erfodernde Beschäftigung ist; einige dogmatisirten ihre eignen Systeme; andre spotteten laut des herrschenden; jenes thaten die Lucreze, dieses die Luciane. Auch im Mittelalter hat es nicht an Geistern gefehlt, die den herrschenden Aberglauben verwarfen; es hat bescheidne Denker, es hat dogmatisirende Bestreiter, es hat satyrische Angreifer der herrschenden Meinungen gegeben. Es giebt Erzählungen, Contes, Mährchen aus dem Mittelalter, die die abergläubigen damaligen Meinungen und Gebräuche mit der schärfsten Satyre dem allgemeinen Gelächter preis gaben, und die in Ansehung der Erfindung oft auch der Ausführung eines Voltaire würdig sind. Wer kennt aber auch nicht den ersten feurigen Eifer der Waldenser, eines Arnold von Bachcini, eines Johann Huß und ihrer Anhänger? Aber es gab auch behutsame, bescheidne Denker. Von einem solchen Denker ist ohne Zweifel die schöne Erzählung von den drei Ringen bei Boccez, die Lessing würdig fand, in seinem Nathan zu adoptiren; eine Erzählung, die man wohl eine wahrhaft philosophische nennen kann, und ich weiß nicht, ob je eine philosophischere erdichtet ist.

Zum Schluß dieser Apologie wollen wir zwei Gemählde neben einander stellen, welche die zum

Mittelalter gehörigen Jahrhunderte nach ihrem Hauptunterschiede charakterisiren sollen; das eine dieser Gemählde soll die finstre, das andre die heitre Seite dieser Jahrhunderte darstellen.

Fünftes Jahrhundert.

Unaufhörliche Angriffe auf die römischen Provinzen; grausame Streifzüge durch dieselben von barbarischen Völkern. In mancher Provinz fast alle Spur römischer Cultur vertilgt. Endlich völlige Zertrümmerung des römischen, abendländischen Kaiserthums. Ein Jahrhundert der Verwüstung und Zerstörung.

Da die Völker im Norden und Osten Europas noch keinen Ackerbau, keine Städte, keine Künste, keine Wissenschaften hatten; so war alles, was sie von Glück genossen, auf ihren physischen Zustand beschränkt. Ihr Glück war mehr ein negatives Glück durch die Abwesenheit der Uebel, die im südlichen und westlichen Europa, so lange das römische Kaiserthum bestand, durch Luxus und Despotismus, und als das Reich zu Grunde gieng, durch die Gewalt der barbarischen Sieger verbreitet wurden.

Sechstes.

In einigen Ländern dauern die gewaltsamen Umwälzungen fort. In andern ist die Herrschaft einiger barbarischer Völker völlig entschieden und befestigt. Die Ueberwundnen werden sclavisch

behandelt. Wissenschaften und Künste von den Siegern verachtet; alle Institute der Römer, die zur Cultur dienten, gehn zu Grunde. Ein Jahrhundert allgemeiner Unterdrückung. Bloß die Menschen, die die Waffen führen, sind frei; alle andere werden unter ihre Füße getreten.

Erfreuend in diesen drei Jahrhunderten sind doch die unermüdeten Bestrebungen englischer, schottischer und irrländischer Mönche, die wohlthätige Lehre des Christenthums unter den nordischen Völkern zu verkündigen, deren Religion bloß wilde Krieger, bloß Raubthiere in menschlicher Gestalt zu bilden geeignet war.

Siebentes.

Dieser traurige Zustand dauert fort.

Achtes.

Der Monarch, der einen blendenden Glanz auf dieses Jahrhundert wirft, ist ein großer Eroberer, die Zeiten aber der Eroberer sind für die Menschheit unglückliche Zeiten, aus was immer für scheinbaren edeln Absichten sie ihre Thaten unternehmen, was immer

Karl hatte auch den Ehrgeitz, als Gesetzgeber und Beförderer der Wissenschaften bei der Nachwelt berühmt zu werden. Durch die Schulen, die er stiftete, wurden einige Elemente des Wissens erhalten, und was noch mehr ist, die Lust zu den Wissenschaften wurde un-

für Kräfte des Geistes und Eigenschaften des Charakters sie in der Ausführung beweisen. Das Jahrhundert Karls des Großen ist ein glänzendes, aber das Glück seiner eignen Unterthanen bekümmerndes, und die Freiheit andrer Völker vernichtendes Jahrhundert.

ter Völkern verbreitet, die bis dahin noch keinen Sinn für sie hatten.

Fast noch erfreulicher ist, was unter den Angelsachsen geschieht. Vom schlichten Menschenverstande geleitet, haben sie eine Verfassung und eine Gesetzgebung, die ihnen die spätern, und wie sie selbst sich nennen, hochcultivirten Völker beneiden möchten.

Neuntes.

Die große Monarchie, die Karl errichtet hatte, zerfällt nach seinem Tode in mehrere Staaten. Jeder derselben ist schwach bis zur Ohnmacht durch gänzlichen Mangel zweckmäßiger Organisation. Jeder Ehrgeitzige greift zu, von den Ländern sich so viel zuzueignen, als er durch Kühnheit und Glück vermag. Ein Jahrhun-

Dem ekelhaften Gemählde dieser beiden Jahrhunderte weiß ich nichts, was dafür schadlos halten könnte, entgegen zu setzen, als die Verbreitung des Christenstenthums im Norden

dert wahrer Anarchie und schnell auf einander folgender Revolutionen.

Zehntes.

Die Verwirrungen der Anarchie steigen aufs höchste, besonders in Italien und Frankreich. Der Osten von Europa ist ein Tummelplatz von Asien her eindringender nomadischer Barbaren. -- Nirgends Herrschaft der Gesetze, allenthalben die der Gewalt und der Waffen. Die größte Immoralität durch den gröbsten Aberglauben befördert. Nirgends war die Immoralität so ungescheut, so hoch gestiegen, als zu Rom. Es ist ein scheußliches Jahrhundert.

und Osten. Aber es war ein verdorbnes Christenthum, weder den Geist belehrend, noch das Herz verbessernd; und doch war es wohlthätig dadurch, daß es die tigerartigen Menschen vom Morden und Rauben entwöhnte, und durch den strengen Wandel der Mönche Exempel von Beherrschung grobsinnlicher Neigungen aufstellte, und bei den rohesten Völkern doch eine Ahndung erregte, daß der Mensch doch zu etwas mehr, als bloß thierischem Leben, bestimmt sey.

Eilftes

Das Priesterthum erhebt sich über die weltlichen Gewalten, maaßt

Die Anarchie hört auf in so weit, daß bei den meisten Völkern Grund-

sich an, die Völker von ihrer Treue gegen ihre Obern zu entbinden, macht sich zum Richter über Kaiser und Könige.

Ein wilder Fanatismus ergreift mehrere der europäischen Nationen, daß viel Hundert Tausende auswandern, um in einem andern Welttheile ein paar einzelne Oerter zu erobern, bloß weil der Stifter ihrer Lehre daselbst geboren und gestorben war. Die Religion erzeugt kriegerische Abentheuer.

gesetze, die Verfassung betreffend, festgesetzt und anerkannt werden. Eine zweckmäßige Organisation der Verwaltung wird in vielen Staaten angefangen.

Zweckmäßige Civilgesetze werden in vielen Ländern und in vielen einzelnen Städten gegeben.

Dieß Jahrhundert zeichnet sich aus durch beginnende bürgerliche Ordnung.

Zwölftes

Die schädlichen Folgen des Lehnwesens überwiegen das Gute, das es in seinem Ursprunge leisten mochte. Die mächtigen Vasallen trotzen den Monarchen, und treten ihre Untergebnen unter die Füße. Sie üben ge-

Die Bewohner der Städte, in den vorigen Jahrhunderten wie Sclaven gehalten, haben endlich ihre Freiheit errungen. Europa hat einen freien Bürgerstand bekommen. Industrie, Handel und Schiffahrt gehn,

gen ihre Monarchen, gegen ihre Unterthanen und gegen einander selbst das Faustrecht aus.

wie aus dem Grabe, worin sie gelegen, lebendig hervor. — Jahrhundert der Verbreitung städtischer Gewerbe im Norden.

Die durch die Kreutzzüge veranlaßte Bekanntschaft mit den Wissenschaften der Griechen und Araber erweckt Nacheiferung bei den Europäern, und die Wiedererinnerung an das römische Recht in Italien, und der Eifer, womit es daselbst wieder studirt wird, theilt sich dem ganzen Europa mit. Schulen der Theologie, der Philosophie, der Medicin werden errichtet. Es ist das Jahrhundert des erwachten, seine geistigen Bedürfnisse fühlenden Geistes.

Kriege werden viel geführt; politische Revolutionen fallen nicht selten vor. Aber in diesen Hinsichten ist dieß Jahrhundert um nichts barbarischer, als jedes der folgenden ohne Ausnahme bis auf unsre Zeiten.

Aber Glaubensgerichte werden angeordnet und die Bettelorden gestiftet. Dieß sind die beiden großen Flecken dieses sonst gewiß nicht finstern Jahrhunderts.

In sehr vielen Staaten sind regelmäßige, festbestehende Constitutionen. Fast in allen sind Stände, die an der Gesetzgebung Theil haben. Wenn diese ständische Verfassung einiges Gute hatte, (und das wird man doch hoffentlich zugeben,) so war es das Verdienst dieser mittlern Jahrhunderte, sie eingerichtet zu haben. Fast alle Civilgesetze, die in Europa bis auf unsre Zeiten gegolten haben, sind in diesen mittlern Jahrhunderten gegeben. Die Wollenmanufakturen, die Färbekunst, viel andre Künste wurden mit großer Thätigkeit und mit Anwendung mannichfaltiger, zwar nicht theoretisch geordneter, aber doch praktisch gesammel=

ter Kenntnisse getrieben. Es ist das Jahrhundert der erwachten Industrie.

Vierzehntes und Funfzehntes.

Auch in diesen beiden Jahrhunderten sehen wir keine andern Uebel, als die durch den Ehrgeitz, durch die Habsucht, durch die gegenseitige Mißgunst der Staaten und Völker gegen einander erregt werden. Man sieht keinen Grund, warum diese beiden Jahrhunderte, dieser Uebel wegen, den barbarischen Zeiten sollen beigezählt werden, wenn man die folgenden nicht ebenfalls dahin rechnen will.

Die Anwendung der Magnetnadel auf die Schiffahrt, und die des Pulvers auf den Krieg, die Papierfabriken, die Wassermühlen, die den Alten unbekannt waren, die Schlag- und Taschenuhren, die Spiegelfabriken, die Strumpfwirkereien und eine Menge andrer den Alten unbekannte Erfindungen, — die Errichtung so vieler Universitäten, selbst die Subtilitäten der Scholastiker, — das Wiederhervorsuchen der alten römischen und griechischen Schrif-

ten und ihrer Kunst-Denkmäler, das unermüdete Bestreben in den Geist jener Schriften sowohl als dieser Kunstwerke — die Buchdruckerkunst, nicht zufällig, sondern durch Nachsinnen und wiederholte Versuche erfunden; die Oelmalerei; die Errichtung der Posten, dieser großen Bequemlichkeit nicht nur für die Handlung, sondern auch für das gesellige Leben, die großen Schiffahrten und dadurch entdeckten neuen Länder, — NB. Schiffahrten, die nicht abentheuerlich, sondern mit geographischen Einsichten unternommen wurden: alles dieß beweist augenscheinlich, daß der menschliche Verstand, statt eingeschlafen zu

seyn, nie wacher, nie thätiger war, als in diesen Zeiten. Man ist berechtigt zu fragen, welches der spätern Jahrhunderte mehr, als das funfzehnte geleistet habe?

II.

Ueber Klitomachus, den Karthager, Philosophen zu Athen, über seine Trostschrift an seine Mitbürger nach Karthagos Zerstörung durch die Römer.

Geboren in dem, von seiner politischen Höhe, als Staat, schon tiefgesunknen, aber doch noch, als einzelne Stadt mit einem mäßigen Gebiete, freien, reichen blühenden Karthago; — erzogen unter einem Volke, von dem man gewöhnlich annimmt, daß es von keinen andern Triebfedern belebt wurde, als von Geldbegier, daß es keine andern Verdienste schätzte, als Bereicherungskünste, daß es keine andern Vergnügen liebte, als die der Besitz des Goldes verschafft; — aber unangesteckt von dieser niedrigen, rings um ihn herrschenden, bey allen seinen Mitbürgern sich thätig äussernden Denkungsart, begiebt sich Hasdrubal nach Griechenland, aus Neigung zum Philosophiren, wählt Athen zu seiner zwei=

zweiten Vaterstadt, wird Schüler der damals berühmtesten Männer, und thut solche Fortschritte in den Wissenschaften, die das Eigenthum des griechischen Genies zu seyn schienen, daß er, nach dem Tode des Karneades, des bewundertsten unter den Philosophen dieser Zeiten, für würdig gehalten wird, der Schule desselben vorzustehn, und wirklich, unter dem Namen Klitomachus, (mit welchem er seinen karthagischen Namen Hasdrubal vertauscht hatte,) diese Lehrstelle während einer ziemlich langen Reihe von Jahren bis zu seinem Tode mit allgemeinem Beifall bekleidet, und nicht allein durch mündlichen Vortrag, sondern auch durch seine Menge Schriften in griechischer Sprache einen sehr angesehenen Rang unter Griechenlands berühmtesten Philosophen behauptet, so daß seine Werke von einem Cicero studirt wurden, der ihrer in seinen eignen Schriften an verschiednen Stellen mit vieler Achtung erwähnt. *)

Dieser Klitomachus, diese seine Wahl zwischen Karthago und Athen, diese seine große Neigung zur

---

*) Der Vollständigkeit und der Genauigkeit der Nachrichten, die der gelehrte Heinius über den Klitomachus gesammelt hat (Mem. de l'Academie Royale de Berlin, 1748.) verdanke ich, daß ich auf den historischen Theil dieser Abhandlung nur wenig Mühe zu verwenden brauchte. Ich glaube, diejenigen meiner Leser, welche die Belege zu den Nachrichten untersuchen wollen, auf Heinius verweisen zu dürfen.

Philosophie, seine Beharrlichkeit und Fortschritte in derselben, diese seine große Achtung bei Kennern philosophischen Verdienstes, sind dem Liebhaber der Literargeschichte eine auffallende Erscheinung, und, wenn andre begierig nach jedem Umstande forschen, der von irgend einem berühmten Eroberer oder Zerstörer des Glücks der Völker sich irgendwo im Andenken erhalten hat, so würde es ihm große Befriedigung gewähren, wenn er von dem Leben, dem Charakter und den Meinungen dieses Karthagers, der im Denken seine Bestimmung und die Erfüllung seiner Wünsche fand, ausführliche Nachrichten bekommen könnte.

Laßt uns erst die Hauptepochen in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes bestimmen. Nur Eine derselben ist chronologisch gewiß; die übrigen können nur nach Wahrscheinlichkeiten berechnet werden.

Karneades starb, und Klitomachus wurde sein Nachfolger, als Vorsteher der akademischen Schule, im vierten Jahre der hundert zwei und sechzigsten Olympiade; dieß war das sechshundert fünf und zwanzigste Jahr nach Roms Erbauung, und das hundert sieben und zwanzigste vor Christi Geburt.

Der dritte karthagische Krieg, der Karthagos Untergang mit sich brachte, nahm seinen Anfang im Jahr sechshundert fünf nach Roms Erbauung. Wahrscheinlich hatte sich Klitomachus vor dem An-

fange dieses Krieges schon nach Athen begeben. Während des Krieges wäre seine Auswanderung aus seiner Vaterstadt, die zu ihrer Vertheidigung der Hülfe aller ihrer Söhne bedurfte, nicht die Partie eines guten Bürgers gewesen. Der Krieg wurde im dritten Jahre nach seinem Anfange entschieden und Karthago zerstört. Es war ohne Zweifel gleich darauf, daß Klitomachus seine Trostschrift für seine unglücklichen Mitbürger schrieb; späterhin hätte die Schrift keinen Zweck mehr gehabt; in dieser Schrift aber handelte er von einigen Meinungen griechischer Philosophen über das Betragen des Weisen im Unglück; er mußte sich also damals schon mehrere Jahre zu Athen aufgehalten haben; denn erst seit seinem Aufenthalt in Athen studirte er die philosophischen Systeme der Griechen.

Vom Anfange des dritten karthagischen Krieges (a. u. 605) bis zum Tode des Karneades (a. u. 625) waren zwanzig Jahr verflossen. So lange also wenigstens, wahrscheinlich aber noch länger, hatte Klitomachus in Athen gelebt, als er Vorsteher des Akademus wurde.

Bei seiner ersten Ankunft zu Athen war er entweder schon vierzig Jahr alt, oder erst acht und zwanzig. Jenes sagt Diogenes Laertius, und hat das Wort vierzig mit allen seinen Buchstaben ausgeschrieben. Stephanus von Byzanz hingegen hat acht und zwanzig, hat aber diese Zahl nicht mit Wor-

ten, sondern mit den Buchstaben ausgedrückt, deren sich die Griechen statt unsrer Ziffern bedienten. Es ist wahrscheinlicher, daß die Abschreiber des Stephanus bloße Zahlzeichen irrig gelesen oder abgeschrieben, als daß die Abschreiber des Diogenes ein völlig ausgeschriebnes Wort falsch sollten gelesen oder abgeschrieben haben. Klitomachus war also, als er nach dem Tode des Karneades dessen Nachfolger im Akademus wurde, entweder ungefehr sechzig oder acht und vierzig Jahre alt.

Der Beweggrund, der den Klitomachus vermochte, lieber in Athen, als Karthago, zu leben — seine Neigung zum Philosophiren — würde etwas Ausserordentliches in seinem Charakter, etwas Eigenthümliches in der Anlage seines Geistes beweisen, wenn es wahr wäre, daß die Karthager, nur kaufmännischen Verstand cultivirend, weder Sinn noch Neigung für wissenschaftliche Beschäftigungen hatten. Aber diese verkleinerliche Meinung über den Charakter der Karthager ist bloß durch die Ungerechtigkeit oder vielmehr durch die Mangelhaftigkeit der Geschichte entstanden. Wenn ein unpartheilicheres Schicksal über die Denkmäler der Nationen gewaltet hätte; so würden wir höchstwahrscheinlich von manchem Volk eine Literatur besitzen, die zwar an Geschmack und Regelmäßigkeit von der Literatur der Griechen und Römer verschieden, aber an Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit des Inhalts, an Geist

und Genie, vielleicht nicht weniger interessant seyn würde, als die Literatur jener beiden vom Schicksal begünstigten Völker. Wir würden eine Literatur der Perser, der Syrer oder, wie sie eigentlich heissen sollten, der Aramäer und der Phönicier haben, die uns den Geist des Orients in einem viel vortheilhaftern Lichte würden erblicken lassen, als worin er durch die Ungerechtigkeit der Zeiten versetzt ist. Daß wir zu so vortheilhaften Vermuthungen von jenen Völkern berechtiget sind, bezeugen alle, die sich mit der orientalischen Literatur absichtlich beschäftigt haben. Diese wissen, daß insbesondre die Phönicier nicht so ganz vom Handelsgeist beherrscht wurden, um nicht auch Sinn für Wissenschaften und Künste zu haben. Die Phönicier hatten Bibliotheken, hatten Geschichtschreiber, hatten Schriftsteller in verschiednen Fächern. Vielleicht ist die Philosophie der Phönicier nicht ohne Einfluß auf die der Griechen gewesen. Der Stifter der jonischen und der Stifter der stoischen Schule stammten beide von phönicischen Vorfahren ab. Es ist eben so wahrscheinlich, daß die Phönicier, die sich unter den noch halbwilden Griechen niederließen, die Anlage zum Philosophiren schon mitbrachten, als daß sie dieselbe von ihren Schülern, den sich allmälig erst civilisirenden Griechen, sollten empfangen haben. Die berühmte Hypothese des Thales, die materielle Welt aus einem ungeheuern Meere, als Urstoff entstehen zu lassen, kann wenigstens eben so wohl eine den

Phöniciern abgeborgte Idee, als die Frucht seiner eignen Speculation gewesen seyn; denn wir finden diese Hypothese schon gleich in den ersten Zeilen des ältesten Buches, das wir besitzen, und das unter einem den Phöniciern benachbarten Volke und in einer Sprache, die der phönicischen als Dialect verwandt war, geschrieben ist.

Die Karthager — eine Colonie der Phönicier — waren an Geist und Character nicht ausgeartet. Wir bitten unsre Leser, die Karthago in seiner wahren Gestalt, nicht in den falschen Zeichnungen der ungerechten Römer beurtheilen wollen, nachzulesen, was bei uns Deutschen Vierthaler in seiner philosophischen Geschichte der Menschen und Völker, und Heeren in seinen Ideen darüber geschrieben haben. Nur dieses wollen wir bemerken, weil es nicht hinlänglich scheint beachtet zu seyn, daß römische Autoren, anerkannte competente Richter über Geistesverdienste den Karthagern überhaupt eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes beilegen, nehmlich den Scharfsinn, ohne welchen man kaum einige Fortschritte in wissenschaftlichen Forschungen thun kann, mit welchem man hingegen ihrer viele, schnelle, und große zu thun im Stande ist. Columella, der sich einigemal auf die Bücher des Mago, eines Karthagers, über Landwirthschaft beruft, nennt die Karthager ein im höchsten Grade

scharfsinniges Volk. *) Und Cicero, wenn er den Klitomachus als Philosophen charakterisirt, nennt den Scharfsinn als die ihn vorzüglich auszeichnende Eigenschaft, mit dem Zusatz, sie sey ihm, als einem Karthager natürlich gewesen. **) Ein Karthager also, der sein ganzes Leben dem Philosophiren weihte, ist, ohne Zweifel, keine so ganz ausserordentliche Erscheinung gewesen, als diejenigen glaubten, die aus den Schriften der Griechen und Römer auch die Vorurtheile dieser beiden Völker gegen den Geist und die Literatur alter Nationen eingesogen hatten.

Asdrubal, (dieß war der ursprüngliche Name unsers karthagischen Philosophen, den er nachher mit dem griechischen Klitomachus vertauschte,) philosophirte mitten in Karthago den Priestern des Moloch zum Trotz. So sagt Vierthaler. ***) Ob Klitomachus mitten in Karthago laut philosophirt habe, weiß ich nicht; ich kenne kein einziges Zeug-

*) Columella lib. I. c. 1. et 2. Er nennt die Karthager acutissimam gentem.

**) Acad. Quaest. IV., 31. — A Clitomacho sumam, qui usque ad senectutem cum Carneade fuit, homo et acutus, ut Poenus etc.

***) Philosophische Geschichte der Menschen und Völker, Band 4. S. 543.

niß darüber. Aber wahrscheinlich ist mir, daß er nur für sich im Stillen, höchstens nur mit vertrauten Freunden philosophirte. Daß er aber den Priestern zum Troß philosophirt habe, ist mir unglaublich. Er würde, wenn er dieß gethan hätte, Vorwürfe, nicht Lob verdient haben. In der Verbindung, worin hier Viertháler die Priester erwehnt, scheint er doch vorausgesetzt zu haben, daß sie mit einer gewissen, öffentlichen Autorität bekleidet waren. Kein guter Bürger, kein ächter Philosoph thut etwas öffentlichen Autoritäten zum Troß.

Waren denn die Priester zu Karthago Feinde des Philosophirens? Ich weiß nicht, ob es einen Grund zu dieser Beschuldigung giebt. Die Karthager, als Colonie der Phönicier, hatten mit diesen ihren Stammeltern einerlei religiöse Ideen, ähnliche religiöse Anstalten und Einrichtungen. Es ist wahrscheinlich, daß die phönicischen Priester für sich philosophirten; was wir von ihrer Götterlehre wissen, macht glaublich, daß die Priester sie philosophisch erklärten; daß ihre Theogonien entweder von ihnen erfundne Allegorien waren, um dem Volke philosophische Begriffe zu versinnlichen, oder auch hinterher gemachte philosophische Deutungen sinnloser Traditionen. Der Priester- oder, welches einerlei ist, der Gelehrtenstand der Phönicier stand an Einsicht und Kenntnissen gewiß nicht unter den ägyptischen Priestern noch unter den Braminen.

Wir wissen, daß die ägyptischen Priester von der Gottheit und von ihrem Verhältniß zur Welt metaphysische Begriffe hatten, die sie unter der Hülle ihrer fabelhaften Götterlehre verbargen. Eben so verhält sichs mit der Religionslehre der Braminen; die uneingeweihten Europäer, als sie zuerst die Pagoden und die ungeheuren Götterfiguren in Ostindien erblickten, glaubten in das Land der crassesten Abgötterey gekommen zu seyn. Jetzt wissen wir, daß die Braminen die monströsesten Vorstellungen von den Göttern und ihren Thaten durch tiefsinnige Metaphysik erklären.

Aber die Braminen behalten ihre Metaphysik für sich; und sind der Meinung, daß nur hergebrachte, historische Götterlehre für die Denkungsart des großen Haufens geeignet sey. So scheinen auch die ägyptischen Priester, so scheinen die Priester aller etwas cultivirten Völker des Alterthums gedacht zu haben. Sie hielten es für Klugheitsregel, das Allerheiligste ihrer Tempel (die metaphysische Gottheit) vor dem Volke zu verhüllen, ihm keinen Blick in dasselbe zu gestatten. In den neuesten Zeiten giebt es Religionslehrer, die diese Klugheitsregel verwerfen, und glauben, das, was bisher verdeckt war, dem Volke nicht genug enthüllen zu können. In wie weit sie sich durch dieses Verfahren Verdienst um die Verbesserung des moralischen Zustandes der Menschen erwerben, wird erst die Er-

fahrung künftiger Jahrhunderte entscheiden. Indeß, durch diese Art von Aufklärung sich Verdienst um das Volk erwerben zu wollen, dazu gehört ein Muth, der nicht jedem Philosophen gegeben ist. Bedenklich muß dieses Aufklären allen scheinen, die den puren Deismus nicht haltbar finden, und dem Pantheismus nicht anders auszuweichen wissen, als durch einen Glauben, der nothwendig entweder historisch oder mystisch seyn muß. Ob nun, bey sich immer mehr verbreitendem Pantheismus die Vernunft allein hinlängliche Kraft zur moralischen Bildung der Menschen besitze, das ist die große Frage, worüber die Erfahrung die künftigen Generationen belehren wird. Dem unbefangnen Forscher steht es an und liegt es ob, den Ausgang mit Fassung und Ruhe zu erwarten, ohne gegen die kühnen, vielleicht unvorsichtigen Neueren zu eifern, aber auch ohne ihnen Beifall zu geben.

Angenommen also, was in der That nicht unwahrscheinlich ist, Asdrubal, wie er zu Karthago hieß, habe in seiner Vaterstadt, so viel er gewollt, philosophiren können, so frägt sichs, was bewog ihn die Philosophie der Griechen zu studiren? Es giebt wohl keine wichtige Frage in der Philosophie, die das Nachdenken der orientalischen Weisen nicht beschäftigt hätte. Ueber den Ursprung des Bösen, über die Weltregierung, über die Bestimmung der Menschheit, über die Wahrscheinlichkeit der Fort-

dauer der menschlichen Seele, über alle diese und ähnliche Fragen, welche den Anlaß zur Metaphysik gegeben haben, hatten die Orientaler eben so forschend und angelegentlich gegrübelt, als die Denker in Europa. Aber sie hatten sich über alle Gegenstände ihres Forschens nur lauter einzelne Ideen gebildet, nur einzelne Bemerkungen gesammelt. Alle ihre Kenntnisse waren aus der Erfahrung geschöpft, aus der Beobachtung theils der Welt, theils des menschlichen Gemüthes. Ihre Ideen, ihre Bemerkungen drückten sie stark und lebhaft aus, mehrentheils durch Bilder. Diese Lebhaftigkeit, diese Stärke des Ausdrucks vertrat bei ihnen die Stelle der Beweise; sie sprachen ihre Ueberzeugungen mit Wärme aus, weil sie noch nicht gelernt hatten, den Hörer durch eine Reihe von Schlüssen zu überführen. Ihre Kenntnisse, ihre Ideen waren nicht geordnet, nicht in Verbindung gebracht; es war eine reiche Masse kostbarer Perlen, aber durch einander geworfen, durch keine Kunst zu gefälligen Formen verbunden. Die Griechen waren die ersten, die es verstanden, ihre Kenntnisse und Ideen in Fächer zu ordnen, jedem Fache seinen Namen zu geben, die Wahrheiten und Ideen in jedem Fache so zu stellen, daß das Entspringen der einen Wahrheit aus der andern, der einen Idee aus der andern leicht bemerklich wurde; dann verstanden die Griechen ferner die Fächer selbst, nach ihrer Verwandschaft, in Verbindung zu bringen, so daß dadurch eine leichte

Uebersicht alles dessen, was die Menschen über jeden Gegenstand erfahren, beobachtet, entdeckt, vermuthet und gedacht hatten, verschafft wurde. Die Griechen waren die ersten, die den Gang des menschlichen Verstandes, wenn er nach Wahrheiten forscht, beobachtet und die Regeln entdeckt hatten, deren Befolgung ihn vor dem Verirren bewahrt und ihn zum vorgesteckten Ziele führt. Die Griechen waren die ersten, welche sich im methodischen und systematischen Denken mit großem, glücklichem Erfolge übten.

Dieser Vorzug der griechischen Philosophie konnte dem Klitomachus zu Karthago bekannt geworden seyn, entweder durch Unterredungen mit Griechen, die dorthin kamen, oder durch griechische Schriften, oder durch beides. Zwischen Karthago und Griechenland war viel Verkehr. Politisches Verkehr gewiß. Wir wissen viel historische Umstände davon. Die Karthager hatten mit den griechischen Republiken in Sicilien viel Kriege geführt. Im ersten Kriege wider Rom hatten sie eine Allianz mit Lacedämon. Eine Hülfsarmee dieser griechischen Republik, unter dem Xantippus, kam nach Karthago. Im zweiten Kriege hatten sie eine Allianz mit dem Könige Philipp von Macedonien. Handelsverkehr gab es wahrscheinlich auch zwischen beiden Nationen, ob wir gleich keine ausdrücklichen Nachrichten darüber finden. Zwischen Handlung, insbesondre Seehandlung, treibenden Völkern entsteht

allmälig natürlicherweise allerley Verkehr, wenn es nicht durch gewaltsame Ursachen, Kriege oder Verbote und Einschränkungen verhindert wird. Die Karthager hatten noch eine Eigenschaft, die theils ihren Hang zu diesem Verkehr mit andern Völkern beweist, theils eine Folge davon war. Sie lernten gern fremde Sprachen, und brachten es darin zu einer großen Fertigkeit. Plautus in einer seiner Comödien, worin ein Karthager eine Hauptrolle spielt, legt diesem Karthager charakteristisch das Talent bey, viel Sprachen zu verstehn, und er macht dieses nicht zum individuellen Charakter des von ihm aufgeführten Mannes, sondern legt es ihm als einen allgemeinen Vorzug der Karthager bey. *) Hannibal war der griechischen Sprache so mächtig, daß er Verschiednes darin geschrieben hat. **) — Die Griechen und die Römer, so viel wir wissen, verachteten es, fremde Sprachen zu lernen, ausser wo etwa das nothwendige Bedürfniß ihrer Geschäfte es erfoderte. Bey den Römern war bloß die griechische Sprache von dieser Verachtung ausgenommen; sie wurde bei ihnen gar Lieblingssprache derer, die griechische Literatur, es sey aus wahrem Geschmack, oder aus Mode, trieben.

---

*) Et in omnes linguas scit, sed dissimulat, sciens
Se scire: Poenus plane est: quid verbis opus est.
Prolog. Poenuli.

**) Corn. Nepos in vita Hannib.

Stephanus von Byzanz sagt, als Klitomachus nach Athen gekommen, als Karneades zuerst mit ihm bekannt geworden, habe er die ersten Anfangsgründe noch nicht gewußt. *) Die Gelehrten haben darüber gestritten, von was für Anfangsgründen Stephanus hier rede, ob von den Anfangsgründen der griechischen Sprache, oder von denen der Philosophie.

Die Elemente der griechischen systematischen Philosophie, d. i. die verschiednen Principien der verschiednen philosophischen Schriften, hatte er freilich noch wohl nicht gelernt. Aber Anlagen zum Philosophiren — philosophische Ideen und Meinungen hatte er ohne Zweifel nach Athen mitgebracht. Wir schließen dieß aus dem, was wir oben von dem Charakter der Karthager überhaupt bemerkt haben. Auch sagt Diogenes Laertius, Klitomachus habe bis dahin, ehe er nach Athen gekommen, in seiner Landessprache nach der Weise seines Vaterlandes philosophirt. **)

Daß er der griechischen Sprache, bei seiner Ankunft zu Athen, noch so ganz unkundig sollte gewesen seyn, ist nicht glaublich. Die Karthager, wie

---

*) Αμοιρος ην των πρωτων ςοιχειων.

**) Τῃ ιδιᾳ φωνῃ κατα την πατριδα εφιλοσοφει.

wir oben gesehn, lernten überhaupt gern sprechen. Klitomachus war so wißbegierig; er wußte, daß bei den Griechen viel zu lernen war — viel zu lernen über die Gegenstände, mit denen sein Geist sich so gern beschäftigte: es wird, aus diesen Betrachtungen, ganz unwahrscheinlich, daß er das Erlernen der griechischen Sprache bis zu seiner Ankunft in Athen sollte verschoben haben.

Wir bekennen, nicht zu wissen, was Stephanus unter den Anfangsgründen verstanden hat. Aber wahrscheinlich ist die Vorstellung von der anfänglichen Unwissenheit des Klitomachus übertrieben. Ohne Zweifel fehlte es ihm, als er nach Athen kam, an gewissen Vorkenntnissen, die er sich erst erwerben mußte, eh er den philosophischen Lehrvorträgen des Karneades mit vollem Nutzen beiwohnen konnte. Ohne Zweifel fehlte es ihm noch an gelehrter Kenntniß der griechischen Sprache, und eine gelehrte Kenntniß der Sprache, in der man philosophiren will, ist doch zum Philosophiren unentbehrlich. Karneades sorgte dafür, daß sein neuer, ausländischer Freund in den ihm fehlenden Vorkenntnissen (vielleicht rechnete Karneades, wie Plato, die Geometrie dahin) und insbesondre in der gelehrten Kenntniß der griechischen Sprache den nöthigen Unterricht bekam. Dieß Letzte, daß nehmlich Karneades seinen Freund den Anfang seiner Studien mit einer gelehrten Kenntniß der Sprache

habe machen lassen, sagt Diogenes Laertius ausdrücklich, wenn wir anders seine Worte recht verstehn. *)

Es mußte den Griechen schon auffallen, daß ein Fremder, ein Karthager, in wenig Jahren einer der vorzüglichsten — ja wohl der vorzüglichste unter des Karneades Schülern wurde, so daß er nach dem Tode des Lehrers seine Stelle wieder bekleiden konnte. Aber die Bewunderung der Griechen hatte an diesem Ausserordentlichen der Sache selbst noch nicht genug, wie denn die Einbildungskraft der Menschen überhaupt dazu geneigt ist, alles Ausserordentliche durch Zusätze, die an das Wunderbare grenzen, noch mehr zu erhöhn. Ohne Zweifel waren die Verdienste des Karneades um den Klitomachus sehr groß, ohne Zweifel waren die Fortschritte des Klitomachus sehr groß und schnell. Um jene noch mehr zu vergrößern, um diese noch bewundernswürdiger zu finden, bildeten die Griechen sich ein, glaubten vielleicht, sagten wenigstens, daß Klitomachus, als sich Karneades seiner zuerst annahm, noch nicht einmal die Anfangsgründe gewußt habe.

Karneades bemerkte an dem Karthager, nachdem er seine Bekanntschaft gemacht hatte, zwey treff-

---

*) Κἀκεινος (Karneades) — γραμματα τε εποιησε — τον ανδρα (den Klitomachus.)

treffliche Eigenschaften, die von jedem jungen Manne, der sie besitzt, erwarten lassen, daß er sich einst große Verdienste in jeder Sphäre, die er betritt, erwerben werde, — eine scharfe Urtheilskraft und große, sorgfältige Arbeitsamkeit. *) Eine fruchtbare Imagination ist eine Gabe des Himmels, aber der Philosoph, der sich ihr überläßt, pflegt gar zu gern in den angenehmen Regionen der Dichtkunst herumzuschwärmen, statt auf dem rauhen, mühsamen Wege des Forschens geduldig und beharrlich, so wenig er auch das Gehoffte und Gewünschte findet, fortzugehn. Klitomachus scheint kein glänzendes Genie, aber ein fleissiger Forscher gewesen zu seyn.

Daß er sehr arbeitsam gewesen sey, schloß Cicero aus der großen Menge der Bücher, die er geschrieben. **) Die Anzahl derselben soll, nach dem

---

*) Diogenes Laertius erwehnt zwar nur die Arbeitsamkeit, die Karneades an ihm bemerkt habe — Κακεινος αποδεξαμενος αυτȣ το φιλοπονον. Daß ihm aber auch der Scharfsinn des Fremdlinges bald und im hohen Grade bemerklich müsse geworden seyn, ist sicher anzunehmen, da vorzüglicher Scharfsinn die vorstehende Eigenschaft in Klitomachus Geiste war, nach Ciceros Zeugniß, der aus des Klitomachus Schriften so urtheilte. Wir haben schon oben die Stelle citirt, wo Cicero ihn acutum nennt.

**) Acad. Quaest. IV, 5. 31. nennt Cicero ihn valde studiosum ac diligentem, und vorher c. 6. sagt er: industriae plurimum in Clitomacho fuit: declarat multitudo librorum.

Diogenes Laertius, über vierhundert betragen haben. *)

Daß er ein scharfsinniges philosophisches Genie gewesen, bezeugt Cicero selbst. *) Cicero hatte seine Schriften gelesen, scheint sie gern gelesen zu haben, und ein Urtheil, das ein Kenner, wie Cicero, über die Verdienste eines Autors fällt, ist ein vollgültiges Zeugniß. Karneades war trefflich im mündlichen Vortrage gewesen, aber er hatte nichts geschrieben. Es fehlte ihm entweder an Talent oder an Geduld zum Schreiben; denn eine von beiden Ursachen muß es wohl gewesen seyn, daß er dieses Mittel, das Schreiben, nicht anwandte, seine Meinungen unverfälscht, und seinen Namen mit vollem Glanz auf die Nachwelt zu bringen. Philosophen pflegen auch ihren Ehrgeitz oder ihre Ruhmgier zu haben; es pflegt ihnen nicht gleichgültig zu seyn, ob ihre Namen und ihre Meinungen sich erhalten oder in Vergessenheit gerathen; es ist kaum glaublich, daß Karneades diese Gleichgültigkeit gehabt habe. Es giebt aber eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes, mit der und durch die man ein trefflicher Sprecher werden kann, die sich aber mit der gedul-

---

*) ὁδε εις τοσυτον ηλασεν επιμελειας, ὡςε ὑπερ τα τετρακοσια βιβλια συνεγραψε.

**) Wir haben die Stellen schon citirt.

digen, ruhigen Arbeit des Schreibens nicht verträgt. Die Ideen strömen solchen Geistern zu schnell, zu unaufhaltsam zu, als daß sie dieselben fest genug halten könnten, um sie aufs Papier zu bringen. Bosewell erzählt, der Corse Paoli sey wegen dieses ungestümen Andringens seiner Ideen ausser Stande gewesen, selbst zu schreiben, er habe dann seinem Secretair, einem Abbe', zugerufen: „Abbe', die Feder zur Hand!" und habe dann dictirt. Klitomachus machte sich durch seine Schriften das Verdienst um seinen Lehrer, daß er die Philosophie desselben aus dem Hörsaale in das große Publicum brachte; vielleicht verbreitete er auch mehr Licht und Deutlichkeit über dieselbe. Diogenes Laertius braucht jenen Ausdruck, der beides zu sagen scheint, Klitomachus habe die Meinungen des Karneades sowohl bekannter, als deutlicher gemacht. *) Karneades war der Bayle seiner Zeiten gewesen; er hatte über jede philosophische Frage die verschiedensten Meinungen, bald die eine, bald die andre verfochten, mit solcher Geschicklichkeit und Stärke, daß man ihn weder, wenn er das Ja, noch wenn er das Nein behauptete, hatte widerlegen können. Daher war es denen, die ihn so hatten streiten gehört, zweifelhaft geworden, ob seine Angriffe gegen

---

*) Και τα αυτϐ (Καρνεαδϐ) μαλιϛα δια των συγγραμματων εφωτισεν.

die Gewißheit der Philosophie überhaupt, oder nur gegen die einzelnen Systeme, die sich der Gewißheit rühmten, gerichtet wären. Die Liebhaber metaphysischer Forschungen bedauern ohne Zweifel, daß die Schriften des Klitomachus, worin er die Meinungen seines Lehrers vorgetragen, verloren sind; über die Beweisbarkeit oder Nichtbeweisbarkeit speculativer philosophischer Meinungen können sie, die Liebhaber dieses Fachs des menschlichen Wissens, nicht genug verschiedne Parteyen hören. Es versteht sich, daß es wohl unterrichtete Parteyen seyn müssen.

Es ist wahr, der Geschmack an dergleichen Untersuchungen ist nicht allen gegeben: allein würden die einzelnen Gebiete der Wissenschaften wohl so fleißig, so erfolgvoll angebaut seyn, wenn es nicht durch Geister geschehen wäre, die für diese einzelnen Gebiete ausschließlich Neigung und Sinn hatten, und sich von der Mühe, die sie auf andre Felder verwenden würden, weder nützliche noch angenehme Früchte versprachen? Zum sorgfältigen und vollkommnen Anbau aller Wissenschaften wurde ohne Zweifel eine große Verschiedenheit von Neigungen und Geisteseigenschaften erfordert. Wer sich von einem Felde nicht angezogen fühlt, dem sey es erlaubt, zu gestehn, daß es ihm ein leeres, trocknes, unfruchtbares, dornichtes Feld scheine. Aber er bescheide sich die Wahl derer, die sich diesem Felde widmen, nicht zu verachten.

Den Verächtern speculativer Untersuchungen, die immer fragen, wozu sie dann nützlich wären, da sie doch alles zweifelhaft ließen, antworten wir, daß ihre Nützlichkeit freilich bloß in dem Vergnügen besteht, das sie dem Forscher gewähren; wir bekennen aber der Meinung Klopstocks beizutreten, der den Muth hatte, unverhohlen zu sagen, daß der Hauptzweck der Wissenschaften für diejenigen, die sich innerlich dazu berufen fühlen, das Vergnügen ihres Geistes sey. *)

Klitomachus war kein geschworner Anhänger des Karneades; er hatte sich auch mit dem Systeme der Peripatetiker und der Stoiker innig bekannt gemacht. **) Der Autor, der dieses sagt, erwehnt des Epicurischen nicht.

In einer seiner Schriften, in seinen Trostgründen an die Karthager, bestritt Klitomachus eine Behauptung seines Lehrers. Es war eine Behauptung, mehr die praktische, als die speculative Philosophie betreffend. So wie der Weise überhaupt keinen Schmerz an sich kommen lasse, so müsse er auch, nach Karneades Meinung, selbst beim Untergang seines Vaterlandes, sich über alles schmerzhafte Ge-

---

*) In der deutschen Gelehrtenrepublik.

**) Ανηϱ εν ταις τϱισιν αιϱεσεσι διατϱιψας, εν τε τῃ Ακαδημαϊκῃ, και Πεϱιπατητικῃ, και Στωϊκῃ.

fühl erhaben halten. Klitomachus suchte in seiner Schrift zu zeigen, daß der Weise, bei einem Unglück dieser Art, allerdings schmerzhafter Empfindungen fähig sey. Vielleicht zeigte er gar, hätte wenigstens zeigen können, vielleicht zeigen sollen, daß die gänzliche Abwesenheit alles Schmerzes aus dem Gemüthe des Weisen, beim Untergange seines Vaterlandes, keinen guten Bürger, folglich auch keinen guten Menschen verrathe. Aber das, was die alten Philosophen einen Weisen nannten, war ein künstliches Ideal, eine Geburt ihrer Phantasie, nicht ein Gemählde aus der wirklichen menschlichen Natur genommen.

Von der Achtung, worin Klitomachus bey den Griechen stand, haben wir hinlängliche Beweise: von allen griechischen Autoren wird er den berühmtesten Philosophen beigezählt; die academische Schule erhielt sich beim größten Ansehn, so lange er ihr vorstand; er war ihr Vorsteher bis zu seinem Tode. Daß die Athenienser ihm das Bürgerrecht gegeben hätten, sagt ein viel späterer Autor, dessen Zeugniß daher nicht vollgültig ist. *) Aber die Athenienser dachten liberal gegen Fremde, die unter ihnen wohnten und sich auszeichneten durch große Verdienste; sie haben mehrere Fremde, auch Philosophen, un-

*) Symmach. Epist. X, 65.

ter ihre Bürger aufgenommen. Jene Denkungsart der Athenienser und diese Exempel machen die Nachricht, daß auch Klitomachus von den Atheniensern mit dem Bürgerrecht beehrt sey, glaubwürdig. Große Achtung bewiesen ihm die vornehmen Römer, die Sinn für griechische Philosophie und Wissenschaften hatten, und die, wenn sie Gelegenheit fanden, nach Athen zu kommen, mit den dortigen Gelehrten und Philosophen Bekanntschaft machten, wohl gar Freundschaften errichteten. Man weiß, die Freundschaft der Großen mit Gelehrten ist etwas zweideutiger Natur. *) Ueberhaupt aber beweist sie doch, daß der Gelehrte, der sie sich erwarb, entschiedenes und anerkanntes Verdienst besaß. Crassus, der große Redner, erzählte beim Cicero, **) daß er, nachdem er das Quästoramt in Macedonien verwaltet, nach Athen gekommen sey, und die größten Männer damals gehört habe; er nennt diese Männer; Klitomachus wird mit genannt. Bekanntlich hat Cicero die historischen Umstände, die er in seinen Dialogen von den Personen anführt, die er als Sprecher auftreten läßt, nicht erdichtet. Ein Freund oder Gönner des Klitomachus war Lucius Marcius Censorinus, der im Jahre sechs hun-

*) Man lese Dalemberts Abhandlung.

**) De Orat. I, 11.

dert fünf und zwanzig nach Erbauung der Stadt Consul war, und im folgenden Jahre, nach dem Ausbruch des dritten Krieges, den ersten Feldzug in Africa wider Karthago machte. Klitomachus hat an ihn eine seiner Schriften gerichtet. Eine andre schrieb er dem bekannten satyrischen Dichter Lucilius zu, der also auch sein Freund oder Gönner muß gewesen seyn. *)

Das Todesjahr dieses mit griechischem Geiste in griechischer Sprache, mit so viel Beifall der Griechen und der Kenner unter den Römern philosophirenden Karthagers ist in keinen alten Nachrichten angegeben. Aber die Untersucher der Geschichte des Academus sind der Meinung, daß es das Jahr sechshundert zwei und funfzig nach Roms Erbauung gewesen sey. Vorsteher des Academus war er geworden im Jahr sechs hundert fünf und zwanzig; er war es also sieben und zwanzig Jahr gewesen. Wenn er bei seiner ersten Ankunft zu Athen schon vierzig Jahr alt war, und von da an bis zu seiner Vorsteherschaft ungefehr neunzehn Jahre verflossen waren; so hatte er ein Alter von ungefehr drei und achtzig Jahren erreicht. Karneades war fünf und achtzig Jahr alt geworden. Wenn aber Klitomachus, als er nach Athen gieng, nur acht und zwan-

---

*) Acad. Quaest. IV, 32.

zig Jahre seines Lebens zählte, so war die Summe aller seiner Lebensjahre nur drei und siebenzig.

Von seiner Todesart hat ein Autor, der aber viel Jahrhunderte nach ihm lebte, eine Anekdote, die, wenn sie hinlänglich bezeugt wäre, die Gleichgültigkeit des Klitomachus, zwar nicht gegen das menschliche Leben überhaupt, aber gegen das kümmerliche Leben im hohen Alter beweisen würde. *) Er sey in Lethargie gefallen; er sey daraus erwacht; statt sich darüber zu freuen, habe er gesagt: „das Leben will mich verführen, aber ich lasse mich nicht verführen." Und nun habe er (es wird nicht gefragt wodurch) seinen Ausgang aus der Welt beschleunigt.

Dieß sind die uns bekannt gewordnen Hauptumstände seines Lebens; jetzt wollen wir von seinen Schriften reden.

Daß die Thätigkeit und Arbeitsamkeit, die überhaupt zum Charakter dieses philosophirenden Karthagers gehörten, ihn auch zu einen der fleissigsten Schriftsteller machten, bezeugt, wie wir schon gesehn haben, Cicero, zu dessen Zeiten noch eine solche Menge von Klitomachus Schriften vorhanden waren, daß Cicero eben aus dieser Menge auf seine

---

*) Stobaeus in Florit' etc.

große Thätigkeit schloß, und Diogenes Laertius sagt, (wir haben die Stelle ebenfalls schon angeführt,) Klitomachus habe die schriftstellerische Arbeitsamkeit so weit getrieben, daß er über 400 Bücher geschrieben habe. Klitomachus muß es verstanden haben, interessante Sachen auf eine interessante Art vorzutragen; er muß der griechischen Sprache mächtig genug gewesen seyn, um so in ihr zu schreiben, daß er gern von den Griechen gelesen wurde; er muß mit so gutem Geschmack geschrieben haben, daß er die besten Kenner befriedigte. Alles dieß schließen wir aus dem Umstande, daß sich eine so große Menge seiner Schriften bis zu Ciceros Zeiten, welcher dieß selbst bezeugt, vielleicht bis zu den Zeiten des Diogenes Laertius erhalten hatten; denn dieser letzte, indem er die Zahl der Klitomachischen Schriften über 400 angiebt, scheint ihrer als noch vorhandner Schriften zu erwehnen; er bemerkt wenigstens nicht, daß einige davon verloren wären.

Es ist Schade, daß sich nicht einige dieser Schriften erhalten haben, um aus ihnen den philosophischen und schriftstellerischen Character unsers Karthagers zu beurtheilen. Es ist Schade, daß wir nicht wenigstens die Titel aller dieser Schriften wissen, um zu sehn, was für specielle Materien und Fragen aus der Philosophie darin abgehandelt wurden.

Eine Lieblingsmaterie scheint ihm die Suspendirung unsers Urtheils in abstractphilosophischen oder

metaphysischen Sachen gewesen zu seyn. *) Diese Suspendirung, dieses sich Enthalten aller absprechenden Urtheile in dergleichen Dingen war es, worin der unterscheidende Charakter der akademischen Schule bestand. Unter den Neuern weiß ich keinen andern, die dieses Suspendiren so ohne alle Affectation, und wie es mir scheint, so aus wahrem und empfundnem Bedürfniß ihres Geistes übten, als der Franzose Bayle und der Schotte Hume.

Klitomachus hat über diesen interessanten Gegenstand ein Hauptwerk in 4 Büchern geschrieben. Es muß ein wichtiges Werk gewesen seyn; Cicero studirte es, und hat einige darin vorkommende Raisonnements in einen Auszug gebracht. **)

Diese Materie lag dem Klitomachus so sehr am Herzen, daß er, ausser jenem Hauptwerke, noch zwey andre Bücher darüber geschrieben hat; das ei-

---

*) Εποχη ist das griechische Kunstwort, dieses Aufschieben eines absprechenden Urtheils zu bezeichnen. Nach langem Sinnen, wie dieses Wort in der römischen Sprache am passendsten ausgedrückt werden könnte, wählte Cicero den de sustinendis attentionibus. In dem 21ten Briefe des 13ten Buches an den Atticus kann man sehen, welche Sorgfalt Cicero auf die Wahl der Worte verwandte, um die philosophischen Ideen der Griechen richtig in der lateinischen Sprache zu bezeichnen.

**) Acad. Quaest. IV, 31. 32.

ne richtete er an den Dichter Lucilius, das andre an den Lucius Marcius Censorinus, der im Jahre sechshundert und fünf nach Erbauung der Stadt einer der beiden Consuln war. Gerade in dem Jahre, da der dritte Krieg wider Karthago von den Römern beschlossen wurde. Ob Klitomachus das Buch an diesen letztern vor oder nach besagtem Jahre schrieb, wissen wir nicht; vermuthlich früher; vermuthlich war Censorinus selbst mit in Athen gewesen, und hatte mit Klitomachus Bekanntschaft gemacht. Diese Reise nach Griechenland mag er, wie andre junge vornehme Römer, in den Jahren gemacht haben, wo er sich noch durch das Studium der griechischen Literatur und Philosophie zu bilden suchte. In der Folge, als er ganz den Staatsgeschäften oblag, würde er wohl nicht anders nach Griechenland gereiset seyn, als wenn er dort ein Amt zu verwalten bekommen hätte. Es hat aber dort, so viel wir wissen, kein Amt verwaltet.

In einem andern Werk hat Klitomachus von den damaligen philosophischen Secten oder Schulen Nachrichten gegeben. *)

Doch ich fürchte, meinen Lesern Langeweile zu machen, wenn ich weiter anführen wollte, was von

---

*) Περι των αἱρεσεων. Diogenes Laertius citirt es im Leben des Aristipps oder lib. II, c. VIII, 8.

den Schriften und Meinungen unsers Karthagers hin und wieder in den vorhandenen Werken der Alten erwehnt wird. Ich eile vielmehr, von derjenigen Schrift unsers Philosophen etwas zu sagen, deren Verlust meine Leser gewiß mit mir bedauern werden, weil sie von einem Inhalt war, der auch noch heut zu Tage großes Interesse haben würde; von einem Inhalt, den, so viel ich weiß, kein andrer Autor jemals ausgeführt hat; von einem Inhalte endlich, der nicht aus der speculativen, sondern aus der praktischen Philosophie genommen war, und über den zu meditiren wir in unsern Tagen mancherley traurige Veranlassung haben.

Ich habe dieser Schrift des Klitomachus schon oben erwehnt, aber nur beiläufig; es war eine Trostschrift an seine unglücklichen Landsleute, an die Karthager, nach dem Untergange ihrer Republik, nach der grausamen Zerstörung ihrer Hauptstadt durch die herrschsüchtigen, ungerechten, aber vom Glück begünstigten Römer. *)

Was für Trostgründe giebt es für ein Volk, das von einem fremden Eroberer unterjocht wird? Unstreitig ist dieß eine höchst interessante, wichtige

*) Legimus librum Clitomachi, quem ille, eversa Carthagine, misit consolandi gratia ad captivos cives suos. Cic. Tusc. III, 22.

Aufgabe. Ich weiß kein Buch, worin sie beantwortet wäre.

Zwar im Alterthum haben wir zwey Völker, an die, als ihnen jenes Unglück begegnete, Trostschriften darüber gerichtet wurden. Aber die eine dieser Schriften, die an das Eine jener Völker gerichtet war, ist verloren; die Schriften, die für das andre Volk bestimmt waren, sind noch vorhanden, enthalten aber nur Einen und so speciellen Grund, daß er nur bei diesem einzigen Volke, und nur das Einemal seine gute und gewisse Wirkung thun konnte. Dieß zweite Volk waren die Juden. Als das jüdische Reich von den Chaldäern erobert, und die vornehmeren Classen der Nation in die so genannte babylonische Gefangenschaft weggeführt wurden, sprachen ihnen eben die Propheten, die ihnen ihr trauriges Schicksal vorhergesagt hatten, kräftige Worte des Trostes. Aber die Kraft dieses Trostes bestand in einer neuen Prophezeiung von eben so erfreulicher Natur, als die erste drohend und niederschlagend gewesen war. Der einzige Grund, den die Propheten brauchten, ihre gebeugten Landesleute aufzurichten, war dieser: „Der Gott ihrer Väter „würde sich, nach Verlauf einer bestimmten Zeit, „nach siebzig Jahren, ihrer erbarmen; würde sie in „ihr Vaterland zurückführen, und sie, als Nation, „als Staat, wiederherstellen." Die Juden setzten das festeste Vertrauen auf diese Prophezeiung; was

bedurfte es für sie weiteren Trostes? Mit dem Ende eines jeden abgelaufenen Jahres wußten sie bestimmt und gewiß, um wie viel sie sich ihrer Befreiung genähert hatten; mit jedem neuen Jahre stieg ihre Hoffnung, wie die Morgensonne mit jeder Minute am Himmel höher steigt. *)

Mit den Karthagern, die einer ihrer Landesleute bei gleichem Schicksal zu trösten unternahm, verhielt es sich anders. Dieser ihr Tröster war kein Prophet; ihnen war überall kein Prophet verliehn, der ihnen das Ende ihrer Leiden, der ihnen ihre Wiederherstellung in ihren vorigen, glücklichen Stand verheissen hätte. Vielmehr, wenn es Propheten unter ihnen gab, die es nicht durch göttliche Eingebung waren, (diesen Vorzug hatten bloß die Propheten der Juden,) wenn es politische Propheten unter den Karthagern gab, die bloß aus Beobachtung und Kenntniß des gewöhnlichen Weltlaufs prophezeiten; so konnten diese Propheten ihnen nicht die geringste Hoffnung machen, mußten ihnen vielmehr vorhersagen, daß Karthagos Unglück auf alle künftige Zeiten unwiderruflich entschieden war. Karthagos Selbstständigkeit und Unabhängigkeit waren

---

*) Es würde überflüssig seyn, alle die Kapitel und Verse der Propheten über diesen Gegenstand zu citiren. Es sey genug, auf den einzigen Jeremias (Kap. 5, V. 10.) zu verweisen.

unwiederbringlich verloren. Einzelne Individuen, einst Mitbürger des blühenden Karthago, konnten vielleicht, nach dem Untergange ihres Vaterlandes, persönlich ein erträgliches, ein nicht unfrohes Schicksal erleben; aber Karthago, der Staat, die Nation, war vertilgt, und der gewesne patriotische Bürger dieses Staats, der sein Vaterland redlich und innig geliebt hatte, fühlte alle Erniedrigung, allen Druck der Sclavenschaft seines Vaterlandes, wenn er gleich persönlich nicht Sclav geworden war. Klitomachus unternahm es, sie zu trösten. Solche Leidende trösten zu wollen, war ein eben so schweres, als verdienstliches Unternehmen.

Wenn Klitomachus seine Trostschrift an seine Landsleute insgesammt gerichtet hatte; so hat er sie, ohne Zweifel, in karthagischer Sprache schreiben müssen, weil sonst nur wenige seiner Landsleute ihn hätten lesen können. Da aber Cicero seine Schrift gelesen hat; so hat es keinen Zweifel, daß sie auch in griechischer Sprache vorhanden war. Vermuthlich hat Klitomachus sie in beiden Sprachen abgefaßt.

Wenn Klitomachus seine Trostgründe aus den Lehren der griechischen Philosophen borgte; wenn er seinen unglücklichen Landsleuten entweder die Apathie der Stoiker anpries, die völlige Unterdrückung aller Empfindungen und Gefühle, oder wenn er ihnen Epikurs Ataraxie empfahl, die eigentlich vollkomm-

kommne Gleichgültigkeit ist, gegen alles, was uns nicht persönlich unmittelbar angeht; wenn er von seinen Karthagern verlangte, daß sie das Ideal des Weisen realisiren sollten, der, den griechischen Philosophen zufolge, über alle Schicksale erhaben, alle Traurigkeit, wie alle Freude, aus seinem Herzen zu verbannen weiß; wenn er verlangte, daß jeder Karthager ein unerschütterlicher Zeno oder ein resignirter Epicur seyn sollte: so haben wir, daß seine Schrift verloren ist, in so weit nicht zu bedauern, als es auf diese Gründe selbst ankommt. Es sind genug andre Schriften der Griechen und Römer erhalten, die diesen Verlust hinlänglich ersetzen; wir haben Gemählde genug von dem vollkommnen Weisen, wie ihn jene Philosophen sich dachten, insbesondre auch, wie er, nach ihren Lehren, im Unglück sich nehmen wird. Aber interessant würde es doch gewesen seyn, wenn wir an dieser nun verlornen Schrift hätten sehen können, auf welche Art Klitomachus solche Lehren seinen nicht griechisch philosophirenden Karthagern vorgetragen, wodurch er gesucht, sie ihnen faßlich zu machen, als Wahrheiten zu erweisen, und als praktische Wahrheiten ans Herz zu legen.

Ohne Zweifel gab es einzelne Karthager, deren Neigung und äussere Umstände sie auf Bekanntschaft mit griechischer Philosophie geleitet hatten: aber für sie allein schrieb Klitomachus nicht; wenig-

Bayerische Staatsbibliothek München

stens, in so weit wir aus dem Titel, unter welchem Cicero sie anführt, schließen können, war sie an seine sämmtlichen in römische Gefangenschaft gerathnen Mitbürger gerichtet. Wollte er also sie wirklich trösten, wollte er diese traurige Gelegenheit nicht etwa bloß benutzen, um eine Probe seiner Stärke in der griechischen Philosophie zu geben, welches in der That eine große, von Leichtsinn oder von Mangel an wahrer Empfindung zeugende Eitelkeit gewesen wäre, wollte er die Gemüthswunden seiner Mitbürger ernstlich heilen, oder auch nur ihre grausamen Schmerzen einigermaßen mildern: so mußte er nicht Arzeneien empfehlen, die nur sehr wenigen zu Gebote standen; er mußte sie nicht in philosophische Systeme hineinführen, mit denen vertraulich bekannt zu werden, er so viel Jahre seines Lebens in Athen aufgewandt hatte; er mußte Gründe brauchen, die jedem zur Hand lagen, die dem gemeinen Menschenverstande einleuchten, und sich sanft in die Gemüther eindrücken konnten. Was konnten dieß für Gründe seyn?

Aber es verlohnt sich der Mühe, die Frage überhaupt zu untersuchen, wie man durch Gründe trösten könne? was unternimmt man eigentlich, wenn man einen Leidenden durch Gründe trösten will? Leiden werden empfunden; Gründe erwegen, ist ein Geschäft des Denkens. Das Empfindungsvermögen und die Denkkraft können nie,

zu gleicher Zeit, den gleichen Grad von Lebhaftigkeit im menschlichen Gemüthe erreichen; beständig findet zwischen ihnen ein wechselseitiges Steigen und Fallen statt; die Lebhaftigkeit der Empfindungen schwächt die Lebhaftigkeit des Denkens, und, umgekehrt, die Lebhaftigkeit der Empfindungen kann durch die Lebhaftigkeit des Denkens vermindert werden. Ferner, die Denkkraft kann sich mit entweder angenehmen oder traurigen Ideen dergestalt beschäftigen, daß dadurch entweder angenehme oder traurige Empfindungen erregt, oder unterhalten, genährt, verlängert und vermehrt werden.

Durch Gründe trösten heißt in dem Gemüthe eines Leidenden Ideen erregen, wodurch seine Aufmerksamkeit so wohl von den Leiden, die es empfindet, als von den traurigen Ideen, die in ihm aufsteigen, abgezogen und auf Güter geleitet wird, die zu empfinden entweder noch gegenwärtig in seiner Macht steht, oder wahrscheinlich künftig noch stehen wird.

Empfunden wird das Unglück einer Nation eigentlich nur von den Individuen, die die Nation ausmachen, und jeder Einzelne empfindet von dem allgemeinen Unglück nur so viel, als ihn selbst in seiner Person, oder die Seinigen, seine nächste Verwandten, seine Freunde getroffen hat, und als seine Idee von der Nation, von dem Vaterlande, dem er angehört, ihn fähig macht, sich

als Mitglied des Ganzen zu denken, als solches zu empfinden.

Die Leiden, welche die Unterjochung einer bisher selbstständigen und achtungswürdigen Nation durch einen fremden Eroberer mit sich führt, sind von verschiedner Art, und treffen die Individuen der verschiednen Classen, in welche die Nation getheilt ist, mit verschiedner Stärke und in größerer oder geringerer Menge. Einige Individuen müssen alle diese Arten von Leiden mit ihrer ganzen Bitterkeit erdulden; andre werden von den meisten, den schmerzhaftesten verschont. — Einige dieser Leiden sind bloß physisch oder materiell; andre sind Gemüthsleiden, moralische Leiden oder Leiden aus Ideen.

Physische Leiden sind, der Wunden, Krankheiten und gewaltsamen Todesarten nicht zu gedenken, die der Krieg verbreitet, der Mangel, die Dürftigkeit, oft gar die völlige Armuth, worein viele durch die Eroberung gerathen; die daher entstehende peinliche Entbehrung angewöhnter Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten; die verschwundne Aussicht, seinen Kindern eine frohe Existenz zu verschaffen, oft gar das Unvermögen ihnen eine gute Erziehung zu geben. Diese physischen Leiden, insbesondre die von der letzten Art, sind auch schon mit sehr schmerzhaften moralischen verknüpft. In den alten Zeiten kam noch die Sclavenschaft dazu; der weichlich Er-

zogne, zu keinen körperlichen Arbeiten Gewöhnte mußte dem Gebieter, in dessen Hände er gefallen war, beschwerliche, niedrige Dienste leisten.

Die moralischen oder Gemüthsleiden, welche durch Eroberung verursacht werden, sind entweder bloß persönlich, sie treffen den Menschen bloß als Individuum und in seinen individuellen Verhältnissen, als Vater, als Freund; oder es sind gemeinschaftliche Leiden, sie treffen den Menschen in seinen öffentlichen Verhältnissen, als Mitglied einer großen Gesellschaft, an deren Wohl, an deren Vorzügen er Theil nahm.

Persönliche Gemüthsleiden, durch Unterjochung verursacht, sind der schon erwehnte Kummer über das Unvermögen, seine Kinder zu erziehn, sie anständig zu versorgen, ferner die eigne Erniedrigung, die Herabstoßung vielleicht aus seinem einst geehrten Stande, der Verlust äußerlicher Ehre und Achtung; aus einem Befehlenden wird man in die Classe der bloß Gehorchenden verwiesen; man war angesehn; wohin man gieng wurde man mit Ehrerbietung empfangen; jetzt wird man kaum bemerkt, wohl gar von denen, die sonst mit Ehrfurcht zu uns hinaufsahn, als ihres Gleichen behandelt, verachtet. In den alten Zeiten wurde wohl gar der Herr, der Hunderten von Sclaven geboten hatte, selbst in einen niedrigen Sclaven verwandelt. In jenen Zeiten brachte die Eroberung ein noch viel empfindlicheres

Gemüthsleiden mit sich, die Trennung der Eltern von den Kindern, des Gatten von der Gattin, des Freundes vom Freunde; man sah seine Geliebten zu Sclaven verkaufen.

Was konnte doch in jenen Zeiten den unglücklichen Karthagern, als sie so harte Schicksale erlitten, Klitomachus zum Troste sagen? was könnte noch in unsern Zeiten ein neuerer Klitomachus, der die Unterjochung seines Vaterlandes erlebte, seinen gebeugten Mitbürgern zum Troste sagen? Die persönliche Sclavenschaft abgerechnet, in welche doch nur die Kriegsgefangnen geriethen, ist das Schicksal eines unterjochten Volkes in neuern Zeiten in keinem Punkte erträglicher, als das Schicksal der Karthager war.

Aber wir haben noch von den gemeinschaftlichen Gemüthsleiden zu reden, die Klitomachus mit allen patriotischen Karthagern theilte; wir haben ihrer nur erst überhaupt erwehnt; wir müssen sie noch näher betrachten. — Karthago war einst eine mächtige, eine reiche, eine blühende Republik. Der Glanz, den die Macht und der Reichthum über den ganzen Staat verbreitet hatte, fiel auf den geringsten Bürger zurück; tausend Quellen flossen, aus denen jeder Karthager Wohlstand, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens schöpfen konnte. Einst, wenn ein Karthager dem Fremden, der ihn nach seinem Vaterlande fragte, die Antwort gab, „ich

„bin ein Karthager," sprach er gewiß diese Worte mit einem Tone aus, der verrieth, wie stolz er auf sein Vaterland war, wie glücklich durch dasselbe. Diese Zeiten waren dahin; jener Glanz war dahin; der Karthager, um sein Vaterland befragt, antwortete ungern, beschämt, wohl mit Thränen im Auge: „ich bin ein Karthager.

Es findet sich eine pathetische Stelle beim Virgil, welche die Empfindungen ausdrückt, deren kein Edelgesinnter sich erwehren kann, der einer Nation angehört, die, von ihrer lang behaupteten Höhe herabgestoßen, unter fremdes Joch sich beugen muß.

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Dardaniae: fuimus Troes: fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum: ferus omnia Juppiter Argos
Transtulit — —

Diese bitrern Empfindungen waren damals die eines jeden edeln Karthagers. Wir können jetzt aus eigner Erfahrung mit ihnen sympathisiren.

Zwar giebt es viel niedrig denkende Menschen — (in der That, die Anzahl derselben war wohl zu allen Zeiten, bei allen Völkern die größte *) —)

*) Man schreibe diese Bemerkung keiner misanthropischen Denkungsart des Verfassers zu. Sie ist auf die Beob-

Menschen, die bei den härtesten Schicksalen, die ihr Vaterland trafen, keinen tiefen Schmerz empfanden, die unerschüttert blieben, wenn ihr Vaterland vom Gipfel der Macht in die schmählichste Knechtschaft hinabgestürzt wurde, wenn sie selbst nur ihre Reichthümer behielten, wenn sie selbst nur von ihren angewöhnten Genüssen nichts sich abkürzen durften, wenn sie nur so viel äusserliche Ehre behielten,

---

achtung der erfahrensten, der größten Staats- und Weltmänner gegründet. Kein Volk ist wegen seines Patriotismus, wegen seiner Anhänglichkeit an seine Verfassung berühmter als die Römer; gleichwohl in dem Kriege zwischen Cäsar und Pompejus, als die Republik offenbar mit dem Umsturz bedroht wurde, wie gleichgültig war die größere Zahl bei der bevorstehenden Gefahr. Nur die Ehrgeizigen, die Herrschsüchtigen, die die bedeutendsten Rollen spielten, empfanden lebhafte Sorgen oder Hoffnungen, je nachdem das Glück eine günstige oder ungünstige Miene für sie annahm. Man lese die vertrauten Briefe des Cicero an den Atticus, und man wird meine Behauptung bestätigt finden. So frägt er im siebenten Briefe des siebenten Buchs, wo doch die guten Bürger wären, denen die Gefahr der Republik recht zu Herzen gienge? ob es die Kaufleute und die Gutsbesitzer wären? Alle diese, sagt er, wünschen nichts mehr, als Ruhe (optatissimum est otium) — „Glaubst du etwa," fährt Cicero fort, „daß sie sich fürchten, unter die Herrschaft eines Königs zu kommen? (ne sub regno sint?) Nie ist ihnen das zuwider gewesen, wenn sie nur ein ruhiges Leben führen können." (id nunquam, dummodo otiosi essent, recusarunt.) Bei-

daß sie doch immer noch sich schmeicheln konnten, etwas mehr, etwas höhere Wesen zu seyn, als ihre Mitbürger in den niedern Classen; ihnen machte es keinen Kummer, einem fremden Gesetzgeber zu gehorchen, ihre eigne Nation von fremden Beamten unterdrückt, geplündert, geschmäht, verhöhnt zu sehn. Für solche, keiner moralischen Würde fähige Menschen wird Klitomachus nicht geschrieben ha-

---

läufig, aus dieser Stelle sieht man, was für eine Bewandtniß es mit dem berüchtigten Königshaß der Römer hatte. Nur die Patricier, nur diejenigen, die zu den herrschenden Familien gehörten, waren von diesem Haß beseelt; nicht aber das übrige Volk. — Man setze statt der Worte, ne sub regno essent, diese: ne sub principe alieno essent (unter die Herrschaft eines Fremden zu kommen), und man hat die völlige Denkungsart, die völlige Gleichgültigkeit des großen Haufens in Ansehung der Personen, von denen er regiert wird.

Im dritten Briefe des achten Buches meldet er seinem Freunde, er habe in Campanien, der ihm von Pompejus anvertrauten Provinz, gar keinen Beweis von Schmerz über den Untergang der Republik gefunden; einige Gutgesinnte hätten zwar einigen Schmerz geäussert, aber gar nicht lebhaften, sondern stumpfen, thatenlosen Schmerz, wie er gewöhnlich zu seyn pflege (dolor hebes, ut solet). Er will ohne Zweifel hiermit nicht sagen, daß der Schmerz überhaupt, sondern der Schmerz selbst guter Bürger bei Gefahren des Vaterlandes ein stumpfer Schmerz ohne Kraft und Wirkung zu seyn pflege.

ben; sie bedurften keines Trostes; sie waren so physisch glücklich, kein moralisches Unglück zu kennen.

In den höhern Ständen der Karthager mag es viele gegeben haben, die mehr Vorwürfe und Strafpredigten als Trost verdienten. Jene Aristokraten im bösen Sinne des Worts, die sich, als Götterkinder, über ihre Mitbürger erhoben, und den Staat als ein gemeinschaftliches Erbgut ihrer stolzen Familien behandelt hatten; die sich für berechtigt gehalten, alle Vortheile aus der Verwaltung desselben sich zuzueignen, und die, bei der Verwaltung, immer nur ihren eignen Nutzen im Auge hatten; die durch diesen ihren Eigennutz, durch ihre Selbstsucht, durch ihren gegenseitigen Neid und Haß, durch ihre Unweisheit den Fall des Staats befördert; die den Hannibal verhindert hatten, einen ehrenvollen Frieden von Rom zu erschwingen. Wenn Klitomachus von gleichem Temperamente, wie Hannibal war, so mußte er jener Unpatrioten selbst in ihren bittersten Leiden spotten, wie Hannibal ihrer soll gespottet haben; sie waren nicht würdig, getröstet zu werden.

Aber ohne Zweifel gab es zu Karthago auch viel wahre, würdige Aristokraten in der ursprünglichen, edleren Bedeutung dieses Wortes; ohne Zweifel gab es viele, die, wegen ihrer Rechtschaffenheit, wegen ihrer Klugheit, wegen ihres vorzüglichen Geistes, wegen ihres trefflichen Charakters, als die

Besten im Volke verdienten, die Regierung einer großen Nation zu verwalten; Männer, denen das Wort Vaterland nicht ein bloßer Schall, denen es die Bezeichnung einer ihrem Herzen theuren Idee war; denen Vaterlandsliebe eine Art von Gottesdienst war, gleich heilig, gleich unentbehrlich ihrem Verstande und ihrem Herzen. Solche Patrioten sind wahrlich des Trostes bedürftig, wenn ihr Vaterland zu Grunde geht, wenn es zur Dienstbarkeit von einem fremden Eroberer gezwungen wird; aber wo sind die Gründe, welche solche Patrioten zu trösten vermöchten?

Ohne Zweifel fehlte es zu Karthago auch nicht an andern patriotischen Bürgern, die, ob sie gleich durch die Verfassung von aller Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, und keiner Beförderung zu Ehren und Aemtern fähig waren, dennoch ihr Vaterland herzlich liebten, weil sie eine Ordnung liebten, an die sie von Kindheit an gewöhnt waren, und unter der seit Jahrhunderten Karthago so blühend, so glücklich gewesen war. Diese guten Bürger empfanden gewiß den innigsten Schmerz, der unheilbar, so lange sie lebten, in ihrem Herzen blieb, seitdem ihr Vaterland unterjocht war, und was noch von Karthagern übrig blieb, sein künftiges Schicksal von des Siegers Willkühr, von seiner Menschlichkeit oder Barbarei, von seiner Gerechtigkeit oder von seinem Eigennutz, von seiner Weisheit oder Thorheit erwarten mußte. Wenn

gleich diese patriotischen Bürger nicht in Kriegsgefangenschaft, nicht in Sclaverei geriethen, wenn sie gleich, neben ihrer persönlichen Freiheit, auch ihr voriges Eigenthum behielten: so war doch der Gedanke, daß es nicht mehr Väter des Vaterlandes waren, von denen ihr künftiges Wohl abhing, sondern fremde Herrscher, von denen sie nicht als Kinder des Staats, sondern als eigenthümliche Sachen, oder als dienende Sclaven betrachtet wurden, ein in ihrem Herzen ewig nagender, brennender Gram. Was für Trostgründe konnte Klitomachus für solche Gemüthsleiden ersinnen?

Ich habe mich des Wunsches nicht erwehren können, daß es einem unserer besten, unserer edelsten, unserer wahren Moralphilosophen gefallen möchte, die verlorne Schrift des Klitomachus zu ersetzen, die möglichen Trostgründe für ein unglückliches Volk, das den Untergang seines Vaterlandes erlebt, einleuchtend zu entwickeln, und sie mit wohlthätiger Wirksamkeit auf die geängsteten Herzen vorzutragen. *)

---

*) Dieser Aufsatz war geschrieben, eh' Herrn Fichtes Reden an die deutsche Nation bekannt wurden.

III.

Schreiben an einen Freund über Herrn Fichtes Reden an die deutsche Nation; — enthaltend insbesondre einige Bemerkungen über Ursprache, Nationalstolz und öffentliche Erziehung.

Ich gehe an die Erfüllung des Versprechens, das ich Ihnen, liebster Freund, neulich gegeben; ich will in diesem Briefe die Gedanken ausführlicher entwickeln, die ich in unserm Gespräche damals, über einige Punkte in Herrn Fichtes Reden, nur andeuten konnte. Ich bin aber auch jetzt nicht im Stande, sie völlig mit der Ausführlichkeit vorzutragen, die so wichtige Gegenstände wohl verdienen. Ich habe theils nicht Zeit dazu, theils habe ich mich zu einer solchen, nicht leichten Arbeit, als das seyn würde, nicht erfoderlich vorbereitet. —

Sie wissen, meine Absicht ist nicht, mit Herrn Fichte zu streiten; ich habe, ohne ihn persönlich zu kennen, die größte Achtung für ihn wegen des Eifers, den er in seinem Suchen nach Wahrheit beweiset, und wegen der Unerschrockenheit, womit er das, was er als Wahrheit gefunden zu haben glaubt, bekennt, ob ich ihm gleich auf den Wegen, wo er sucht, nicht folgen mag, und selbst jene Unerschrockenheit nicht einmal gern zu meinen Tugenden rechnen möchte. Noch weniger ist meine Absicht, über Herrn Fichtes Reden ein Urtheil zu fällen. Sie wissen, ich habe mich nie mit Recensiren abgegeben, nicht weil ich das Geschäft selbst mißbilligte, sondern weil ich die Arbeit und den Zeitaufwand scheue, den das Recensiren, wenn es gewissenhaft geschehen soll, erfodert; denn was soll eine Recension eigentlich seyn? ein wohl durchdachtes Gutachten über den Werth eines Buches. Doch, das sind ja bekannte Sachen. Herr Fichtes Reden möchten noch viel vortrefflicher seyn, als sie, in mancher Hinsicht, wirklich sind, oder sie möchten auch, in Absicht auf guten Geschmack, fehlerhafter seyn, als sie wirklich sind, ich würde kein Wort über sie sagen; aber sie sind geeignet, gewisse Vorurtheile, die unter den Deutschen herrschen, zu unterhalten, zu befestigen, zu stärken, sie sogar andern, die bisher noch frei davon waren, beizubringen; diese Wirkung, welche die Reden theils wegen des berühmten Namens des Verfassers, theils wegen der feurigen, kräftigen

Beredtsamkeit, womit sie geschrieben sind, haben können, möchte ich gern, so viel ich vermag, verhüten. Es sind große, es sind schädliche Vorurtheile, und es hat mich schon längst geschmerzt, viel gute Deutsche mit diesen Vorurtheilen behaftet zu sehn.

Ich komme zur Sache. Es war ein schweres, ein edles, ein verdienstvolles Unternehmen von Herrn Fichte, die niedergeschlagnen, die bekümmerten Deutschen aufzurichten, ihnen Muth einzuflößen, und sie mit der Hoffnung zu trösten, daß sie, ihres harten Schicksals unerachtet, immer noch ein sehr achtungswerthes Volk bleiben, daß sie sogar noch ein vorzügliches vor vielen andern, ja fast vor allen andern werden könnten. Es war ein großes Unternehmen von Herrn Fichte, ihnen die Wege, die zu diesem hohen Ziele führen sollen, vorzuzeichnen, und ihnen zu sagen, daß sie jetzt noch ein unfehlbares Mittel in ihrer Gewalt hätten, einen so großen, so schönen Zweck zu erreichen. Welcher Trost kann so erquickend seyn, als die Versicherung, die einem Unglücklichen gegeben wird, daß er noch eine Quelle besitze, aus der er mehr, als Ersatz für seinen Verlust und seine Leiden schöpfen könne? Herr Fichte hat sich durch diese Trostreden in dem Tempel des literarischen Ruhmes einen ehrenvollen Platz neben dem des Klitomachus erworben, der, nach der Zerstörung seiner Vaterstadt Karthago durch die Römer, eine Trostschrift an seine gewesenen Mitbür-

ger schrieb. Sie muß nicht ohne beträchtliches Verdienst gewesen seyn, da ihrer von einigen Alten, unter Andern von Cicero, als einer interessanten Schrift, erwehnt wird.

Indem ich aber den edeln, patriotischen Absichten des Herrn Fichte von ganzem Herzen gern Gerechtigkeit erweise, kann ich doch dem wichtigsten seiner Trostgründe nicht beistimmen; ich halte ihn für einen nichtigen Grund; und über seine Vorschläge habe ich wichtige Zweifel. Es ist Herrn Fichte begegnet, was uns so leicht begegnet, wenn wir in so großer Gemüthsbewegung schreiben; durch die Wärme, womit er an sein gebeugtes Vaterland dachte, — ja ich darf wohl sagen, durch die heftige Gluth, wozu seine Wärme stieg, ist er zu großen Irrthümern verleitet worden, die, wenn sie von seinen Zuhörern oder Lesern als ausgemachte Wahrheiten sollten angenommen seyn, ganz andre Wirkungen hervorbringen müßten, als Herr Fichte beabsichtet hat. Der eine dieser Irrthümer betrifft den Nationalstolz, zu dem die Deutschen, nach Herrn Fichte, berechtigt seyn sollen, und den er auf eine Voraussetzung gründet, die ich für ganz falsch und irrig erklären muß. Der zweite seiner Irrthümer betrifft die Erziehung; Herr Fichte schlägt eine neue Erziehung vor, als das unfehlbare Mittel, eine edle, selbstständige Nation zu bilden; ich aber glaube, daß diese neue Erziehung mehr verderben, als gut machen, mehr Schaden, als Heil stiften würde.

Um den Deutschen wieder Muth zu machen, um sie ihren eignen Werth fühlen zu lassen, sagt ihnen Herr Fichte, daß sie von ihrem Ursprunge an unter den geachtetsten Völkern nicht nur einen ansehnlichen, sondern den ersten Rang behauptet hätten, und dieß bloß durch ihre Sprache, weil es eine Ursprache sey; so lange sie fortführen, diese Sprache zu brauchen und zu vervollkommnen, würden sie auch das Erste aller Völker bleiben; es sey unmöglich, daß andre Völker, die nur abgeleitete Sprachen hätten, die Deutschen von diesem Range verdrängen könnten.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob und in wie weit der Nationalstolz eine Tugend oder ein Laster sey, und wie weit er eine angemeßne Triebfeder zu guten, großen und schönen Thaten; oder eine übermächtige Triebfeder zu Ungerechtigkeiten allerlei Art, zum Misbrauch der Macht, zur Verachtung andrer Völker und ihrer Verdienste, es sey in Absicht auf Wissenschaften und Künste, oder auf Gesetze und Sitten, werden könne; ob und in wie weit er eine Nation antreibe, sich um wahre Vorzüge zu bewerben, oder sie über die ihr anklebenden Mängel und Fehler verblende. „Wir wollen für diesen Augenblick zugeben, daß ein gewisser Nationalstolz unter gewissen Bedingungen rechtmäßig, sogar eine nöthige Eigenschaft, sogar eine Tugend sey, ohne die kein Volk groß und edel seyn könne. Aber die Frage können wir nicht übergehn: ob die Sprache, die ein Volk redet, eine rechtmäßige Ur-

sache zu diesem Stolze sey? Ich kann mich nicht überzeugen, daß sie es sey.

Man muß, in dieser Betrachtung, bei einer Sprache zweierlei unterscheiden, das Materielle derselben (es sey mir erlaubt, es so zu nennen,) und den Reichthum. Unter dem Materiellen begreife ich den Klang der Worte, ihre Bildsamkeit, und die Leichtigkeit sie zusammen zu fügen. Die Töne, die Sylben, insbesondre die Endsylben, sind in der einen Sprache dem Ohre leichter bemerkbar und angenehmer, als in der andern; die Zusammenstellungen der Wörter geschehen in der einen Sprache leichter und in einer bequemern Ordnung, als in der andern. Der Gang der Rede ist in der einen Sprache munter und hurtig, in der andern schwerfällig und stolpernd; die Musik der einen Sprache, wenn ich so sagen darf, ist sonor und lieblich; die der andern dumpf und herbe. In allen diesen Hinsichten kann eine Sprache vor der andern Vorzüge haben, unabhängig von ihrem relativen Reichthum; die ärmere kann in diesen Hinsichten glücklicher seyn, als die reichere; glücklicher sage ich, denn es ist bloß Zufall, daß ihr diese Vorzüge zu Theil wurden, und nicht der andern. Mithin hat keine Nation ein Recht auf diese zufälligen Vorzüge ihrer Sprache stolz zu seyn. Keine Nation hat sich ihre Sprache gewählt; jeder Nation ist ihre Sprache gegeben, oder von ihren Vorfahren angeerbt. Wollte man

einwenden, es sey denn doch Verdienst ihrer Vorfahren gewesen, eine wohlklingende, leichtfließende Sprache zu bilden; so ist auch diese Einwendung ungegründet. Es geschah nicht absichtlich und mit Wahl, daß die Vorfahren der einen Nation eine leichte, sonore Sprache erfanden, die der andern eine schwerfällige, rauhe; in der That, erfanden sie eigentlich die Sprachen nicht; ohne es vorher zu wissen, geriethen sie auf eine solche Sprache; das Klima, die Nahrungsmittel, der Aufenthalt entweder in heitrer, elastischer, oder in trüber, schwerer Luft hatten unwiderstehlichen Einfluß auf ihre Gehör- und Sprachorgane, machten beide hier beweglicher, feiner, empfindlicher, dort ungelenker, steifer, härter. Ein Volk also kann sich glücklich preisen, wenn ihm eine leichtfliessende, schöntönende Sprache wurde, wie es sich glücklich preisen kann, daß es ein Land von schönem und fruchtbarem Boden zur Wohnung bekam; aber in keinem der beiden Fällen hat kein Volk Recht, stolz zu seyn auf etwas, das es nicht durch sein Verdienst erwarb, sondern bloß als eine Gabe vom Glück erhielt.

Ganz anders verhält es sich mit dem Reichthum der Sprachen; diesen muß ein Volk selbst für seine Sprache erwerben; und der Reichthum einer Sprache ist Verdienst des Volkes, das sie redet. In so weit könnte man einem Volke Stolz auf dieses Verdienst erlauben, wenn je Stolz erlaubt seyn soll.

Aber über diesen Punkt sehe ich Vorurtheile herrschen, über die ich mich schon längst gewundert habe. Ich finde, daß man die Frage, warum das eine Volk viel, das andre wenig in den Wissenschaften geleistet habe, oft damit beantwortet, daß man sagt, das eine Volk habe eine reiche, das andre eine arme Sprache. Man redet von reichen Sprachen, als ob sie, ohne Zuthun der Menschen, durch sich selbst reiche Sprachen geworden, als ob sie, so zu sagen, wie ein Schatz, vom Himmel herab gefallen wären, aus dem das Volk, dem der Himmel diesen Schatz zugeworfen, immer nehmen könne, so oft und so viel es wolle. Man vergißt, daß die Bereicherung einer Sprache mit dem Anwachs der Kenntnisse eines Volkes, mit der Entwickelung seines Denk- und Empfindungsvermögens gleichen Schritt hält. Ein Volk hat nur dann eine reiche Sprache, wenn es viel Begriffe gesammelt, sie nach allen ihren Unterschieden von einander abgesondert, und jeden dieser Begriffe mit einem festen Worte bezeichnet hat, so daß jeder, der das Wort höret, gleich an den damit verbundnen Begriff denkt, und daß jeder, der andern diesen Begriff mittheilen will, ihn immer mit dem nehmlichen Worte bezeichnet.

Zu diesem Reichthum einer Sprache, der daher entsteht, daß ein Volk viel gedacht und empfunden, und sich gewöhnt hat, alle seine Gedanken und Em-

pfindungen mit eigenthümlichen Worten fest zu bezeichnen, trägt nun aber der Ursprung oder die Entstehungsart der Sprache nichts bei. Ob eine Sprache, die ein Volk redet, von seinen ersten Vorfahren her immer die nehmliche geblieben, oder ob sie im Lauf der Jahrhunderte aus der Mischung mehrerer Sprachen entstanden, ist ganz gleichgültig, wenn das Volk nur mit der Zeit sich viel Ideen und Kenntnisse erworben, und jeden Begriff mit einem festen Worte zu bezeichnen gewußt hat. Hat es dieses mit Erfolg gethan, so besitzt es eine reiche Sprache, mag sie eine abgeleitete oder eine Ursprache seyn. Hat es diese Bereicherung seiner Ideen und Kenntnisse versäumt, so wird seine Sprache arm seyn, wenn sie gleich eine Ursprache ist.

Diesem Reichthum einer Sprache geschieht sogar dadurch kein Abbruch, daß in derselben manches Wort, ja eine Menge von Wörtern vorkommen, die aus einer fremden Sprache entlehnt sind. Ist das Wort zugleich mit der Idee, die es ausdrückt, von aussenher in den Ideenvorrath der Nation und dadurch in ihre Sprache gekommen, so gehört das Wort von der Zeit an so gut in die Sprache, als die Idee zu der Masse von Kenntnissen dieses Volkes. Es verhält sich mit solchen Worten und Ideen, wie mit fremden Getraide- Gemüse- und Obstarten, die nach einem Lande, wo sie vorher nicht wuchsen, verpflanzt und mit der Zeit daselbst einheimisch ge-

worden; der Reichthum des Landes ist dadurch vermehrt.

Wenn ein Volk für den gesammten Vorrath seiner Begriffe, Kenntnisse und Empfindungen Worte gefunden, wenn es lange Zeit her gewöhnt ist, diese Worte zu brauchen, immer in dem festgesetzten Sinn; so bedarf die Sprache keiner neuen Worte, so lange die Masse der Ideen und Kenntnisse des Volkes nicht vermehrt wird. Neue Worte werden nicht eher nöthig, als bis neue Begriffe oder Kenntnisse in Umlauf sollen gebracht werden. Es giebt Schriftsteller, die sich gern ein Verdienst um eine Sprache erwerben wollen, daß sie das eine neue oder andre Wort erfinden, um, wie sie vorgeben, entweder eine ganz neue Idee in Umlauf zu bringen, oder eine schon bekannte Idee mit einem angemeßnern Worte zu bezeichnen. Ihre Nachahmer pflegen dann das neue Wort gar oft zu brauchen, und damit gleichsam, als mit einem neugefundnen Juweel zu prunken; alles vergebliche Mühe, fruchtlose Künste, wenn nicht das Volk selbst die neue Idee, die das neue Wort ausdrücken soll, in die Masse seiner Gedanken mit aufnimmt.

Es ist also aus dem bisher Gesagten klar, daß eine abgeleitete Sprache eben so reich seyn kann, als eine Ursprache; denn es sind nicht die Sprachen selbst, die sich, ohne Zuthun der Menschen, berühren, sondern es ist der Verstand der eine Sprache

redenden Menschen, der, so wie er sich selbst mit Begriffen und Kenntnissen, also die Sprache mit Wörtern bereichert.

Aber nun nimmt Herr Fichte, ausser den beiden Vorzügen, die in dem Materiellen und in dem Reichthum liegen, noch einen dritten Vorzug an, den eine Sprache vor der andern haben könne, und dieser dritte Vorzug soll, nach seiner Behauptung, die größere Kraft seyn, womit die Worte der einen Sprache Ideen erregen, als die der andern; und da sollen die Wörter einer Ursprache die größte Kraft, ja fast allein Kraft haben; den Wörtern aber abgeleiteter Sprachen soll es ganz fehlen an dieser Kraft. Die Ursachen sind, sagt Herr Fichte, lebendiger, eingreifender in das Leben; die abgeleiteten Sprachen sind todt, greifen nicht in das Leben ein.

Ich wünsche, daß Herr Fichte deutlich und bestimmt erklärt hätte, was er unter dieser Lebendigkeit der einen, diesem Todtseyn der andern Sprache, unter diesem ihren Eingreifen oder Nichteingreifen in das Leben versteht. Da er keine Erklärung hievon gegeben, so muß ich wagen den Sinn dieser Ausdrücke zu errathen. Es scheinet mir, Herr Fichte habe damit sagen wollen, die Ursprache wirke stärker auf das Gemüth, auf den Willen, errege mehr Affecten, errege sie in höherm Grade, bringe den Willen eher und leichter zum Entschluß, befesti=

ge ihn mehr in demselben, gebe also dem Menschen mehr Kraft zum Handeln. Eine ausserordentliche Behauptung! den Beweis, wird man denken, könne Herr Fichte bloß aus der Erfahrung führen; aber wer würde nicht erschrecken, wenn man ihm zumuthen wollte, die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Sätze aus Erfahrungen zu beweisen? wie viel Völker müßte er beobachtet haben? wie lange? in wie mancherlei Situationen? wie sicher müßte er seyn, richtig beobachtet zu haben? Doch Herr Fichte ist über alle diese Bedenklichkeiten hinweg. Er glaubt, an den Ursprachen eine Eigenschaft bemerkt zu haben, die den abgeleiteten fehle, und aus dieser Eigenschaft der Ursprachen folge nothwendig ihre Lebendigkeit, ihr Eingreifen in das Leben, so wie hingegen abgeleitete Sprachen in das Leben nicht eingreifen könnten, todt seyn müßten, weil ihnen jene Eigenschaft fehle.

Diese Eigenschaft soll seyn, nach Herrn Fichtes Behauptung, daß die Wörter in der Ursprache, welche geistige Ideen bezeichnen, von sinnlichen Gegenständen entlehnt wären; daß sie, indem sie die geistige Idee erregen, zugleich an jenen sinnlichen Gegenstand erinnerten; daß sie also, indem sie die geistige Idee erregen, zugleich ein sinnliches Bild erregen, und durch diese Bilder stärker und tiefer auf das Gemüth wirkten, als Wörter der abgeleiteten Sprachen, als welche an keine sinnliche Bilder erinnern könnten.

Daß Redner und Dichter durch sinnliche Bilder auf die Gemüther wirken, und mächtig auf sie wirken können, ist bekannt; aber das steht immer in der Dichter und Redner Macht, sie mögen sich einer abgeleiteten oder einer Ursprache bedienen. Aber daß in der gewöhnlichen Sprache, die wir im täglichen Leben reden, die Wörter, mit denen wir von Jugend auf geistige Ideen zu verknüpfen gewohnt sind, die aber in uralten Zeiten von sinnlichen Gegenständen entlehnt wurden, immer noch an diese sinnlichen Gegenstände erinnern sollten, streitet wider die tägliche Erfahrung. Wir haben alle das Wort aufrichtig in seinem bekannten Sinn brauchen gelernt; aber wer von uns hat wohl je dabei an das aufrecht stehn gedacht; wovon das Wort entlehnt ist, wenn er nicht etwa ein Sprachforscher war und nach dem Ursprung dieses Wortes forschte. Jene Aehnlichkeiten, die unsre Stammväter zwischen gewissen sinnlichen Gegenständen und gewissen geistigen fanden, und wodurch sie bewogen wurden, das Wort vom sinnlichen Gegenstande auf den geistigen überzutragen, sind auch in unsrer Ursprache großentheils längst vergessen. Dieses ist so sehr Thatsache, daß es in der deutschen Sprache eine große Menge Wörter giebt für geistige Gegenstände, — Wörter, die täglich vorkommen — die in jedermanns Munde sind — von denen aber die gelehrtesten Sprachforscher oft selbst nicht wissen, von welchem sinnlichen Gegenstande sie entlehnt worden.

Alle Deutsche wissen, was sie mit den Wörtern gerecht, billig, klug, listig, glauben, hoffen u. s. w. sagen wollen, ohne dabei an ein sinnliches Bild zu denken, und ich weiß nicht, ob unsre Sprachforscher von diesen und vielen andern Worten, die sich auf den Verstand oder das Gemüth beziehn, eine ursprüngliche sinnliche Bedeutung anzugeben wissen. Nein, die Worte erwecken die Begriffe im Verstande der Hörer oder Leser nicht mittelbar durch Bilder, sondern unmittelbar dadurch, daß sie von Kindheit an gewöhnt sind, mit jedem Worte einen bestimmten Begriff zu verknüpfen. An die sinnlichen Bilder, wovon das Wort in uralten Zeiten entlehnt wurde, denken nur die Wortforscher, die Dichter und die Redner; die Wortforscher, um den Ursprung des Worts zu erklären; die Redner und Dichter, um durch geschickten Gebrauch jener Bilder ihrem Vortrage mehr Schönheit zu geben.

Die Vorliebe des Herrn Fichte für eine bilderreiche Sprache, und sein Vorurtheil, daß der Gebrauch häufiger Bilder das Denken erleichtere, befördere, verstärke, hat, meines Erachtens, einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Stil und auf seine Art zu philosophiren gehabt. Er häufte Bilder auf Bilder, dergestalt, daß man Mühe hat, seine Ideen herauszufinden und sie sich klar und deutlich zu machen. Er sucht ungeheure Bilder auf, die in der

Natur, ja in der Einbildungskraft selbst nicht möglich sind. Der erhabne griechische Odendichter brauchte ein sehr kühnes Bild, um die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens mit einem kräftigen, erschütternden Zuge zu malen; unser Leben, sagte er, ist der Traum eines Schattens. Den Schatten, den eine menschliche Figur an die Wand wirft, kann man sich lebend denken, und Kinder, die zum erstenmal ein Schattenspiel sehen, mögen sich wirklich alle die Schatten als lebendige Wesen denken: kann ein Schatten aber leben, so kann er auch leicht einen Augenblick träumen. Aber was kann ich mir bei dem Schatten von dem Schatten eines Schattens denken? Dieses unnatürliche Bild braucht Herr Fichte, S. 241. Aber ich nenne es mit Unrecht ein Bild; es sind pure Worte, die vorüber rauschen, aber unmöglich ein Bild erregen können; ich zweifle, daß irgend ein Mensch eine Einbildungskraft besitze, die im Stande sey, sich ein Bild von einem Schatten zu machen, den ein andrer Schatten von sich werfe. — Einen Aufflug von einer niedrigen Region zu einer höhern kann ich mir denken; ich kann mir von beiden Regionen ein sinnliches Bild machen, ein tiefes Thal und den Gipfel der höchsten Alpen: aber was ist ein Aufflug zum Unsichtbaren? zum Unbildlichen? wovon Herr Fichte S. 240 redet. Ist das Unsichtbare bloß über mir? ist es nicht auch unter mir? Ins Unsichtbare hinunterfallen müßte also eben so

denkbar seyn, als ins Unsichtbare auffliegen. Diese unmäßige Liebe zu Bildern verleitet so leicht, die bekanntesten, die gemeinsten Dinge mit einem Schmuck von Bildern zu beladen, die denjenigen, der bloß auf die Bilder sieht, glauben machen, etwas ganz Neues gelesen zu haben, da es doch, von den Bildern entkleidet, etwas ganz altes, ganz alltägliches ist. Was hat z. E. Herr Fichte mit allem dem Pomp von Bildern, S. 217, anders gesagt, als die triviale Wahrheit: „wenn Einer allein alle „Macht besitzt, so ist man nie sicher, daß er sie nicht „mißbrauche.“ Aber noch wichtiger ist der Nachtheil, der für speculative Wissenschaften daraus entsteht, wenn man, statt deutlicher bestimmter Begriffe, nur Bilder braucht. Bilder geben nur schwankende, halbklare, halbdunkle Vorstellungen. Die ersten Menschen, die zu philosophiren anfingen, nahmen ihre Zuflucht zu Bildern, weil sie theils noch keine deutliche, feste Begriffe hatten, theils noch keine Wörter wußten, sie festzuhalten, sie eigenthümlich auf immer damit zu bezeichnen. Daher war die Philosophie der Orientaler, die den ersten Anfang im Philosophiren machten, so voll von Bildern; daher entstand bei ihnen das sogenannte Emanationssystem, in welchem das Entstehen der endlichen Wesen, als ein Ausfließen aus dem Unendlichen vorgestellt wurde. So wußte Zaroaster sich den Ursprung des Bösen nicht anders zu erklären, als durch das Bild von zwei Unwesen, die

beständig Krieg mit einander führten. Es war eine Zeit, wo dergleichen Bilderkram in der lutherischen Kirche die Gemüther verwirrte; wie ernsthaft, wie heftig wurde über den Bußkampf, über das Gnadenlicht, über den Durchbruch der Gnade gestritten! wie waren die armen Menschen zu bedauern, die in solchen Bildern große, wichtige Wahrheiten zu sehen glaubten, und ängstlich harrten, ob nicht so ein Bußkampf, so ein Durchbruch der Gnade in ihren Seelen vorgehen würde!

Warum will doch Herr Fichte diesen Bilderkram in die Philosophie wieder einführen? warum redet er immer von der Wurzel des Lebens? Z. E. S. 92. 296. Was mag er doch unter einem Anhange zum Leben verstehn? S. 237.

Ausser dem bisher beleuchteten Grunde, warum Herr Fichte der Ursprache eine größere Lebendigkeit beilegt, und den er in der Kraft der Ursprache zu finden glaubt, Bilder im Gemüthe zu erregen, will er diesen Vorzug der Ursprache auch noch durch die Erfahrung beweisen. Ich wiederhole, was ich schon oben gesagt habe, ich erschrecke vor dem Wagestück, das derjenige unternimmt, der sich mit einer solchen Behauptung auf die Erfahrung beruft. Es ist ein unermeßliches Unternehmen, zu dem, ich möchte sagen, nur ein Gott die nöthige Kenntniß der verschiednen Völker nach ihren wirklichen Charaktern mitbringen kann. Ich sage: nach ihren

wirklichen Charaktern; denn wahrlich diese sind meistens ganz anders beschaffen, als sie in Büchern beschrieben werden. Ferner, mit Genauigkeit und Gewißheit zu bestimmen, in wie weit die Eigenthümlichkeiten einer Nation aus ihrem Klima, oder aus ihrer Stammart, oder aus ihrer Staatsverfassung u. s. w., oder endlich auch aus ihrer Sprache entspringen, welch ein scharfer, durchschauender, welch ein Götterblick wird dazu erfodert! Und endlich muß man sich wenigstens der Unparteilichkeit eines Engels bewußt seyn, um über den höhern oder geringern Werth der Nationen abzusprechen. Im gemeinen Leben, in Gesprächen, in Schriften, wo man es nicht so genau nimmt, in Romanen, in Reisebeschreibungen, die mehr zur angenehmen Unterhaltung als ernster Belehrung geschrieben sind, erlaubt man es, einer Nation diese oder jene Eigenschaft, diese oder jene Tugend beizulegen, oder abzusprechen; aber in einer philosophischen Untersuchung, im ganzen Ernst den relativen Werth der Völker gegen einander abzumessen, halte ich für eine Vermessenheit, die ich keinem besonnenen Philosophen zutrauen kann. Der Maaßstab, nach welchem diese Schätzung geschehen müßte, läßt sich vielleicht angeben; aber wer darf sich anmaaßen, jedes Volk so von Grund aus zu kennen, so genau, so anhaltend, so ohne alles Vorurtheil, so unparteiisch in allen seinen Ständen, in allen seinen Verhältnissen, in allen seinen Situationen, in allen

seinen Handlungen beobachtet zu haben, um mit Zuversicht zu sprechen: „Dieses Volk hat den so „vielsten Grad des Verdienstes erreicht; jenes an„dre steht so viel Grade über ihm; jenes dritte so „viel Grade unter ihm.“

Herr Fichte hat sich die Sache leicht gemacht; er thut Machtsprüche, wie ein Orakel; Machtsprüche, über die ich erstaunt bin; Machtsprüche, die zum Theil sehr unartige Beleidigungen andrer Völker enthalten; wie konnte doch ein Philosoph sich dergleichen erlauben?

Sie sind berechtigt, liebster Freund, zu fodern, daß ich diese harte Beschuldigung beweise; daß ich Ihnen einige dieser Machtsprüche, die Herr Fichte gewagt hat, vorlege. Dieß liegt in der That mir ob, und ich will meine Pflicht erfüllen. S. 141 versichert Herr Fichte, nur dem Volke, „das eine „Ursprache rede, sey es mit der Geistesbildung ein „rechter, eigentlicher Ernst; den Völkern, die ab„geleitete Sprachen hätten, sey sie nur ein geniali„sches Spiel, mit dem sie weiter nichts wollten.“ S. 151. „Die Philosophie eines Volkes, das eine „abgeleitete Sprache rede, könne weiter nichts, als „die Erklärung eines Wörterbuches seyn.“ S. 164 „Bei dem Volke der Ursprache gehe die Untersu„chung aus von einem Bedürfniß des Lebens, das „durch sie befriedigt werden soll; bei dem Volk ab„geleiteter Sprachen wolle sie weiter nichts, als die

„Zeit auf eine angenehme, und dem Sinn für das „Schöne angemeßne Weise hinzubringen." Wahrlich, mein Freund, Sie werden mir nicht allein gern die Widerlegung dieser Behauptungen erlassen; Sie würden sich vielmehr, wenn ich mich auf eine Widerlegung einließe, beschweren, daß ich Ihnen mit einer so unnöthigen Sache die Zeit verdürbe. Aber wünschen werden Sie mit mir, daß niemals ein Ausländer etwas von dieser Stelle erfahre; daß niemals ein Ausländer ihrer gegen uns erwehne; sein mitleidiges Lächeln würde uns schaamroth und verstummen machen.

S. 214 nimmt Herr Fichte sogar eine Art von unbedingter Gnadenwahl, in Absicht auf das Philosophiren, an; nur das Volk, das die Ursprache redet, ist zur wahren Philosophie prädestinirt, alle andere sind verworfen.

Wenn die Naturkraft der Ursprache, oder die lebendige Sprachkraft der Natur, wie Herr Fichte sie nennt, S. 122, so mächtig, so unwiderstehlich wäre, so entscheidend in das Leben eingriffe, wie war es möglich, daß sie nicht früh genug der Grundseuche widerstand, womit nach S. 161 der ganze germanische Stamm behaftet seyn soll, fremde Worte des vornehm scheinen Lautes wegen, also des bloßen Lautes wegen, den Worten der Ursprache, die doch so kräftig das Gemüth anregen sollen, vorzuziehn? wie kam es, daß die Deutschen,

dieser

dieser mächtigen Naturkraft ungeachtet, sogar die Unnatur im Auslande aufsuchten? S. 163. Durch das Geständniß dieser beiden Thatsachen (wiewohl ich die letztere nicht recht verstehe) widerlegt Herr Fichte offenbar seine eignen Behauptungen von der gewaltigen Naturkraft der Ursprache. Sie muß geringer seyn, als die Kraft mancher abgeleiteten Sprache; denn z. E. die französische und die italienische Sprache haben die Nationen, deren Muttersprachen sie sind, dergestalt für sich eingenommen, daß diese Nationen gegen alle Aufnahme fremder Wörter einen Abscheu haben; die deutsche Ursprache aber hat so wenig Liebe bei den Deutschen gefunden, daß diese vielmehr mit Begierde nach fremden Wörtern gehascht und sie den Wörtern der Ursprache vorgezogen haben.

Einen andern Grund zum Nationalstolz für die Deutschen glaubt Herr Fichte in der Reformationsgeschichte gefunden zu haben. S. 180 u. f. Die Deutschen sollen stolz darauf seyn, daß der Urheber der Reformation ein Deutscher war; sie sollen auch darauf stolz seyn, daß die Deutschen jener Zeit bei der Einführung der Reformation so viel Ernst, so viel festen und reinen Willen, so viel Standhaftigkeit bewiesen, und daß sie durch ihr Benehmen darthaten, wie sehr ihnen die Sache, die den Gegenstand der Reformation ausmachte, wie sehr ihnen die Religion am Herzen lag. Es ist einem Volke

erlaubt, ein Volk ist sogar berechtigt, sich zu freuen, daß ein großer, ein verdienstvoller Mann ihm angehört, und dem Redner, dem Dichter ist erlaubt, einem Volke zu sagen, daß es auf einen solchen Mann stolz seyn soll. Aber das sollte der Philosoph nicht sagen. Es ist doch in der That nur Zufall, daß der große Mann unter dieser oder jener Nation geboren wurde; auf zufällige Vorzüge aber soll man nicht stolz seyn. Daß Luthers Reformation so gut von statten gieng, war doch großentheils, vielleicht größtentheils, zufälligen, günstigen Umständen zuzuschreiben. Die vielen und langen Abwesenheiten Kaiser Karls V. von Deutschland, seine Kriege mit Frankreich und mit den Türken nöthigten ihn, vieles geschehn zu lassen, was er sonst mit aller Macht würde verhindert haben; er bedurfte des Beistandes der Fürsten, die der Reformation geneigt waren, daher durfte er ihnen nicht so Einhalt thun, wie er sonst gern gethan hätte. Hundert Jahre vor Luthern war schon eine Reformation in England von Johann Wickliff angefangen; es ist nicht nöthig, eine Vergleichung zwischen beiden Männern, in Absicht auf ihren Geist und ihren Charakter anzustellen; aber Wickliff war doch auch ein trefflicher Mann, und auch ihm lag die Wahrheit am Herzen. Seine Reformation hatte auch eine Zeitlang den glücklichsten Fortgang; aber neue, ungünstige, politische Umstände traten ihr in den Weg. Der Herzog von Lancaster bestieg durch

eine Revolution den Thron, zu dem sein Recht wenigstens zweideutig war. Er, der bis dahin Wickliffs Reformation mit befördert hatte, bekam nun ein mächtiges, politisches Interesse sie zu unterdrücken; er konnte, um sich auf dem Thron zu behaupten, des Beistandes der Hierarchie nicht entbehren. Von nun an brauchte er alle seine königliche Gewalt gegen die Reformation, die er vorher, als Privatmann, begünstigt hatte. Nichts hinderte ihn an dem Gebrauch dieser Gewalt, wo hingegen Karl V., um die seinige anzuwenden, durch viel und große Hindernisse abgehalten wurde. Ohne diesen Umstand, ohne dieses Interesse und diese Macht König Heinrichs IV. wäre die Reformation in England zu Stande gekommen, würde sich über andre Länder verbreitet und Luthers Reformation unnöthig gemacht haben.

Was aber den Ernst anbetrifft, den reinen und festen Willen, die Tiefe des Gemüths, wie Herr Fichte es nennt, womit die Deutschen die Reformation annahmen, so weiß ich nicht, wie man so dreist dem Auslande, als daselbst reformirt wurde, absprechen kann, eben so viel Ernst, einen eben so reinen und festen Willen, eine gleiche Tiefe des Gemüths bewiesen zu haben. Ich weiß nicht, wie man von der Reformation in andern Ländern sogar verächtlich, als von einer vorübergehenden Erscheinung (S. 192) reden kann. Nationen, bei denen

eine so große Anzahl von Bekennern den Märtyrertod erlitte, wie bei den Franzosen und Engländern, müssen doch wahrlich in ihren Herzen von den Wahrheiten und von der Wichtigkeit der Reformation durchdrungen gewesen seyn, müssen doch gewiß eine sehr ernsthafte Sache aus der Religion gemacht haben. England zählt unter der Königin Maria zweihundert sieben und siebzig Märtyrer, die wegen der Bekennung der neuen Religion verbrannt wurden; unter ihnen waren fünf Bischöffe und der Erzbischoff Cranmer, Englands Luther. In Frankreich unter Franz I. und Heinrich II. loderten die Scheiterhaufen beständig fort, welche die Bekenner der neuen Religion verzehrten. Ich weiß nicht, daß viel Protestanten in Deutschland den Märtyrertod gestorben wären. Wie kann Herr Fichte die Reformation in Frankreich eine vorübergehende Erscheinung nennen? Hundert Jahre ungefehr nach ihrem Anfange, wo man doch wohl annehmen kann, daß der anfängliche Enthusiasmus für sie vorüber war, wanderten über zwanzig tausend Familien aus Frankreich weg, verließen ihr schönes, ihr fruchtbares Vaterland, und begaben sich zum Theil nach Ländern, deren damaliger rauher und wenig angebauter Zustand ihnen nicht unbekannt seyn konnte; wie viel Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, an die sie gewohnt waren, wurden von ihnen aufgeopfert? wie viel Entbehrungen, wie viel Beschwerlichkeiten übernommen und standhaft ertragen! Und man wollte

zweifeln, ob es diesen Auswandernden ein wahrer Ernst um die Sache, ob ihr Entschluß der Entschluß eines reinen und festen Willens gewesen sey?

Ganz unwürdig eines Philosophen ist es, einer Nation mit dem Lobe zu schmeicheln, daß sie gewisse Vorzüge des Geistes oder Charakters ausschließlich besitze; ganz unwürdig eines Philosophen, ihr mit der Zuversicht eines Propheten zu verkündigen, „ihr komme zu, die Bildung der Menschheit zu vollenden.“ S. 199.

Wenn es ja einem Philosophen anstehn sollte, einer Nation den Stolz auf ihre Vorzüge, als eine Tugend zu empfehlen, so sollte er sich doch bescheiden, diesen Stolz nicht auf den ausschließlichen Besitz gewisser Geisteseigenschaften oder gewisser moralischer Vollkommenheiten zu gründen. So ungerecht ist der Himmel nicht gewesen, daß er, in diesen Hinsichten, gewissen Lieblingsnationen alles gegeben, allen übrigen aber alles versagt hätte. Das Verdienst, gewisse große, edle Thaten verrichtet, gewisse, dem menschlichen Geschlecht wichtige Erfindungen und Entdeckungen gemacht zu haben, kann einer Nation mit Recht ausschließlich zugeeignet werden; aber einer Nation ausschließlich gewisse Geistesgaben, gewisse Tugenden beilegen, ist ein unvernünftiger, ein unerträglicher, andre Nationen beleidigender, und nicht selten ein lächerlicher Stolz. Fast bei allen Nationen, die eine eigne Literatur haben,

hat es eitle, thörichte Schriftsteller gegeben, die ihren Landesleuten solche ausschließliche Lobsprüche gaben, hier des Geschmacks, dort des Genies, dort der Gründlichkeit, dort sogar der Religiosität. Auf solche Prätendenten an ausschließlichen Besitz solcher Vorzüge, die im Namen ihrer Nationen sich rühmen, „wir allein sind Genies, — wir allein haben „Geschmack, Tugend u. s. w.“ könnte man ein Epigramm des Grafen von Zinzendorf parodiren. Sie werden vielleicht fragen, welches Grafen von Zinzendorf? Des Stifters der Herrnhuter? Ja, mein Freund; das Epigramm ist gegen eine ähnliche Prätension der damaligen Pietisten gerichtet; ich will es hersetzen:

Ein Volk will mir auf Erden
Fast unerträglich werden,
Und ist mir lächerlich;
Es ist das Volk der Christen,
Das kein Mensch Pietisten
Sonst nennet, als sie selber sich.

Wenn ich nun, wie ich glaube, hinlänglich dargethan habe, daß Herr Fichte den Nationalstolz, den er den Deutschen anzunehmen empfiehlt, nicht auf wahre, sondern auf eingebildete Vorzüge gründet, so ist der eine Zweck meines Schreibens erreicht; denn daß ein solcher grundloser Nationalstolz viel Schädliches mit sich führe, bedarf wohl nicht ausführlich bewiesen zu werden. Genug, daß er

die Nation über ihre Vorzüge und Mängel verblendet, und jede Verblendung ist schädlich.

Der zweite Punkt in Herrn Fichtes Reden, über den ich Ihnen einige Bemerkungen versprach, ist sein Vorschlag zu einer neuen Erziehung. Herr Fichte schlägt vor, 1) ein großes, öffentliches Erziehungsinstitut; 2) in diesem Institut sollen die Zöglinge in die Welt der Anschauungen (d. i. der Ideale, wenn ich Herrn Fichte recht verstehe,) hinein geführt werden; 3) der Staat selbst soll der öffentliche Erzieher seyn, oder das große öffentliche Institut soll vom Staat angeordnet, nach seinen Vorschriften verwaltet werden, und unter seiner beständigen Aufsicht stehn. Drei große Irrthümer meines Erachtens; ich würde die Eltern bedauern, die ihre Kinder in solche Institute hingäben, es sey freiwillig oder gezwungen; ich würde die Zöglinge bedauern; ich würde das Volk bedauern, bei welchem der Staat sich das Erziehungsrecht wider Willen der Eltern zueignen wollte. Nun glaube ich zwar nicht, daß Herr Fichte Ursache habe zu hoffen, ich hingegen Ursache zu fürchten, daß ein solches, großes Erziehungsinstitut irgendwo errichtet werde. Aber vielleicht giebt es Eltern, die eben dieß beklagen werden, daß sie die Errichtung eines solchen Instituts nicht erleben werden. Diese nun wünsche ich zu überzeugen, daß sie keinen Grund hierüber zu klagen haben; daß ein solches Institut keineswegs eine öffentliche Wohlthat, sondern vielmehr —

ich möchte fast sagen, ein öffentliches Unglück seyn würde.

Herr Fichte scheint mir, wie so viele, die über diesen Gegenstand geschrieben, den Unterricht und die Erziehung (im engern Sinn) nicht scharf genug unterschieden zu haben. Im weiten Sinn begreift die Erziehung, wie wir das Wort im täglichen Leben brauchen, beides; aber in einem Vortrage alles dessen, was zur Erziehung gehört, muß man alles, was den Unterricht betrifft, genau absondern von dem, was zur eigentlichen Erziehung im engern Sinn gehört. Der Unterricht hat bloß Kenntnisse und Fertigkeiten zum Zweck, die der Schüler sich erwerben soll; die Erziehung hingegen im engern Sinn hat zum Gegenstande den Charakter des Zöglings, insbesondre und hauptsächlich seinen moralischen Charakter.

Ich habe nicht allein nichts dawider, daß der Unterricht öffentlich sey; ich ziehe vielmehr, in gewissen Dingen und unter gewissen Bedingungen, den öffentlichen Unterricht dem privaten vor. Warum ich das thue, in welchen Dingen, und unter welchen Bedingungen, brauche ich hier nicht auszuführen, weil ich hier nicht selbst Vorschläge thue, sondern nur Herrn Fichtes Vorschläge bestreite. Oeffentliche Erziehung aber hat meinen Beifall nicht.

Nur die Privaterziehung kann, nach meiner Ueberzeugung, zweckmäßig seyn, und ich halte die häusliche für die beste. Denn das Hauptmittel, oder vielmehr das einzige Mittel, wodurch die Erziehung etwas leisten kann, ist die frühe Gewöhnung des Zöglings, auf eine gewisse Weise zu handeln; er soll früh die Fertigkeit bekommen, in seinem Thun und Lassen die Regeln des Rechts, der Moral und der Klugheit zu befolgen. Diese Fertigkeit wird er am sichersten und am leichtesten erwerben, wenn er beständig gute Muster vor Augen hat, Muster, die er aus Liebe und Achtung nachzuahmen geneigt ist; ferner, wenn er sich beständig unter den Augen von ihm geliebter, geachteter Personen befindet, die ihn, je nachdem es der Fall erfodert, bald liebevoll, bald ernstlich an die Regel erinnern, die er nicht beobachtet hat. Die beste Methode, die einzige Methode, gute Menschen zu bilden, ist die nehmliche, wodurch gute Künstler gebildet werden. Das Clavierspielen gut zu lernen, ist kein besseres Mittel, als daß der Lehrer selbst das Muster guten Spielens gebe, und den Schüler aufmerksam mache, wenn der in seinem Spiele Fehler begeht.

Wenn die Kinder sehen, wie ihre Eltern gut handeln gegen ihre Freunde, gegen ihre Feinde, gegen ihre Nachbarn, wie der Vater in seinem Beruf, wie die Mutter in dem ihrigen, wie beide in ihrer Oekonomie verfahren; — wenn die Eltern

gelegentlich den Kindern die Gründe ihres Verfahrens, wo die Kinder sie nicht selbst einsehn, kürzlich angeben; wenn sie die Kinder aufmerksam machen, auf das Betragen andrer, ihrer Nachbarn, ihrer Bekannten, wenn sie den Kindern das Lobenswürdige, das Tadelnswürdige in den Handlungen andrer bemerkbar machen, nicht durch weitläufige Beurtheilungen, sondern nur durch einen herzlichen billigenden oder verwerfenden Ausdruck, alles dieß aber mit der gehörigen Behutsamkeit; — wenn so die Kinder früh gewöhnt werden, das Gute und Böse in den menschlichen Handlungen, gleich da es geschieht, zu bemerken, und nicht bloß zu bemerken, sondern gleich mit richtigem Gefühl richtig zu schätzen: so werden diese Kinder bloß hierdurch zu guten Menschen gebildet werden, und es bedarf keiner andern Erziehungskunst.

Man wird vielleicht einwenden, es gebe so viel schlechte Eltern, unverständige, unkluge, lasterhafte Eltern. Unter den Augen solcher Eltern könnten die Kinder unmöglich gut erzogen werden. Ich antworte, noch hat kein Autor, so viel ich weiß, der über die sogenannte Erziehungskunst geschrieben, für schlechte Eltern geschrieben; alle richten ihre Lehren an gute, an vernünftige Eltern. Sollte es aber Eltern geben, die, aus gerechtem oder ungegründetem Mißtrauen in ihren eignen Charakter, die Kinder nicht gern unter ihren eignen Augen behal-

ten wollten, aus aufrichtigem Verlangen, einst gute Menschen an ihnen zu sehn, und aus Besorgniß, daß sie im elterlichen Hause nicht gut werden könnten; so ist ihnen zu rathen, ihre Kinder guten, rechtschaffnen Familien anzuvertrauen, wo auch Kinder sind, ungefehr von gleichem Alter. Wenn indeß die Eltern nicht ganz verdorben sind, wenn sie nur in einigen Stücken Fehler oder Schwachheiten haben, so halte ich doch die Erziehung in den Häusern selbst solcher Eltern noch für besser, als in Instituten. Man hat bemerkt und sich wohl darüber gewundert, daß nicht selten Kinder von Eltern, die gewisse Untugenden oder Fehler hatten, gerade die entgegengesetzten Tugenden und Eigenschaften besaßen, nachdem sie zu reifen Jahren gekommen waren. Dieß wird meistens der Fall seyn, wenn der natürlich gute Verstand und das natürlich richtige Gefühl der Kinder von Recht und Unrecht, vom Guten und Schlechten nicht allzufrüh durch besondre Umstände verdorben oder abgestumpft wurde. Dann werden sie früh wahrgenommen haben, wie ihre Eltern gewisser Fehler wegen die Achtung verloren, die man ihnen würde erwiesen haben, wenn sie jene Fehler nicht gehabt hätten; die Kinder werden gesehn haben, welche Verlegenheiten, welche Nachtheile ihre Eltern sich durch diese oder jene Thorheit oder Schwachheit zuzogen: die Kinder werden daher desto sorgfältiger sich vor solchen Thorheiten und Fehlern hüten.

Aber Erziehung in den Häusern der Reichen oder Vornehmen? wie kann sie gelingen? wird man fragen. Ich setze abermals voraus, daß diese Vornehmen, daß diese Reichen gute Menschen sind; dann wird auch der erste Mann im Staat, der erste Minister ein gutes Muster für seine Kinder seyn; an ihm werden sie sehen, wie er seine Arbeitspflicht nie seinem Vergnügen aufopfert, nie sein Privatinteresse dem allgemeinen Wohl vorzieht. Und wenn der Reiche ein großer Gutsbesitzer oder Kaufmann ist, so wird er zugleich ein Mann von Ordnung und arbeitsam seyn, und seine Reichthümer zu edlen Zwecken verwenden. Der gute Reiche, der gute Vornehme werden allerdings zum Unterricht ihrer Kinder Lehrer in ihre Häuser nehmen, und ihnen auch einige Aufsicht über ihre Kinder vertrauen; aber die Hauptsache, die eigentliche Bildung des Charakters werden sie selbst sich vorbehalten, weil sie die Pflichten eines guten Vaters werden erfüllen wollen.

Wenn also die Bildung des Willens das Hauptgeschäft der Erziehung ist; wenn diese Bildung nur dadurch geschehen kann, daß der Zögling früh gute Muster zur Nachahmung vor Augen habe, daß er früh sein Gefühl des Rechts und Unrechts, des Guten und Schlechten an wirklichen Handlungen, die unter seinen Augen vorgehn, übe und stärke, daß er früh alle die Verhältnisse im menschlichen Le-

ben kennen lerne, wo Regeln der Moral und der Klugheit müssen beobachtet werden, und daß er früh selbst in mannichfaltigen Verhältnissen sich an die Ausübung dieser Regeln gewöhne: so ist klar, daß Erziehung in diesem Sinn in keinem Institute gegeben werden kann. Hier fehlen alle die Verhältnisse, die man früh durch eigne Beobachtung kennen lernen muß; hier sind nur die zwei Verhältnisse, erstens der Zöglinge gegen ihre Vorgesetzten, und dann der Zöglinge unter sich. Hier fehlen jene Muster; hier fehlt es zu sehr an Veranlassungen, ihr moralisches Gefühl an wirklichen Thaten und Vorfällen zu üben. Zwar will man diesen Mangel durch Erzählungen von Handlungen, von Mustern, von beifallswürdigen Charakteren, von abscheulichen, von schönen Gesinnungen u. s. w. ersetzen, und man glaubt wunder, wie tief man die Lehre dem Herzen der Zöglinge eingedrückt habe, wenn sie laut mit ausrufen, wie schön, wie vortrefflich, ja wohl wie göttlich dieser oder jener gehandelt habe. Aber man täuscht sich; die Eindrücke, welche die rührendsten Erzählungen machen, dringen selten tief und verlieren sich bald. Aber der Eindruck einer einzigen, wirklich vor den Augen eines Kindes verrichteten guten Handlung durchdringt sein Innerstes, bleibt unauslöschlich und entscheidet oft den Charakter desselben auf sein ganzes Leben. Wenn jener Samariter, als er den unter die mörderischen Räuber Gefallnen verband, ihn auf sein Pferd trug, und ihn

nach einem Orte brachte, wo er ihn verpflegen ließ, — wenn der Samariter, sag' ich, damals ein Kind zum Zeugen dieser seiner Handlung gehabt hätte; müßte nicht der Eindruck davon im Gemüthe des Kindes sein ganzes Leben durch geblieben seyn? — Ich zweifle, daß alle die Bibliotheken moralischer Erzählungen, die man für Kinder geschrieben hat, wenn auch ein Kind sie von Anfang bis zu Ende durchgelesen hätte, einen gleich starken Eindruck würden hinterlassen haben.

In dem vorgeschlagnen Institute des Herrn Fichte soll das A B C der Empfindungen (S. 304) und das A B C der Kunst (S. 309) gelehrt werden. Jenes ist schon vom Herrn Pestalozzi vorgeschlagen und erfunden; dieses, das Herr Fichte zuerst in Vorschlag bringt, soll noch erfunden werden. Mich dünkt, beide A B C sind seit Jahrtausend erfunden. Was kann das A B C der Empfindungen anders seyn, als das erste Wahrnehmen, Unterscheiden, und Benennen derselben mit den gewöhnlichen Worten. Dieß A B C lernen die Kinder bei allen Völkern schon auf den Armen der Mutter oder der Amme. Das A B C der Kunst ist ohne Zweifel so alt, als die Künste selbst. Wie alt ist doch das Spinnen, das Nähen, das Schmieden! wie alt sind Axt, Hammer, Zange und Amboß! Messer und Scheere! seit wie viel tausend Jahren verstehn die Seeleute die Segel zu richten! u. s.

w., und jetzt sollte noch ein A B C der Kunst nöthig seyn! — Wenn Herr Fichte unter dem A B C der Kunst die Grundsätze der Mechanik, Hydraulik u. s. w. verstehen sollte; so ist es auch in diesem Sinne schon längst erfunden, aber es ist bloß für Gelehrte, die über die Künste philosophiren wollen, bloß für mathematische Köpfe. Grübler, Künstler, die zugleich mathematische oder philosophische Köpfe sind, werden auch nicht unterlassen, von diesen Grundsätzen Anwendung auf ihre Kunst zu machen, und so die Ausübung derselben zu verbessern. Aber der praktische Künstler muß das Erlernen seiner Kunst mit der wirklichen Ausübung anfangen, nicht mit der Theorie.

Das A B C der Kunst, von dem Herr Fichte so viel erwartet, soll aus der Anatomie und der Mechanik genommen werden. (S. 309.) Ich zweifle, daß dieß A B C dem jungen Lehrling etwas helfen würde. Die großen Violinspieler haben das Greifen der Saiten und die Führung des Bogens, ohne anatomische und mechanische Kenntnisse, bloß durch eine mit beständiger Aufmerksamkeit verbundne Uebung gelernt, und ich glaube, mancher große Violinspieler würde, wenn sein erster Lehrer, statt ihm zu zeigen, wie er die Saiten greifen und den Bogen führen soll, mit anatomischen Grundsätzen über den Bau der Finger und mit mechanischen über die Schwingungen der Saiten angefangen hätte,

so abgeschreckt seyn, daß er der Kunst vielleicht ganz entsagt hätte.

Der Philosoph, der Dichter, der Redner haben ein Interesse, die Empfindungen aufs schärfste zu unterscheiden, und die geringste Schattirung, wodurch die eine von der andern, bei der größten Aehnlichkeit, absticht, mit passenden Worten zu bezeichnen. Die Redner, die Dichter bringen durch diese Bemerkungen neue Schönheiten in ihre Werke, und die Philosophen in die ihrigen mehr Gründlichkeit, mehr Bestimmtheit. Aber im wirklichen Leben sind diese feinen Unterschiede der Empfindungen so wenig zu bemerken, als die zehntheiligen Brüche im Handel und Wandel. — Für den Anatomiker mag es interessant seyn, die Bewegungen der Muskeln beim Fechten, Schwimmen und Springen zu studiren; aber der Fechter selbst, der Schwimmer, der Springer würden aus den Bemerkungen des Anatomikers nie schwimmen, fechten und springen lernen.

In dem Erziehungsinstitute des Herrn Fichte soll die Liebe der Zöglinge zu gewissen Gegenständen, um sich gern mit ihnen zu beschäftigen, künstlich erregt werden S. 314. Aber es bedarf keiner künstlichen Erregung dieser Liebe; sie ist von Natur schon da; sie darf nur nicht erstickt werden. Hat Herr Fichte nie Kindergesellschaften beobachtet? hat er nie bemerkt, daß die Mädchen nie lange beisam-

men seyn können, ohne eine Beschäftigung vorzunehmen? sie schneiden, sie kleiden, putzen an und aus; sie zeigen einander, was sie genäht, geknittet oder gestrickt haben, sie machen Anmerkungen darüber. So auch die Knaben, sie zimmern; sie laufen in die Wette. u. s. w.

Aber auch zur Erregung jener andern Liebe, wovon Herr Fichte S. 316 redet, — der Liebe des Menschen zum Menschen — bedarf es keiner künstlichen Entwicklung; die Natur selbst entwickelt sie. Die Eltern haben weiter nichts zu thun, als alle Ursachen zu entfernen, die diese Liebe ersticken könnten.

Indem Herr Fichte von dieser Liebe redet, zeigt er S. 318, wie sie durch die natürlichen Verhältnisse zwischen den Eltern und Kindern erregt werde, und er zeigt dieß so vortrefflich, so wahr, so rührend, daß ich mich wundre, wie er der Erziehung durch die Eltern die Erziehung in einem Institute habe vorziehn können, wo doch die Erregung dieser Liebe kaum möglich ist.

Herr Fichte wünscht die Errichtung öffentlicher Erziehungsinstitute hauptsächlich der untern Volksclassen wegen. Fast alle, die in neuern Zeiten über öffentliche Erziehung geschrieben, dringen auf bessere Erziehung in den niedrigern Ständen; fast alle klagen, daß die Erziehung in diesen Ständen so sehr vernachlässigt werde.

Ich gestehe, daß ich diese Klagen für übertrieben halte. Ich gebe zu, in vielen Familien wird die Erziehung vernachlässigt, in manchen ist sie schlecht. Aber ich glaube, daß, im Ganzen genommen, auch in den niedrigen Ständen den Eltern weder der gute Wille fehlt noch auch alle Einsicht, ihre Kinder gut zu erziehn. Ich selbst bin von der Wahrheit dieser meiner Behauptung durch meine eigne Beobachtung überzeugt; aber ich kann nicht verlangen, daß man bloß meinem Zeugniß glaube. Ich will daher meinen Beweis auf eine andre Art führen. Ich nehme ihn her von dem sichtbar fortschreitenden Wohlstande, worin sich so viel bekannte Länder und Städte, vor der Zeit des jetzigen allgemeinen Elendes, befanden. Einige Städte, einige Länder waren freylich in Abnahme, aber aus besondern Ursachen; die meisten blühten. Nun, der allgemein fortschreitende Wohlstand so vieler Städte und Länder setzt nothwendig viel Emsigkeit, Bestrebsamkeit, Ordnungsliebe und viel andere häusliche Tugenden bei den meisten Einwohnern dieser Städte und Länder voraus; denn wo diese Eigenschaften unter einem Volke nicht herrschend sind, da läßt sich an keinen beständigen, an keinen wachsenden Wohlstand denken. Jene Eigenschaften aber, wenn sie unter einem Volke herrschend sind, müssen sie nicht die Wirkung der Erziehung seyn, die die Eltern ihren Kindern geben?

Jene Schriftsteller, deren ich oben erwehnte, die so viel über schlechte Erziehung in den niedern Ständen jammern, stellen sich das Verhältniß der Ungerathnen, der Faulen, der Untüchtigen, der Unordentlichen zu den Fleissigen, den Geschickten, den Ordentlichen, die aus der häuslichen Erziehung hervorgegangen, viel zu groß vor. Man muß dem Leben in den untern Ständen, es sey in Städten oder auf dem Lande, entweder gar nicht, oder mit sehr verstimmtem Gemüthe zugesehn haben, wenn man nur Ursache zu klagen, nicht auch Ursache sich zu freuen will gefunden haben; wenn man nicht gesehn hat, daß die Majorität aus fleissigen, vernünftigen, ordentlichen, nach Verbesserung ihres Zustandes strebenden, für die Erziehung ihrer Kinder redlich sorgenden Menschen besteht.

Der große Vortheil, den Herr Fichte von seinem vorgeschlagnen Erziehungsinstitute rühmt, ist, daß in demselben die Zöglinge in die unmittelbare Anschauung sollen eingeführt werden, S. 296. Diesen Ausdruck hat Herr Fichte, wie er selbst sagt, vom Herrn Pestalozzi entlehnt; er substituirt aber einen andern, von ihm selbst erfundnen, den er mit dem Pestalozzischen für gleichbedeutend hält; es ist dieser: Die Geistesthätigkeit des Zöglings soll zum Entwerfen von Bildern angeregt werden, und nur an diesen freien Bildern soll er alles lernen, was er lernt.

Ich bekenne meine Verlegenheit; ich weiß weder was ich unter jenem unmittelbaren Anschauen, noch unter diesem Lernen an Bildern, die durch freie Geistesthätigkeit entworfen werden, verstehen soll. Wenn ich alles zusammen nehme, was Herr Fichte auf den folgenden Seiten von dieser mir sonderbarscheinenden Methode gesagt hat, so glaube ich zwar ungefehr zu errathen, was eigentlich gemeint sey; aber ich bin sehr ungewiß, ob ichs recht getroffen habe. Zwar anfangs glaubte ich, daß Herr Pestalozzi mit der unmittelbaren Anschauung nichts neues habe sagen wollen; er habe mit diesem Worte den nehmlichen Begriff ausdrücken wollen, der, dem Wörterbuch unsrer Sprache und unsern alten Philosophen zufolge, von jeher damit ausgedrückt wurde; ich glaubte, Herr Pestalozzi habe das Wahrnehmen durch unsre äussern und innern Sinne unter diesem Worte verstanden. In diesem Sinne genommen, liegt dem Lehrer oder Erzieher nichts weiter ob, als die Aufmerksamkeit der Kinder beim Wahrnehmen der Dinge zu leiten, zu schärfen, zu unterhalten, damit sie recht viel Dinge, und an den Dingen alle ihre Eigenschaften, Verschiedenheiten und Verhältnisse richtig wahrnehmen lernen. In diesem Sinn glaube ich aber auch, daß nur die häusliche Erziehung den Kindern jene wichtigern Anschauungen des wirklichen Lebens, des Handelns und Treibens der Menschen verschaffen kann. In Erziehungsinstituten kann man zwar den Zöglingen An-

schauungen von der materiellen Welt, von Pflanzen und Thieren, von Kunstwerken und Kunstwerkzeugen verschaffen, aber nicht vom wirklichen Leben der Menschen, von ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, von ihren verschiednen Charakteren und Handlungsweisen, von dem Einfluß der Leidenschaften und Affecten ꝛc., welche Kenntnisse doch viel wichtiger sind, als die der Pflanzen und Thiere, der Maschinen und Instrumente, — viel wichtiger nehmlich, in Absicht auf die Erziehung im engern Sinn oder die Bildung des Charakters.

Was mich aber zweifeln macht, ob Herr Fichte das Anschauen, wozu seine Zöglinge eingeführt werden sollen, in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, ob er nicht einen ganz andern Begriff dabei gedacht habe, ist der Zusatz, den er hinzufügt, daß das Anschaun, welches er empfiehlt, einerlei sey mit der Geistesthätigkeit in freiem Bilder-Entwerfen. Diese Geistesthätigkeit, welche Bilder entwirft, ist, dünkt mich, nichts anders, als was wir bisher Einbildungskraft nannten. Einbildungskraft aber und Anschauung sind ja wesentlich von einander verschieden.

Dieses freie Bilderentwerfen ist, dünkt mich, nichts anders, als ein bloßes Herumschweifen der Einbildungskraft im unermeßlichen Reich der Möglichkeiten, unbekümmert, ob die dort aufgegriffnen Bilder mit Gegenständen in einer gegebnen, wirkli-

chen Welt übereinstimmen oder nicht. Der Zögling, der früh zu diesem freien Bilderentwerfen gewöhnt wird, geräth in Gefahr, sich Ideale zu machen, die in der wirklichen Welt nicht realisirt werden können. Daraus entsteht für ihn der Nachtheil, daß er, wenn er die wirkliche Welt anders findet, als die Welt in seinem Ideale, sich darüber ärgert, und daß er, wenn er unüberwindliche Hindernisse findet, seine Ideale auszuführen, seine Kräfte vergeblich erschöpft, am Ende verzweifelt, und wohl Gott und die Natur lieber anklagt, als seine eigne Unbesonnenheit. Für die menschliche Gesellschaft entsteht, aus dieser Verirrung des Zöglings, der Nachtheil, daß er, der vielleicht ein sehr nützliches Mitglied hätte werden können, ein unnützes, ja wohl gar ein schädliches Mitglied geworden ist; denn schädlich wird er, wenn er, um seine idealen Plane durchzusetzen, sein Ansehn, das er vielleicht hat, und jedes andre Mittel, das in seiner Macht ist, anwendet, bestehende Anstalten und Einrichtungen, die mit seinen Idealen nicht übereinstimmen, zu vernichten, — wenn er einzelne Menschen auf Irrwege leitet, — wenn er wohl gar, seiner Ideale wegen, die Ruhe und den Frieden der Gesellschaft stört. — Alle menschlichen Gesellschaften, alle Anstalten und Einrichtungen bedürfen, ohne Zweifel, immerfort verbessert zu werden, weil immerfort Misbräuche und Fehler einschleichen, immerfort Mängel und Gebrechen zum Vorschein kom-

men, die früher nicht bemerklich waren. Aber alle Verbesserungen müssen mit der größten Behutsamkeit unternommen und ausgeführt werden, damit das Verbessern nicht zu einem Zerstören des lange bestandnen Guten werde.

Ich kann nicht umhin zu fragen, was ist das für eine Philosophie, die uns anmuthet, die bisherige Welt aufzugeben und uns eine ganz andre zu verschaffen? S. 313. Ich kann mir nur drei mögliche Arten denken, wie wir die bisherige Welt aufgeben und uns eine neue verschaffen können. Entweder wir werden Einsiedler, wo wir in unsrer Phantasie eine Welt ganz nach unserm Belieben bauen können; oder wir ziehn nach unbewohnten Ländern, wohin wir aber sicher seyn müssen, Colonisten mitzunehmen, die sich ganz unserm Willen unterwerfen, denn, wenn auch die Colonisten jeder sein eignes Ideal mitbrächte, und nur das seinige ausgeführt haben wollte, würde unsre neue Weltschaffung das Schicksal des Thurms zu Babel erfahren; oder endlich, wir kehren die bisher bestandne Welt ganz um, wozu wir eines großen Heers von Schwärmern nicht entbehren können; was aber mit solchen Schwärmern ausgerichtet wird wissen wir aus vielfältigen Erfahrungen neuerer und älterer Zeiten. Herr Fichte sagt, es sey kein Wunder, daß eine solche Anmuthung (die bisherige Welt aufzugeben, und sich eine neue zu verschaffen) ohne

Erfolg bleibe. Nein, gewiß ist dieß kein Wunder, aber ein Wunder ist es, daß man eine solche Anmuthung im Namen der Philosophie machen darf.

Herr Fichte will seinen Erziehungsplan durch den Staat ausgeführt haben; der Staat soll der alleinige, öffentliche Erzieher seyn; es soll gar keine Privaterziehung gelitten werden. Diese Foderung macht Herr Fichte im ganzen Ernst, der Staat soll diese von ihm zu übernehmende Erziehung allgemein machen über die ganze Oberfläche seines Gebietes, für jeden Bürger, der nach Einführung dieses allgemeinen Erziehungsplans geboren wird, ohne alle Ausnahme, S. 357. Herr Fichte wird sich schwerlich Hoffnung machen, daß jemals ein Staat dieß allgemeine Erzieheramt übernehmen werde, und Herr Fichte mag das beklagen; wir andern, die wir es für ein großes Unglück halten würden, wenn irgend ein Staat die Erziehung, als ein ihm ausschließlich zukommendes Recht, sich zueignen wollte, wir können ziemlich sicher seyn, daß es wenigstens in diesem Umfang, in dieser Allgemeinheit, wie Herr Fichte wünscht, geschehen wird. Aber es könnte doch wohl ein Staat durch so öffentliche, so dringende Auffoderungen von Männern, die den Ruf großer Weisheit so wohl als Rechtschaffenheit haben, verleitet werden, wirklich zu seinen Pflichten oder Rechten auch dieß mit zu zählen, über die

Erziehung Gesetze zu geben, dieß zu gebieten, jenes zu verbieten. Dieser Wahn könnte zum Despotismus führen. Aber, wird Herr Fichte sagen, ich setze einen vollkommnen Staat voraus. Bedenkt Herr Fichte denn nicht, daß der vollkommenste Staat immer auf dieser Erde von unvollkommnen Menschen wird verwaltet werden? Herr Fichte wähle selbst zu Vorstehern, zu Verwaltern seines Staats die besten, die weisesten Menschen; auch diese können wenigstens in ihren Maaßregeln irren; und es wäre doch möglich, daß Herr Fichte selbst seine Menschen nicht genug gekannt hätte; daß sie, nachdem sie die Macht in ihre Hände bekommen, nicht so weise und gut mehr blieben, als Herr Fichte sie gekannt hätte.

Ich gestehe, folgende Stelle S. 360 hat mich empört: Der Staat, als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten, und als der, Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, habe das vollkommne Recht, die letztern zu ihrem Heil zu zwingen. Es ist nicht nöthig, hierüber eine Anmerkung zu machen.

Man sollte fast zweifeln, daß Herr Fichte einige Welt- und Menschenkenntniß besitze. Er will, S. 354, seine Zuhörer oder Leser glauben machen, der Staat, der andern Völkern neue Verfassungen und

neue Gesetze aufdringt, würde ihnen in Ansehung der Erziehung freie Hände lassen, selbst dann, wenn diese Völker eine Erziehung bei sich einführten, die dahin zielte, sie wieder frei und unabhängig zu machen. Auch hierüber wird keine Anmerkung nöthig seyn.

Erlauben Sie mir jetzt noch einige einzelne Bemerkungen über verschiedne Stellen in Herrn Fichtes Reden beizufügen. Sie werden sich zwar meistens auf die bisher berührten Gegenstände mit beziehn; ich wollte sie aber in meinen bisherigen Vortrag nicht mit aufnehmen, weil ich dadurch zu weitläufig, mithin langweilig geworden wäre. Als abgebrochene, abgesonderte Betrachtungen aber, bilde ich mir ein, werden sie Ihnen wenigstens keine Langeweile machen.

S. 50 sagt Herr Fichte, die bisherige Erziehung habe zur guten Ordnung und Sittlichkeit höchstens nur ermahnet; aber diese Ermahnungen seyen unfruchtbar gewesen für das Leben. Nicht so, Herr Fichte muß die bisherige Erziehung nicht kennen, wenn er anders unter der bisherigen Erziehung versteht, was bisher gute und vernünftige Eltern gethan haben. Nur, wenn man auf solche Eltern acht gegeben, kann man wissen, wie die bisherige Erziehung beschaffen war. Aus den Beschreibungen, die davon in Büchern gemacht werden, —

in Büchern, deren Zweck ist, neue Erziehungsplane zu empfehlen, — lernt man nie richtig und zuverlässig, wie die Erziehung in den Häusern guter und vernünftiger Eltern beschaffen ist. Mit eigentlichen Ermahnungen sind sie sparsam; aber sie gehn ihren Kindern mit gutem Exempel vor; sie machen sie aufmerksam auf das Gute und Schlechte, auf das Schöne und Häßliche, auf das Edle und Verächtliche in dem Thun und Lassen der Menschen; sie machen ihnen das eine und das andre bemerkbar in wirklichen Fällen, die vor den Augen der Kinder vorgehn; sie machen die Kinder aufmerksam darauf nicht durch langes Raisonnement, sondern durch irgend einen aus dem Herzen kommenden Ausdruck der Billigung oder Mißbilligung; endlich sie gewöhnen ihre Kinder gut, edel und vernünftig zu handeln. Das Gewöhnen macht die ganze Erziehungskunst aus.

Wenn ich über Erziehung schreiben sollte, so würde ich von einem Grundsatz ausgehn, der vielleicht parador scheinen würde. Die Erziehung im engern Sinn, d. i. die moralische Bildung soll nicht von innen, sondern von aussen anfangen. Sie soll nicht damit anfangen, daß man den Kindern von Gesinnungen, Maximen, Denkungsarten, Regeln u. s. w. vorspreche; sondern sie soll damit anfangen, daß man die Kinder vom Begehen böser, unkluger Handlungen durch ein Ver-

bieten mit wenigen, aber kräftigen, nicht heftigen, aber nachdrücklichen Worten abhalte, und, wenn sie dem Verbote zuwider die Handlung doch begehn, sie bestrafe, nicht im Affect, sondern mit Besonnenheit. Wenn die Kinder etwas Gutes gethan, wo man wohl das Gegentheil hätte erwarten können, soll man ihnen mit einem kurzen, aber aus dem Herzen gesprochnen Worte — Gut! — Recht! — Schön! — seine Billigung, sein Wohlgefallen bezeugen. Ich sage, man soll sie auf diese Art bloß dann loben, wenn es ein Fall ist, wo die Schwäche der menschlichen Natur z. E. die Rachbegier bei einer empfangnen Beleidigung, leicht zu Vergehungen hätte verleiten oder hinreissen können. In allen andern Fällen müssen die Kinder nicht einmal auf die Vermuthung kommen, daß sie ihres guten Betragens, ihrer guten Handlungen wegen Lob verdienten. Auf diese Weise gewöhnt, wird sich das moralische Gefühl der Kinder, die moralische Denkungsart, oder wie man es nennen will, von selbst entwickeln; ihr Herz wird von selbst sich bilden.

Ich habe gesagt, daß ich in einem Buche über Erziehung, — wenn ich eines schriebe, — diesen Grundsatz vortragen würde; ich würde aber auch hinzufügen, daß er nicht von meiner Erfindung ist; ich bin gewiß, daß alle gute und vernünftige Eltern von jeher nach diesem Grundsatz gehandelt haben; ich erinnere mich nur nicht, ob er in irgend einem Buche vorgetragen worden.

Wenn ich Herrn Fichte recht verstanden habe, so bekommt der Schüler, der nach der neuen Methode unterrichtet wird, eigentlich gar keinen Unterricht; er verschafft sich alle Erkenntnisse selbst durch die freie Thätigkeit seines Geistes, durch das Vermögen, Bilder hervorzubringen, — Bilder, die keinesweges Nachbilder der Wirklichkeit, sondern Vorbilder (nach denen die Wirklichkeit, ohne Zweifel, sich richten soll;) diese unmittelbare Selbstthätigkeit (in freiem Bilder Entwerfen) soll die Grundlage aller Erkenntniß werden, S. 59. Aber es wird nicht nöthig seyn, mehr der schönen, der bezaubernden Phrasen anzuführen, womit der dichterische Aufflug in ideale Welten (S. 63), um sich nützliche Kenntnisse zu erwerben, empfohlen wird. Wir andern, die wir zweifeln, daß dieses Auffliegen ein guter Weg zu Erkenntnissen sey, sollen dadurch widerlegt werden, daß Herr Fichte uns vorhält, wir beklagten uns selbst; wir geständen, Namen und Jahreszahlen zu lernen sey ein viel verdrüßlicheres Geschäft, als jenes Auffliegen in die Region der Ideen, und es schiene, wir selbst thäten lieber das zweite, wenn wir es uns erlauben dürften, als das erste, S. 64. Herr Fichte irrt sich gewiß mit dieser seiner Vermuthung; kein wahrer Historiker wird, wenn er die Wahl hat, die Ideenwelt den

Thatsachen in der wirklichen Welt, wodurch die wirkliche Welt so geworden ist, wie sie ist, vorziehn; Namen und Jahreszahlen zu lernen ist freilich weder ein leichtes noch angenehmes Geschäft; aber wo ist die Wissenschaft, wo das Lernen nicht mit Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verknüpft wäre; wem es mit der Wissenschaft ein Ernst ist, der scheut weder Schwierigkeiten noch Unannehmlichkeiten.

Ich möchte wissen, ob Herr Fichte der Meinung ist, auch derjenige, der einst Staatsmann, Feldherr, Kaufmann, Seemann u. s. w. werden will, könne der verdrüßlichen Mühe überhoben seyn, die ihm nöthigen Kenntnisse in der Sinnenwelt zu erlernen, könne leichter und sichrer durch freies Bilderentwerfen zu den ihm unentbehrlichen Kenntnissen gelangen. Es hat von jeher Zöglinge gegeben, die sich anmaaßten, ohne mühsames Lernen durch die bloße Kraft ihres Genies große Dinge zu leisten, Wunder zu verrichten.

In einer Lobrede, in einem Gedichte mögen solche Phrasen am rechten Orte stehn; aber der wahre Philosoph weiß, daß das bloße sogenannte Genie, ohne einen großen Vorrath in der Sinnenwelt gesammelter Kenntnisse, ohne anhaltendes Meditiren darüber, ohne unermüdete Anstrengung, ohne fortgesetzte Arbeit nicht viel leisten kann. Newton, als ihn jemand fragte, wie er auf seine große Entde-

ckungen gekommen wäre, antwortete, durch Arbeit und Geduld; und Buffon erklärte das Genie durch eine Gemüthsanlage zur Geduld (l'aptitude à la patience.)

Wenn ich die Entdeckungsgeschichte von America beim Rainal lese, so sagt er in seinem brillanten Stil, durch die Stärke seines Genies errieth Columbus, daß ein vierter Welttheil wäre. Lese ich eben diese Geschichte beim Robertson, der die Sachen einfach erzählt, wie sie wirklich zugiengen; so finde ich, daß Columbus viel Jahre damit zubrachte, sich alle geographische Kenntnisse, die man zu seiner Zeit haben konnte, zu erwerben, und daß er dann durch langes Meditiren darüber auf den Schluß geleitet wurde, wenn er nach Westen segle, müsse er das östliche Ufer des Indiens der Alten erreichen. Dieß war die Idee, von der er ausgieng; er hatte gar nicht die Vermuthung, daß ein vierter Welttheil wäre. Selbst nachdem seine erste Reise gelungen, stand er immer noch in dem Irrthum, es sey die östliche Seite des Indiens der Alten, was er durch diese Reise entdeckt habe. Was war also das Genie des Columbus? spielende Einbildungskraft? nein; Fleiß und Geduld im Erwerben nöthiger Kenntnisse; anhaltendes Nachdenken darüber, und eine scharfe, richtige Urtheilskraft.

Polybius hat über diesen Punkt, der in unsern Tagen von den Vätern, von den Erziehern, von

ruhmbegierigen Jünglingen recht sehr zu beherzigen ist, eine treffliche, lehrreiche Stelle. Er redet vom Scipio Africanus, dem ältern, dem Besieger Hannibals, der durch die Ueberwindung Karthagos den Grund zu Roms Weltherrschaft legte. Polybius untersucht die Frage, **wodurch** dieser Scipio ein so großer Mann geworden. Auch damals herrschte der Wahn, ein großer Mann werde das bloß durch sein Genie oder durch sein Glück (denn es ist ja bloß Glück, ein Genie zu seyn). Auch damals herrschte der Wahn, daß dergleichen Männer etwas Erhabneres, etwas Bewundernswürdigeres im Charakter hätten, als andre Menschen, die nur durch Arbeit etwas leisten könnten. Polybius widerlegt diesen Wahn, indem er zeigt, welche Mühe Scipio sich gegeben, welche Anstrengungen es ihn gekostet, der große Mann zu werden; zu den Eigenschaften, wodurch er es geworden, rechnete Polybius eine vorzüglich, die von so viel neuen Genies verachtet wird, die ihnen so lästig, so verdrießlich ist, — die Arbeitsamkeit (φιλοπονια). Daß Scipio hauptsächlich dieser Eigenschaft das Gelingen seiner größten Unternehmungen zu danken hatte, beweiset Polybius, indem er den glänzenden Feldzug analysirt, wodurch Scipio, damals ein Jüngling von einigen und zwanzig Jahren, Neu-Karthago in Spanien eroberte, durch welche einzige Eroberung die Herrschaft der Karthager in diesem Lande völlig vernichtet, die der Römer aber daselbst entschieden wurde.

Auch

Auch in Rom schrieben viele diese Eroberung dem Genie oder dem Glück des jungen Feldherrn zu. Polybius zeigt, daß es der Erfolg war der Arbeitsamkeit, der mühsam erworbnen Kenntnisse, der bedachtsamern Ueberlegung, der sorgfältigen Berechnung der Kräfte und Mittel, die Scipio in seiner Macht hatte, und der Hindernisse und des Widerstandes, die er überwinden mußte. (Polyb. p. 576. edit. Casaub.)

Hätte sich Herr Fichte die verdrießliche Arbeit nicht verdrießen lassen, die Charaktere der Nationen in wirklichen Thatsachen genau zu studiren, — hätte er nicht in seiner Einbildungskraft Bilder von den Nationen entworfen, so würde er gewiß einigen derselben die Fähigkeit, sich mit ernstlichen Gegenständen ernstlich zu beschäftigen, nicht so dictatorisch abgesprochen haben.

Sie glauben doch nicht, liebster Freund, daß ich in Herrn Fichtes Reden bloß Tadelhaftes finden wolle? Ich finde — gern gestehe ichs — viel Vortreffliches, z. E. S. 68 über das Auswendiglernen und über die falsche sokratische Methode. Aber weil Herr Fichte so viel glänzende, und zugleich sehr schädliche Irrthümer hat, so glaube ich auch für meinen Theil mitwirken zu müssen, daß sie für das, was sie nach meiner Ueberzeugung sind, für Irrthümer anerkannt werden.

Lassen Sie mich ein paar Stellen bemerken, die mir einander zu widersprechen scheinen, S. 89 und 105. Jene erste, S. 89 enthält auch eine Maxime, die, wenn sie in der Erziehung befolgt wird, unfehlbar einen traurigen, unglücklichen Erfolg haben muß. S. 105 behauptet Herr Fichte, in der Wurzel des Menschen sey ein reines Wohlgefallen am Guten, und dieses Wohlgefallen könne so sehr entwickelt werden, daß dem Menschen unmöglich werde, das für gut anerkannte zu lassen, das für böse erkannte zu thun. S. 89 will Herr Fichte, daß der Zögling im ruhigen Glauben an sein Geschlecht (d. i., wenn ich es recht verstehe, im Glauben, daß der Mensch von Natur gut sey) erhalten werde. Die Erkenntniß der Tücke (des Menschen) soll vorbehalten bleiben der eignen Erfahrung des gereiften und befestigten Alters. Vorausgesetzt, das Wort Tücke sey hier in dem Sinne genommen, den der Sprachgebrauch damit verbindet; Tücke bedeute hier entweder ein zur Bosheit geneigtes Gemüth, oder aus der Bosheit des Gemüths herrührende Handlungen; so bemerke ich erstlich, daß ich nicht sehe, wie der Mensch der Tücke fähig werden könne, wenn in der Wurzel des Menschen (um mich des Fichtischen Ausdrucks zu bedienen) ein reines Wohlgefallen am Guten ist. Mit diesem reinen Wohlgefallen am Guten

kann der Mensch aus Irrthum das Böse thun, aber absichtlich nicht; das absichtlich Bösethun ist es aber, was wir Tücke nennen. Zweitens so rein auch von Natur das Wohlgefallen des Menschen am Guten ist, so ist es doch bisher noch nie bis zu dem Grade entwickelt worden, daß dem Menschen, das Böse zu thun, unmöglich werde; die Erfahrung aller Zeiten hat gelehrt, daß der Mensch schwach ist, daß er sich leicht zum Bösen verleiten läßt, in der Meinung, es sey gut. Drittens, es ist höchstnöthig, es ist Pflicht, dem Zögling diese Schwäche der Menschen nicht zu lange zu verbergen, damit es ihn nicht befremde, wenn er sie in eigner Erfahrung entdeckt. Auch muß er früh lernen, diese Schwäche milde zu beurtheilen und geduldig zu ertragen. Die Fichtische Methode, den jungen Menschen mit lauter Idealen von vollkommen guten Menschen in die Welt zu schicken, wo er es dann ganz anders finden würde, könnte zur Folge haben, daß er bloße Schwachheiten für Tücke hielte, ein allgemeines, hartes Verdammungsurtheil über das ganze menschliche Geschlecht ausspräche, und vielleicht ein Menschenfeind würde.

Erlauben Sie mir, noch einen Grund kürzlich zu berühren, mit dem Herr Fichte die Deutschen hat trösten wollen; sie hätten, versichert er ihnen, ihr trauriges Schicksal nicht verdient durch

ehemalige, gegen andre Völker begangne Ungerechtigkeiten; sie hätten sich keiner Eroberungskriege schuldig gemacht; sie hätten sich begnügt, ihre Grenzen gegen jeden fremden Anfall zu schützen, wären aber durch ihre ganze Denkart wenig geeignet gewesen, Kunde von benachbarten Völkern zu nehmen, in derselben Angelegenheiten sich zu mischen, und durch Beunruhigungen sie zur Feindseligkeit aufzureizen — S. 409. — Michael Ignaz Schmidt, Pütter, Häberlein u. a. m. würden bei dieser Stelle sich einer kleinen Schaamröthe nicht erwehren können, denn wir schämen uns, wenn nicht nur etwa uns selbst, sondern den unsrigen oder auch unsrer Nation Complimente gemacht werden, von denen die ganze Welt weiß, daß wir sie nicht verdienen. Man muß die deutsche Geschichte ganz vergessen haben, wenn man sich nicht erinnert, daß die Deutschen Jahrhunderte lang Italien zu ihrer Beute haben machen wollen. Man sage nicht, das hätten zwar die deutschen Kaiser gewollt, nicht aber die Nation. Nein, einigemal war es umgekehrt. Kaiser sind auch mit aus dem Grunde abgesetzt worden, weil sie die Herrschaft über Italien vernachlässigt hatten. In den Wahlcapitulationen befinden sich Artikel, die diese Herrschlust der Nation bezeugen. — Es waren nicht die Kaiser, es waren Privatunternehmungen der Deutschen, wodurch die Völker an der Ostsee, die Wen-

den, Letten u. s. w. Jahrhunderte lang bekriegt und endlich unterjocht wurden. Nein, in diesem Stück kann der Deutsche jenes Gebet des Pharisäers nicht auf sich anwenden: ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin, wie dieser Zöllner (der Spanier in America, der Engländer in Ostindien). Eine Stimme würde ihm zurufen: Du warest, wie er, als du es noch konntest, in Curland rc.

Sehr richtig ist, was Herr Fichte S. 392 von der Gefahr des Unterganges der deutschen Sprache gesagt hat, und er hat es trefflich gesagt. Nur hätte er die kecke Behauptung ausstreichen sollen, daß in einer gewissen, gepriesnen Sprache treffliche Werke noch erst müßten geschrieben werden.

Sehr richtig und trefflich ist auch die Stelle, die das Resultat seiner Reden enthält, S. 405 406. Das Nächste, was die Deutschen zu thun haben, ist, daß sie sich Charakter anschaffen. Nur glaube ich, daß dieses durch Privaterziehung allein geschehen kann, und durch sie allein geschehen sollte.

Kiel, den 6. Oct. 1808.

IV.

Ueber die politische Denkungsart des Livius.

Meine Absicht bey diesem Aufsatze wird durch den Titel hinlänglich erklärt. Ich will nicht von dem Genie, von den Talenten, von der Kunst, von der Manier dieses vortrefflichen Autors reden. Darüber ist genug geschrieben. Wer kennt nicht die Lebendigkeit seiner Gemälde? die Richtigkeit seiner Zeichnungen? den Glanz, die Pracht und zugleich die Natürlichkeit seiner Farben? Es giebt keinen lehrreichern, keinen angenehmern Erzähler.

Meine Absicht ist, zu zeigen, was für Meinungen Livius, so viel man aus seinem Werke schließen kann, über alle die bekannten Fragen, welche die Vorzüge der verschiedenen Staatsverfassungen betreffen, gehabt haben mag. Denn man irrt, wenn man ihn für einen entschiedenen Republikaner hält. Kein Autor hat sein eignes Urtheil über dergleichen Fragen mehr zurückgehalten, als Livius. Seine Meinungen darüber lassen sich blos errathen.

Es ist aber nicht schwer, sie herauszubringen, wenn man ihn mit Aufmerksamkeit in dieser Absicht liest. Die eignen Meinungen eines Geschichtschreibers haben auf die Art und Weise, wie er die Begebenheiten vorträgt, Einfluß. Wenn er sich auch noch so vorsichtig alles Urtheilens über die Personen und ihre Handlungen enthält, so wird man doch in den Ausdrücken und Wendungen, womit er von diesen Personen und Handlungen spricht, man wird in dem Tone, womit er von ihnen redet, das Urtheil entdecken, das er in seinem Herzen über sie gefällt hat. Ich kann z. E. sicher schließen, wenn ein Geschichtschreiber von einer That oder von einem Manne, die sonst gewöhnlich bewundert werden, in kaltem Tone spricht, so hat er diese That, diesen Mann nicht mit bewundert. Wenn er hingegen eine That, einen Charakter in ein solches Licht stellt, daß der Leser sie schön, vortrefflich, bewundernswürdig finden muß, obgleich der Autor sich alles Lobes enthält, und sich keinen Ausdruck der Bewunderung entfahren läßt, so kann man nicht zweifeln, er hat selbst diese That, diesen Charakter schön und vortrefflich gefunden, er war selbst von Bewunderung derselben durchdrungen. Man lese nur den Livius mit Aufmerksamkeit auf seinen Ton, wie ich es nenne. Ich glaube, man wird alsdann finden, daß Livius wahrscheinlich folgende Meinungen in politischen Dingen hatte.

Livius war ein Mann von sehr richtigen Begriffen über alles, was den Menschen und die menschliche Gesellschaft betrifft; er kannte die Natur der verschiedenen Staatsverfassungen, er kannte die Vorzüge und Mängel, womit jede behaftet ist; er kannte die Natur des Menschen, ihre Vortrefflichkeiten und ihre Gebrechen; er wußte, was immer Weltlauf gewesen war, und warum der Weltlauf immer das, was er vom Anfange an war, bleiben wird. Bei diesen Einsichten war er ein Mann von milder Gemüthsart, von richtigem und zarten, aber sanftem Gefühl; ein Mann zwar voll Kraft, der sie aber nie zum Schaden, der sie immer auf die wohlthätigste Art gebrauchte. „Was für Kräfte," wird man vielleicht fragen, „kann denn der Geschichtschreiber zum Schaden brauchen?" Ich antworte: die Kraft der Beredtsamkeit, wenn er sie z. E. anwendet, die Menschen mit ihrem Zustande unzufrieden zu machen. Ein wahrer Wohlthäter für seine Leser ist der Schriftsteller, der sie mit ihrem Zustande zu versöhnen weiß. Er muß freilich seine Leser nicht überreden wollen, daß ein wirklich böser Zustand ein guter sey; aber er muß ihnen zeigen, daß man auch im schlimmsten Zustande Mittel hat, Gemüthsheiterkeit und Muth zu behalten.

Livius lebte in Zeiten allgemeinen Verderbens. Wenn er ein Mann von finsterer Gemüthsart, von heftigem Temperamente gewesen wäre, so würde er

seinen Unwillen, seinen Mißmuth nicht haben unterdrücken können, er würde sich, wie Tacitus, über seine Zeiten geärgert, er würde, wie Sallustius, gegen sie declamirt haben. Aber man kann die Tugend lieben, und doch in Beurtheilung der Laster seiner Zeiten gelinde seyn, wenn man von sanftem Temperamente ist, und die menschliche Natur richtig kennt. Livius wußte, daß die Tugenden und Laster der Völker ihre Perioden haben. Diese Perioden werden durch die äußern Umstände der Völker herbeygeführt. Es war die erlangte Weltherrschaft, was die Römer verdarb, und die dadurch verdorbenen Römer, wenn sie früher gelebt hätten, würden von eben so unverdorbenen Sitten, wie ihre Vorfahren, gewesen seyn. Indeß der Anblick herrschender Laster ist dem guten Manne immer schmerzhaft. Um sich diesem Schmerze zu entziehen, entzog sich Livius der Welt, um sich in seiner Studirstube an dem Bilde der Tugenden zu vergnügen, wodurch sich die alten Römer ausgezeichnet hatten. Er nahm seine Zuflucht zu dem Mittel, das uns in den Wissenschaften und in der Litteratur dargeboten wird; er versetzte sich in seinem Geiste in bessere Zeiten, er lebte in der Einbildungskraft mit bessern Menschen, als sein Zeitalter ihm vor Augen brachte. Er sagt selbst in seiner Vorrede, daß dieses mit ein Beweggrund war, warum er ein so weitläufiges Werk unternahm, die an Begebenheiten und Thaten so volle Geschichte eines nie ruhigen, immer

kriegführenden, immer durch innere Streitigkeiten zerrütteten Volkes, während des Zeitraums von achtehalb Jahrhunderten, zu beschreiben.

Livius kannte die Natur, die Vorzüge und Gebrechen der verschiedenen Staatsverfassungen, die bis auf seine Zeiten erfunden waren. Er wußte, daß keine fehlerfrei war; er wußte, daß jede ihre eigenen Uebel mit sich führt; daß die beste nicht gegen Mißbräuche gesichert ist; daß es mehr auf den Charakter der Machtinhaber, als auf die Form der Verfassung ankommt, ob ein Volk glücklich und zufrieden, oder das Gegentheil seyn soll. Er redet weder der Monarchie, noch der Aristokratie, noch der Demokratie das Wort. Bey jeder Gelegenheit aber lobt er die Tugenden, durch die eine jede der Formen wohlthätig, tadelt hingegen die Laster, durch die jede schädlich wird. Er lobt die Aristokratie, wenn die Aristokraten weise, gerecht, uneigennützig und leutselig sind. Er lobt die Demokratie, wenn die Demokraten redlich nur das Wohl des Volks vor Augen haben. Er tadelt gleich unparteiisch die Herrschsucht, den Eigennutz, den Stolz der erstern, und den unruhigen Geist, den Ungestüm, die Neuerungssucht der leztern.

Livius scheint sogar die gesetzmäßige Monarchie vorgezogen zu haben. Was er unter einer gesetzmäßigen Monarchie verstand, hat er selbst erklärt. Die sechs ersten Könige von Rom hatten gesetzmäßig

regiert; der siebente regierte nicht so, und heißt deswegen Tyrann, Despot. Das Ungesetzmäßige seiner Regierung giebt Livius deutlich an. Tarquin verließ den vom Anfang an hergebrachten Gebrauch, über Alles den Senat zu Rathe zu ziehen; er setzte sich über den allgemeinen Willen hinweg, er regierte willkührlich, aus dem Cabinette. *) Eine gesetzmäßige Monarchie gewaltsamer Weise abzuschaffen, hielt Livius für unerlaubt. „Es hat keinen Zweifel," sagt er, „eben der Brutus, der sich durch „Vertreibung des Despoten so viel Ruhm erwarb, „würde eine sehr böse Handlung begangen haben, „wenn er einen der vorigen sechs Könige vertrieben „hätte." **)

Es ist wahr, als Grund zu diesem Urtheile führt Livius an, damals wären die Gemüther des Volks noch nicht für die Freiheit reif gewesen, damals

---

*) Hic enim regum primus traditum a prioribus morem de omnibus Senatum consulendi solvit; domesticis consiliis rempublicam administravit, bellum, pacem, foedera, societates per se ipse cum quibus voluit iniussu populi ac senatus fecit diremitque. I, 49.

**) Neque ambigitur, quin Brutus idem, qui tantum gloriae, superbo exacto rege, meruit, pessimo publico id facturus fuerit, si libertatis immaturae cupidine priorum regum alicui regnum extorsisset. II, 1.

würden die Volksaufwiegler weit mehr Unheil gestiftet haben. Aber wenn es die Ordnungsliebe des Volkes war, die eine an sich zu Unruhen und Stürmen Anlaß gebende Verfassung erträglich machen mußte: wie schwach war diese Ordnungsliebe in allen folgenden Zeiten? wie selten war sie stark und aufgeklärt genug, sich von den Künsten der Demagogen nicht zu verblenden, sich von ihren Leidenschaften nicht hinreissen zu lassen? Livius macht diese Bemerkung zwar nicht selbst; aber wer kann sich enthalten, sie zu machen, da sein ganzes Werk, wo nicht auswärtige Kriege beschrieben werden, fast nichts als die Geschichte innerer Unruhen enthält?

Es ist merkwürdig, daß man beym Livius kein Wort zum Lobe des Brutus, wegen der Einführung der republikanischen Verfassung findet. Er beschreibt sehr malerisch das Gefecht, worin Brutus das Leben verlor. Wer hätte nicht erwarten sollen, hier würde Livius dem Stifter der Republik ein Denkmal mit seiner Feder gestiftet haben? Brutus und ein Sohn des vertriebenen Königs fechten mit einander, beide bleiben; Livius läßt, so zu sagen, beide auf dem Kampfplatze liegen, ohne die geringste Bemerkung zum Lobe des Brutus zu machen. Ein Enthusiast für die Freiheit würde gewiß dem Brutus eine Rede zu Ehren gehalten haben. Dieses gänzliche Stillschweigen des Livius bei dem Tode eines solchen Mannes ist um so viel auffallender, da

er sonst bey dem Tode eines merkwürdigen Mannes etwas zu dessen Lobe oder Tadel beizufügen pflegt. Wie beredt ist er nicht bei dem Tode des Camillus? *) Wenn er den Brutus in seinem Herzen so verehrt hätte, wie er den Camillus verehrte, so hätte er, dünkt mich, unmöglich bey dem Tode des ersten — ich möchte sagen — so stumm seyn können.

Ueber die Veränderungen in der römischen Verfassung, nach der Abschaffung der königlichen Regierung, insbesondere über die Einführung der Volkstribunen, wird man schwerlich ein eignes ausdrückliches Urtheil des Livius finden. Aber ohne Zurückhaltung urtheilet er über das Betragen der Patricier sowohl als der Plebejer, und tadelt freimüthig, was sowohl an der einen, als an der andern Partei zu tadeln war. Man könnte aus seinem Werke ein Verzeichniß aller der Untugenden ziehen, wodurch Aristokraten gewöhnlich eine aristokratische Verfassung drückend, schädlich und verhaßt machen. Aber ebenfalls enthält sein Werk Materialien zu einem vollständigen Verzeichniß aller der Untugenden, wodurch Demokraten gewöhnlich so viel Unheil stiften.

Ohne die hieher gehörigen Stellen alle aufzusuchen, will ich nur einige Exempel anführen. Den

---

*) VII, 1.

allgemeinen Hang der Aristokraten, sobald sie niemand zu fürchten haben, das Volk zu drücken, um sich selbst zu bereichern, ihm stolz und verächtlich zu begegnen, bemerkt Livius bei der Gelegenheit, wie der vertriebene Tarquinius starb. Man bemerke, daß seine beiden Söhne schon vor ihm gestorben waren. Auf jene Nachricht von dem Tode des abgesetzten Königs, sagt Livius, wuchs den Patriciern der Muth; bis dahin hatten sie sich angestrengt, dem Volke gefällig zu seyn, weil sie den Beistand desselben gegen den vertriebenen Monarchen nöthig hatten; jetzt fingen sie an, es zu unterdrücken und ihm Unrecht zu erweisen. *)

Die Härte der Patricier gegen die Plebejer in Geldsachen, in Eintreibung der Schulden und ihre Benutzung der Zeitumstände, um das dürftige Volk durch Vorschüsse immer abhängiger zu machen, schildert Livius an mehreren Stellen. Man wird sie leicht finden, wenn man nur in einem guten Register zum Livius den Artikel Schulden (aes alienum) nachschlägt.

Es ist eine in mehrern Ländern, zu verschiedenen Zeiten gemachte Erfahrung, daß, wenn das Volk große Beschwerden hat, und wenn dann ein gutgesinnter Aristokrat zu weisen und billigen Maaß-

---

*) II, 21.

regeln räth, diesen Beschwerden abzuhelfen, die Aristokraten aus Stolz, aus Eigennutz diesen guten Rath verwerfen. Diesen kurzsichtigen Eigennutz, diesen unklugen Stolz tadelt Livius oft an den römischen Patriciern, und sieht in diesen beiden Fehlern die Hauptursachen der Unruhen, worin die Patricier am Ende doch mehr verloren, als sie bei weisem Nachgeben zu rechter Zeit würden verloren haben. *)

Eine schlimme Eigenschaft der römischen Patricier war, (man trifft sie aber überhaupt bei den Aristokraten in der Geschichte an,) daß sie, wenn sie in bedenklichen Umständen aus Noth dem Volke gewisse Versprechungen gaben, diese Versprechungen nicht hielten, sobald sie glaubten, daß sie ihr Wort ungestraft brechen könnten. **)

Aber die Untugenden der Volkstribunen, (es sind die Untugenden der Demagogen überhaupt,) schildert Livius mit nicht weniger wahren und starken Farben. Sie ersannen allerlei Vorschläge, das Volk gegen den Senat zu erbittern, in Wuth zu bringen. Ihre Vorschläge waren oft dem Staate eben so verderblich, wie ein Gifttrunk dem menschlichen Körper. ***)

---

*) Z. E. II, 30. 48. **) II, 21. 42.
***) II, 52. 54.

Sie sahen die größten Gefahren für den Staat mit gleichgültigen Augen einbrechen, wenn sie nur ihre Absichten durchsetzen, ihren Haß gegen die Patricier überhaupt oder gegen einzelne Personen unter denselben befriedigen konnten. *)

Sie waren so gewissenlos, die lügenhaftesten Beschuldigungen wissentlich gegen einen ihnen verhaßten Patricier vorzubringen, um ihn dadurch, wenn sie sonst kein Mittel dazu fanden, zu Boden zu schlagen. **)

Aber auch die Untugenden des Volkes selbst, seine Veränderlichkeit ***) und insbesondere seine schaamlose Ungerechtigkeit gegen andere Völker ****) läßt Livius nicht ungetadelt.

Livius bedient sich, um die gegenseitigen Fehler beider Parteien recht ins Licht zu setzen, des Mittels, das ihm die Manier der Alten, Geschichte zu schreiben, an die Hand gab. Er läßt bald einen Plebejer gegen die Patricier, bald einen Patricier gegen die Plebejer Reden halten. In diesen Reden hält jeder seiner Gegenpartei ihr Unrecht vor. Alle diese Reden sind von gleicher Stärke. Man lese z. E. die Rede des Patriciers Cin-

---

*) IV, 1. **) III, 13 u. f.

) III, 1. *) III, 71.

Cincinnatus, *) und die Rede des Plebejers Decius. **) Man kann nicht umhin, dort die Gewissenlosigkeit der Tribunen abscheulich, hier die Anmaaßungen und stolzen Einbildungen der Patricier eben so unerträglich, so beleidigend, als lächerlich und unvernünftig zu finden.

Diese Manier der Alten, jede Partei für sich wider ihre Gegner sprechen zu lassen, haben die Neuern verworfen, weil sie die Unwahrscheinlichkeit zu groß finden, daß solche Reden wirklich gehalten wären, und, wenn sie gehalten wären, daß der Geschichtschreiber Abschriften davon bekommen hätte. Bey den Neuern muß der Geschichtschreiber selbst die Gründe, die jede Partei für sich anführte oder hätte anführen können, aus einander setzen; er muß selbst auftreten, und, so zu sagen, der Wortführer beider Parteien seyn. Hume thut dieß mit großer Geschicklichkeit; keiner hat ihn vielleicht darin übertroffen. Die Manier der Alten ist aber doch besser; sie hat nicht nur den Vorzug, daß sie mehr Leben in die Geschichte bringt, sondern noch einen andern, der nicht unwichtig ist. Bekanntlich ist es nicht immer die Stärke der Gründe, sondern oft ist es der besondere Gesichtspunkt, aus welchem sie vorgestellt werden, es sind oft Nebenumstände, was der einen

---

*) III, 19. **) X, 7. 8.

Meinung über die andere den Sieg verschafft. Läßt man die Parteien selbst reden, so wird es anschaulich; durch was für Wendungen, Künste und Geschicklichkeiten, durch was für mit einfließende Nebenbetrachtungen die eine Partei der andern überlegen war. Wenn man ihre gegenseitigen Gründe blos historisch vorträgt, kann man nicht so anschaulich machen, was eigentlich den Ausschlag gab. Z. E. wie im römischen Senat die Frage debattirt wurde: ob die vom jungen Scipio vorgeschlagene Landung in Afrika, zu einer Zeit, da Hannibal noch in Italien stand, statt finden sollte oder nicht? Der alte Fabius erklärte sich dagegen mit den stärksten Gründen, der junge Scipio vertheidigte seinen Vorschlag mit nicht weniger starken Gründen. Aber, was den Vorschlag, nach lebhaften Debatten, durchgehen machte, waren nicht sowohl die Gründe selbst, — (wären es die Gründe selbst gewesen, so hatten doch wohl, bei kalter Ueberlegung, die des alten Fabius das Uebergewicht,) sondern es war die Miene der Zuversicht und eines erhabenen, außerordentlichen Geistes, womit Scipio ein enthusiastisches Vertrauen zu seinen Talenten und zu seinem Glücke einzuflößen wußte, dahingegen die allzu bedachtsame, fast an Aengstlichkeit grenzende Vorsicht des alten Fabius einen gegenseitigen Eindruck machte. Diese Eindrücke, des Vertrauens zu dem Genie des Scipio, und der Aengstlichkeit bei den Bedenklichkeiten des Fabius, empfinde ich selbst, wenn

ich Beider Reden *) lese. Diese Eindrücke kann mir der bloße Erzähler nicht geben, wenn er auch die Kunst zu erzählen vollkommen versteht.

In dergleichen Reden ist Livius vortrefflich. Er scheint die Kunst, jede Partei sich mit aller Stärke der Gründe und mit aller Beredtsamkeit vertheidigen und ihre Gegner zu bestreiten, den Akademikern abgelernt zu haben. Er ist in dieser Hinsicht völlig das, was Cicero in Ansehung der philosophischen Parteien ist. Der Epicuräer, der Stoiker, der Platoniker führen ihre Sache beim Cicero nicht geschickter, nicht beredter, als die Patricier und die Plebejer die ihrige beim Livius. Eben dieses Mittels bedient er sich bei jeder politischen Frage, bei jeder wichtigen Maaßregel, worüber es im Senat oder in der Volksversammlung verschiedene Meinungen gab. Meisterstücke von Reden dieser Art sind die des Cato und des Valerius über die Abschaffung oder Beibehaltung des oppischen Gesetzes, wodurch der Aufwand des Frauenzimmers eingeschränkt wurde. **) Man hält die Rede des Cato, indem man sie liest, für unwiderleglich; man hält sie für vollkommen widerlegt, sobald man die Rede des Valerius gelesen hat.

Von allen Schriften des Alterthums, die verloren gegangen, bedaure ich keine so sehr, als die letz-

---

*) XXVIII, 40 u. f. **) XXXIV, 2 u. f.

ten Bücher des Livius, worin er die großen Bürgerkriege beschrieben. Ich glaube, wir würden darin nicht allein das vollkommenste Muster der Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, sondern auch die klarste, geschickteste und überzeugendste Auseinandersetzung aller der Streitfragen gefunden haben, worauf es ankam, zu beurtheilen, in welchen Stücken die Cäsarianer, in welchen die Pompejaner Recht oder Unrecht hatten. Es war eine so verwickelte Sache, daß noch heut zu Tage, bei allen den vollständigen Nachrichten, die wir darüber haben, nicht allein viel Scharfsinn, sondern auch recht viel Geduld erfodert wird, ein bestimmtes und gerechtes Urtheil darüber zu finden.

Sodann glaube ich, daß wir in diesen Büchern des Livius, wenn sie noch vorhanden wären, die wahresten, die ähnlichsten Gemählde von den Charakteren der beiden Hauptpersonen, des Cäsars und des Pompejus würden gefunden haben. Zwar glauben wir diese beiden Männer aus Ciceros Briefen genau zu kennen; aber Cicero schrieb in seinen Briefen fast keine Zeile über diese Männer mit unbefangnem Gemüthe. Hingegen weiß ich keinen Autor, der in Charakterisirung merkwürdiger Personen ihre Verdienste und Fehler mit so ruhigem Gemüthe, ohne alle Vorliebe, ohne alle Abneigung, so richtig abwiegt, als Livius; er übertrifft darin den Sallust und Tacitus. Er lobt und tadelt nie durch

Beiwörter, Phrasen oder andre rhetorische Künste, wovon man weder den Sallust noch Tacitus frei sprechen kann; er führt die nackten Thatsachen an, in denen der Charakter seiner Personen sich ausdrückte.

August soll den Livius, den er sonst hochschätzte und liebte, einen Pompejaner genannt haben wegen des großen Lobes, das er dem Pompejus gegeben. Diese Anekdote wissen wir aus dem Tacitus. *) Wenn Livius ihn wirklich so gelobt hat, so kann Pompejus der verächtliche Mann nicht gewesen seyn, wozu ihn Cicero in seinen vertrauten Briefen an den Atticus machen will. Aber ich zweifle, daß Livius den Pompejus so sehr gelobt habe. Wenn Tacitus dieß selbst sagte in seinem eignen Namen, so müßte ich es ihm, als vollgültigem Zeugen, der die Geschichtbücher des Livius selbst ohne Zweifel gelesen hatte, glauben; aber Tacitus läßt es den Cremutius Cordus sagen in einer Rede, die er im Senate hielte, sich zu vertheidigen, daß er den Brutus und Cassius gelobt hatte. Man sieht, daß bei einer solchen Gelegenheit die Worte, die Cremutius brauchte, nicht so genau müssen genommen werden.

Daß Livius in seiner Geschichte nicht ein Lobredner des Pompejus gewesen, schließe ich daraus,

*) Annal, IV, 34.

daß er in den noch vorhandnen Büchern nie der Lobredner irgend eines der berühmtesten Männer ist; er lobt sie, wie schon oben bemerkt worden, nicht mit seinen Worten, sondern durch ihre eignen Thaten. Kein Geschichtschreiber hat sich durch den Glanz so genannter großer Männer weniger verblenden lassen, als Livius. Wer bei unsern neuern Geschichtschreibern die mit aller Kunst der Rhetorik ausgemahlten Charaktere großer, außerordentlicher Männer angestaunt hat, wird nicht wenig betroffen seyn, wenn er solche brillante Malereien beim Livius aufsucht, und nicht findet. Er schlage z. E. nach, was Livius über den Charakter des ersten Scipio gesagt, des Ueberwinders Hannibals, des Demüthigers von Karthago, des Gründers der römischen Weltherrschaft. Alles scheint außerordentlich, übermenschlich in dem Charakter und in den Thaten dieses Mannes. Welcher Charakter, welche Thaten gaben jemals so viel Anlaß, durch Verschwendung rhetorischer Farben den Leser zu enthusiastischer Bewunderung hinzureissen? Man lese nur das drei und funfzigste Kapitel des acht und dreissigsten Buches, wo Livius des Todes dieses berühmten Mannes erwehnt, und bei der Gelegenheit seinen Charakter schildert. Ein durch unsre neuern historischen Portraitmaler verwöhnter Leser wird alles so kalt, so unbegeistert finden, daß er sich wundern wird, wie Livius zu dem großen Ruhm gekommen sey. Livius begnügt sich, zu sagen, Scipio sey ein

denkwürdiger Mann gewesen, jedoch mehr im Kriege als im Frieden, und mehr in der ersten, als in der letzten Hälfte seines Lebens; in jüngern Jahren sey er beständig ein glücklicher Feldherr gewesen, mit dem Alter aber unthätig geworden, zum Theil freilich auch, weil es ihm an Veranlassung zu großen Thaten gefehlt hätte; mit seinem ersten Consulat sey sein zweites nicht zu vergleichen, auch nicht das Censoramt, das er verwaltet; als Legat in Asien habe er nichts Vorzügliches geleistet, theils Kränklichkeit wegen, theils wegen des Zufalls, der ihm mit seinem Sohne begegnet; nach der Rückkunft aus Asien sey er in der Nothwendigkeit gewesen, entweder eine öffentliche Untersuchung über sein Betragen ergehen zu lassen, oder, wenn er sie vermeiden wollte, freiwillig ins Exilium zu gehn. Indeß gebühre ihm allein das große Verdienst, den Krieg mit Karthago, den größten und gefährlichsten, den die Römer je geführt, glücklich vollendet zu haben.

Doch diese Kälte des Livius gegen das Andenken des sonst unleugbar großen Scipio wird aus einem Grunde begreiflich, der dem Livius Ehre macht. Ihm war das erste Verdienst, ein guter Bürger zu seyn; dem die bestehende Verfassung und die Gesetze heilig über alles sind. Scipio war zwar kein böser Bürger; vielmehr er liebte sein Vaterland und die Verfassung desselben; aber seine eigne Kräfte fühlend, und voll Zuversicht, sein Vaterland nicht allein

retten, sondern auf den Gipfel der Macht und des Ruhms erheben zu können, war er zu ungeduldig, abzuwarten, bis er durch die Gesetze zu den Posten gelangte, wo er mit allen seinen Kräften wirken konnte. Daher suchte er durch Volksgunst diese Posten zu erlangen, als er, den Gesetzen nach, noch nicht befugt war, sich um sie zu bewerben. Durch Volksgunst wurde er Aedilis, eh er noch das dazu erfoderliche Alter erreicht hatte, obgleich die Tribunen sich seiner Wahl widersetzten. *) Auf eben die Weise wurde er, den Gesetzen zuwider, durch die Gunst des Volkes Proconsul in Spanien. **) Er hatte, sagt Livius, wahre, große, bewunderns- würdige Eigenschaften; aber er hatte auch von Jugend an die Kunst geübt, sich bei dem Volke, als ein außerordentlicher, bewundernswürdiger Charakter, gelten zu machen; er hatte sogar nicht verschmäht, durch affectirte oder vielleicht auch wahre religiöse Schwärmerei, durch fleissiges Besuchen der Tempel, durch einsamen und nächtlichen Aufenthalt in denselben und an heiligen Orten sich bei dem Volke in den Ruf eines Lieblings der Götter, eines von ihnen Inspirirten, zu setzen. ***) Endlich als er, in jungen Jahren Consul geworden, im Senat den Vorschlag that, Karthago in Afrika selbst anzugreifen, während Hannibal noch in Italien und Rom so

---

*) Liv. XXV, 2. **) Ib. XXVI, 18. ***) Das. 19.

nahe war — ein Vorschlag, dessen Kühnheit dem Senat abentheuerlich scheinen mußte — begegnete er dem Senat mit einem beleidigendem Trotze, indem er drohte, wenn der Senat nicht einwilligen wollte, seinen Vorschlag an das Volk bringen zu wollen. *) Obgleich seine Absicht groß und edel war, und ob er gleich alles, was er in seinem Vorschlage verhieß, mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit glücklich ausführte: so hatte er doch die Gesetze verletzt, und dieß war genug, daß Livius ihn zwar als großen Feldherrn, aber nicht auch als guten Bürger lobte.

---

*) Liv. XXVIII, 45.

V.

Ueber die Ursachen, welche die Cultur in Deutschland, seit Maximilian I., gehemmt oder befördert haben.

In den Zeiten Maximilians I. war die deutsche Cultur von einer gewissen Vollkommenheit noch weit entfernt. Noch waren die Deutschen mit den Griechen und Römern nicht zu vergleichen. Aber sie hatten doch eine wichtige Stufe erreicht, gerade diejenige, die am schwersten und langsamsten erstiegen wird. An die sieben Jahrhunderte waren vergangen, bevor die Deutschen, seitdem sie anfiengen, aus der Barbarei emporzustreben, bis zu jener Stufe gelangten; fast doppelt so viel Zeit hatte es den Griechen gekostet, eh sie bis zu dieser Stufe kamen; denn wenn man annimmt, daß die Griechen die ersten Schritte in den Zeiten thaten, in welchen die Phönicier sich auf ihren Küsten niederließen, und

wenn man die Zeiten Solons für die Epoche annimmt, wo der Uebergang der Griechen aus der Barbarei zur Cultur entschieden war, so wird man finden, daß zwischen beiden Zeitpunkten an die vierzehn Jahrhunderte verflossen waren.

Diese erste, wichtige Stufe, welche die Griechen ungefehr zu Solons, die Deutschen zu Maximilians Zeiten erreichten, zeichnet sich dadurch aus, daß ein Volk, welches sie erreicht, nach Kenntnissen, Künsten und feinern Vergnügungen, als die der rohen Sinnlichkeit, begierig geworden, daß Beschäftigung mit Wissenschaften und Künsten, daß Vergnügungen des Geistes ihm schon Bedürfniß sind; daß ein allgemeines Streben nach diesen Vergnügungen, nach diesen Kenntnissen, nach den Annehmlichkeiten dieser Künste unter dem Volke bemerkt wird. Dieses Streben war unter den Deutschen eben so allgemein als eifrig in Maximilians Zeiten.

Man erlaube mir, eh ich fortfahre, eine Bemerkung einzuschalten. Es ist zwar unphilosophisch, von einer gewissen Vollkommenheit, von Stufen der Vollkommenheit zu reden. Geringere oder höhere Vollkommenheiten sind eigentlich sich selbst widersprechende Begriffe. Das Vollkommne läßt sich nicht noch mehr vervollkommnen. Wenn ihm etwas genommen wird, hört seine Vollkommenheit auf. Allein der Sprachgebrauch erlaubt nicht nur

alle diese Ausdrücke, sondern kann sie auch nicht entbehren. Die wahre Vollkommenheit, oder eigentlich der Begriff davon, das Ideal, existirt nur im Verstande, nicht in der uns bekannten wirklichen Welt. Selbst die materielle Welt und alle einzelne Theile derselben entsprechen der Idee nicht, die sich der Verstand von ihrer Vollkommenheit denkt; vielweniger die intellectuelle und moralische. Aber wie in der materiellen z. E. eine Landschaft der Idee, die wir uns von einer schönen Landschaft machen, mehr oder weniger entsprechen kann, so kann auch z. E. ein Gedicht, ein tugendhafter Charakter dem Ideale eines schönen Gedichts, eines tugendhaften Charakters näher kommen oder tiefer unter demselben bleiben. Die Stufen der Annäherung können, der Kürze des Ausdrucks wegen, als Stufen der Vollkommenheit selbst betrachtet werden.

Seit Maximilian I. sind unsre Fortschritte sehr langsam gewesen; ja, nicht selten schienen wir zurückzuschreiten, von der erreichten Höhe wieder herabzusinken. Neue Hindernisse traten ein, neue Ursachen, die das weitere Emporsteigen erschwerten, die uns wieder hinunter stießen, die das allgemeine Streben ermatten machten.

In dieser Absicht hat die deutsche Culturgeschichte etwas Eignes, etwas Unglückliches. Das Schicksal wurde uns ungünstig. Fast jede andre Nation, wenn sie die Stufe erreicht hatte, auf der wir unter

Maximilian standen, erhob sich mit schnellem Fluge höher empor; uns hielten neue Hemmnisse in unserm Gange auf, drängten uns zurück.

Ich habe mir vorgenommen, diesen Zeitpunkt des gehemmten Fortschreitehs, des durch neue Schwierigkeiten aufgehaltnen Strebens, zu beschreiben. Ich werde die Hemmnisse angeben, und zeigen, in welchen Stücken sie unsre Bestrebungen fruchtlos machten; ich werde aber auch zeigen, in welchen Stücken unsre Schritte, aller nachtheiligen Umstände unerachtet, gelangen. Wenn wir dann am Ende sehen sollten, wie ich glaube, daß wir sehen werden, der Eifer der Nation, ihre Energie, ihre Beharrlichkeit habe sich durch das widrigste Schicksal nicht unterdrücken lassen, sey immer gleich lebendig geblieben, so wird uns das, glaub' ich, eine tröstliche Aussicht in die Zukunft verschaffen. Mögen immer noch so trübe, noch so unglückliche Zeiten kommen, der deutsche Nationalgeist wird in seinem Streben nach dem Bessern nie ermüden, wird nie verzagen, nie das Ziel verloren geben, nach welchem er, seitdem er sich selbst kennt, gerungen hat; er wird nie aufhören, mit den cultivirtesten Völkern um den Preis zu kämpfen.

Unter Maximilian I. war Deutschland allenthalben angebaut, so sehr wie irgend ein Land in Europa. Der Adel wohnte die meiste Zeit auf seinen Schlössern; hier nutzte, hier verbesserte er seine Be-

sitzungen, so gut nach damaligen Einsichten möglich war; hier lebte er mit seinen Unterthanen; seiner Burg gab er alle die Verzierungen und Annehmlichkeiten, die die Künste in ihrem damaligen Zustande verschaffen konnten. Welch' eine Menge von Schlössern stehen noch, Denkmäler der Baulust und Baukunst jener Zeiten; in diesen Schlösseru genoß man aller Bequemlichkeiten, die bis dahin erfunden waren. Selten und nur auf kurze Zeiten verließ der Ritter seine Burg, nur wenn die Ehre ihn zu Felde rief, oder wenn irgendwo ein Fest an einem Hofe oder in einer großen Stadt, wenn ein Turnier gegeben wurde, oder wenn er einen Reichstag besuchte, um seinen Kaiser, um die Fürsten des Reichs persönlich kennen zu lernen. — Deutschland war voll großer, blühender Städte, wo reiche Manufacturisten und Fabrikanten, wo erfindsame Künstler für ganz Europa Waaren producirten, wie sie jetzt Frankreich und England produciren. Augsburg, Ulm, Nürnberg waren, was jetzt Paris, London, Lyons, Birmingham und Manchester sind, die Werkstätte des Luxus, wo für ganz Europa gearbeitet wurde. — Die Hanse hatte den ausgebreitetsten Handel, die ausgebreitetste Schiffahrt. Der ganze Norden, selbst England, das noch keine Manufakturen und Fabriken hatte, wurden durch die Hanse mit deutschen Waaren versorgt. — Genies in Wissenschaften und Künsten waren der Ruhm der Deutschen. Deutschland hatte einen Celtes, einen Reuchlin, ei

nen Copernicus; ein Melanchthon trat schon in ihre Reihe ein. Deutschland hatte seinen von Eik, seinen Dürer. Das Publicum war begierig nach ihren Werken. — Das Publicum war begierig nach Kenntnissen und nach allem dem Vergnügen, das Lectüre verschaffen kann. Bücher wissenschaftlichen Inhalts, Bücher von angenehmer Unterhaltung wurden häufig gedruckt; oft mit typographischer Pracht, so viel man damals vermochte. Schon war ein Publicum gebildet, das Unterricht und Vergnügen durch Bücher verlangte, das im Sammeln nützlicher oder schöner Bücher eine Ehre suchte.

In Maximilians Zeiten waren wir wirklich eine Nation, nicht bloß durch Sprache und Sitten, nicht bloß geographisch sondern auch politisch, auch moralisch, durch Verfassung, Geist und Gesinnung. Wir hatten einen Mittelpunkt, von welchem aus der Nationalgeist Wärme und Leben durch den ganzen Körper verbreitete; einen Mittelpunkt, wo alles, was die Nation an edeln, an trefflichen Männern besaß, sich zu versammeln pflegte, wo sie einander ihre Gesinnungen, ihre Begriffe, ihre Urtheile, ihre Beobachtungen mittheilten, wo sie ihren Geschmack, ihre Urtheilskraft übten, wo die Mehrheit der Stimmen eine Art von Nationalurtheil über das Neue in den Wissenschaften und Künsten fällte; wo jeder sich dieß Urtheil zu eigen mach-

te, und, wenn die Versammlung aus einander gieng, in seiner Provinz verbreitete; wir hatten einen Nationalrichterstuhl in Sachen der Wissenschaften und Künste.

Dieser Mittelpunkt, dieser Richterstuhl, dieser Focus des Nationalgeistes waren die Reichstage. Wer nur den letzten, den man den ewigen zu nennen pflegte, jenen langwierigen und langweiligen Regensburger Reichstag kennt, der mit nichts als publicistischen Händeln beschäftigt war, wird sich wundern, wird es vielleicht lächerlich finden, den Reichstagen früherer Zeiten Wirkungen zugeschrieben zu sehn, die man von erwehntem Regensburger unmöglich erwarten konnte. Aber wer die früheren Reichstage nicht kennt, lasse sich erst beschreiben, was sie waren; ganz etwas anders als bloß formelle Zusammenkünfte steifer Diplomatiker.

Sie waren wirkliche, ächte Nationalconvente. Es pflegten, wo nicht alle, doch die meisten Fürsten persönlich sich einzufinden; sie pflegten, als die ersten, angesehensten Bürger Eines Staats (dafür hielten sich unsre Fürsten) bald eine kürzere, bald eine längere Zeit in geselligem, oft vertraulichem Umgange mit einander zuzubringen. Streitigkeiten unter ihnen wurden beigelegt, abgethan, oder bei Seite gesetzt, und mancher Tag wurde mit offnen Herzen, die noch durch keine kalte Politik verschlossen waren, dem Genuß zwangloser Freuden gewidmet.

met. Den Fürsten pflegten viele der Edeln seines Landes zu begleiten. Für die Söhne der angesehensten Familien, für die Söhne der Fürsten wurde das Besuchen der Reichstage als ein wichtiges Stück der Erziehung betrachtet. In dieser Absicht, um sich Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben, würde sogar der dänische Prinz, nachmals König Christian III. von seinem Vater König Friedrich I. nach dem berühmten Wormser Reichstage unter Karl V. gesandt. Auf den Reichstagen sollten sich die Fürstensöhne, die jungen vom Adel für die Geschäfte und für den Umgang bilden, hier Kenntnisse sammeln, ihre Urtheilskraft üben; hier sollten sie ausgezeichnetes Verdienst, achtungs- und liebenswürdige Charaktere persönlich kennen, und sie als Muster, denen sie nachahmen müßten, verehren lernen. Im Gefolge der Fürsten waren oft berühmte Gelehrte oder Künstler. Auf einem Reichstage krönte Kaiser Friedrich III. den Conrad Celtes mit dem poetischen Lorbeer, eine Solennität, die wir jetzt freilich lächerlich finden, die aber damals für eine große Ehrenbezeugung gehalten wurde und zuerst dem Petrarca zu Rom erwiesen war. Man sieht, die deutschen Reichstage waren wenigstens nahe daran, für Deutschland ungefehr zu werden, was die olympischen und andern Spiele dieser Art für die Griechen gewesen waren, das Mittel, wodurch Nationaleinheit, Geist und Gesinnung unterhalten und gestärkt wurden; sie waren der Vereinigungspunkt,

in welchem jedem sein specielles Vaterland als dem allgemeinen untergeordnet, als unzertrennlich vom allgemeinen erscheinen und ihm die Erinnerung ans Herz legen mußte, daß der Franke, der Bayer, der Sachse u. s. w. nur so lange selbstständig seyn könne, als sie alle zusammen als deutsche Nation selbstständig blieben. *)

Wenn die Reichstage diesen Charakter nur Ein Jahrhundert länger behalten hätten, welche Wirkungen würden daraus entstanden seyn, da bei den wachsenden Einsichten, durch das damals so begierig getriebne Studium der griechischen und römischen Geschichte, die Natur politischer Verfassungen, ihre zweckmäßigen oder zweckwidrigen Einrichtungen und die Mittel sie zu verbessern immer gründlicher würden erforscht, und die durch diese Kenntnisse veranlaßten Verbesserungsplane wahrscheinlich, dem Charakter der Deutschen gemäß, zwar langsam, aber mit ruhiger Besonnenheit, und redlichem, beharrlichem Eifer ausgeführt seyn.

Die Reichstage blieben, aber der gute Geist, der lange über ihnen geschwebt hatte, verschwand; er floh vor zwei nicht gutartigen Geistern, deren Macht er nicht zu widerstehn vermochte. Diese beiden Geister waren der Religionshaß, der die Nation in

*) Beilage A.

zwei unversöhnliche Parteien trennte, und der Egoismus, der allen wahren Patriotismus in den Herzen der Fürsten vertilgte. Laßt uns den schädlichen, den tödtlichgiftigen Einfluß, den diese beiden feindseligen Dämone auf die Cultur der Deutschen hatten, nach einander betrachten.

I.

Es wird wahrscheinlich manchem unsrer Leser unerwartet seyn, es wird vielleicht manchem eine aus Paradoxiesucht gewagte Behauptung scheinen, es wird vielleicht gar bei einigen Verdacht gegen die Lauterkeit unsrer Absichten erregen, die Reformation zuerst als das Haupthemmniß genannt zu sehn, das unsern Fortschritten in den Weg trat. Aber ich bitte nicht eher zu urtheilen, als bis man alles gelesen, was ich darüber sagen werde. Ich bin der gewissen Hoffnung, man wird allen Verdacht gegen mich fahren lassen und wird finden, die Sache sey von mir weder absichtlich verstellt, noch aus einem falschen Gesichtspunkt angesehn, sondern in ihrem wahren Lichte betrachtet.

Die Reformation veranlaßte die große Spaltung, die unglückliche Trennung der Nation in zwei große Hauptparteien, deren jede nun nicht mehr das gemeinschaftliche Interesse der Nation, sondern nur das besondre ihrer Partei vor Augen hatte. Jede

wandte nun alle ihre Kräfte, alle Mittel, die sie in ihrer Gewalt hatte, nicht mehr für das Ganze, sondern für sich selbst wider ihre Gegnerin an. Ein innerlicher Krieg begann, zwar nicht immer mit äusserlichen Waffen geführt, aber unaufhörlich mit den verborgnen Waffen der Intrige, der geheimen Verleumdung, der Ausstreuung des Saamens der Zwietracht in andern Ländern, des mistrauischen Belaurens, des geheimen Kundschaftens u. s. w.

Die Einheit der Nation war verschwunden; auf dem deutschen Boden waren nun zwei Nationen, die der Katholiken und die der Protestanten, beide feindseliger gegen einander, wie je zwei benachbarte Nationen gewesen; die eine beständig auf Gelegenheit zum Unterdrücken der andern laurend; die andre immer befürchtend, unterdrückt zu werden, und manchmal wohl geneigt, ihren Feinden vorzukommen. Daß die Nationaleinheit verloren war, zeigte sich bald auf allen den Reichstagen, die nach dem berühmten Wormser gehalten wurden. Der vertrauliche Umgang unter den Fürsten war verbannt; Zurückhaltung, Kälte und Mißtrauen an seine Stelle getreten. Ehmals waren die Reichstage auch Tage des geselligen Vergnügens gewesen; aber bei erbitterten mißtrauischen Gemüthern flieht das Vergnügen und wird nicht länger gesucht oder doch nicht mehr mit ganzer Seele genossen. Gezänke über die Gegenstände, worüber man zerfallen war, nahmen

die meiste Zeit weg, und wenn jetzt ein Celtes auf den Reichstag gekommen wäre, man hätte weder Zeit noch Lust gehabt, seine Gedichte zu hören.

Theologische Controversen waren selbst für die Fürsten eine wichtige Beschäftigung geworden. In den nächsten Zeiten vor der Reformation hatten die Fürsten angefangen zu wetteifern, wer die geschicktesten, die berühmtesten Humanisten an seinem Hofe oder in seinem Lande hätte. Celtes hatte die Wahl zwischen dem Churfürsten von Sachsen und dem Kaiser. Um Reuchlin bewarben sich Würtenberg, Bayern und der Churfürst von der Pfalz. Sobald die Religionsstreitigkeiten angiengen, wurden die Humanisten vergessen; auf der einen Seite suchte man nur Schüler von Luthern zu bekommen, die sich durch Eifer und Thätigkeit ausgezeichnet hatten; auf der andern suchte man die Männer, die mit gleichem Eifer, mit gleicher Thätigkeit für die alte Kirche stritten. Auch das Publicum hatte keine Aufmerksamkeit mehr für andre Dinge; es las nichts lieber, als Streitschriften über die Religion; es hörte nichts lieber, als Predigten, worin der Redner die Anderslehrenden tapfer widerlegte. Selbst die Volkslieder mußten eben des Inhalts und mit eben dem Geiste der Streitsucht und des Hasses erfüllt seyn, wenn sie gefallen sollten. Die Musen mußten Partei ergreifen, und sich im Widerlegen, im Schelten, und Schimpfen üben. Doch nein, die

wahren Musen flohn; Aftermusen täuschten elende Liederdichter und das Publicum, waren willige Dienerinnen der aufgebrachten Leidenschaften, und waren gleich bei der Hand, jeden Zweck des Hasses und der Rache zu befördern.

Die besten Köpfe gaben dem wilden Strome nach; statt den Geschmack des Publicums zu lenken, zu verbessern, zu verfeinern, nahmen sie selbst den unglücklichen, rohen Geschmack des Publicums an. Wenn ein Melanchthon, der sich anfangs den Humanitätsstudien ganz gewidmet hatte, der, um sie zu lehren, vom Churfürsten von Sachsen berufen war, nicht wäre durch seine Verbindung mit Luthern genöthigt worden, seine meiste Zeit und sein herrliches Genie auf theologische Streitigkeiten zu verwenden, was hätte dieser große Mann für die Bildung des Geschmacks der Deutschen, für die schöne Literatur leisten können! Man hat ihn Deutschlands großen Lehrer genannt, und er war dieses Titels würdig. Aber gewiß er würde ihn auf eine wohlthätigere Art erworben, und ihn für alle künftige Zeiten bei der ganzen Nation erworben haben, wenn er in jene Streitigkeiten nicht wäre verwickelt worden. Diese waren schuld, daß er den schönen Titel nur bei der einen Hälfte der Nation erlangte, und daß seine, obgleich gerechten Ansprüche daran gleichwohl von der Art sind, daß sie ihm die Unsterblichkeit sei-

nes Namens nur bei gelehrten Theologen sichern können.

Eine sehr schädliche, traurige Folge der Reformation war, daß diejenigen Vorsteher der verschiednen deutschen Länder, die der alten Kirche treu blieben, das Vorurtheil gegen die Humanitätsstudien faßten, als ob sie die Ursache von dem Abfall der Protestanten wären. Dieses Vorurtheil wurde von dem neuen Orden, der um diese Zeit gestiftet wurde, und der sich ganz der Befestigung der alten Hierarchie und ihrer Wiederherstellung in den Ländern, wo sie zerbrochen war, gewidmet hatte, der des Eifers und der Geschicklichkeit wegen, die er in dieser Sache bewies, fast allmächtigen Einfluß an den katholischen Höfen bekam, unterhalten, gestärkt und aufs äußerste getrieben. In den Augen der Jesuiten war schöne Literatur die gefährliche Verführerin, die der alten Kirche so viel ihrer Söhne entzogen hatte. Seitdem die Jesuiten vorzüglich und gar ausschließlich zur Erziehung gebraucht wurden, war in den deutschen katholischen Ländern mit Einer Generation aller Geschmack an humanistischer Literatur vertilgt, und das katholische Deutschland fiel in die Barbarei zurück, aus der es Agricola, Celtes, Reuchlin und viel andre treffliche Männer unter Maximilian I. so glücklich zu heben angefangen hatten. Die Literärgeschichte beweiset, daß die humanistischen Studien in Oberdeutschland, in Oestreich, in Bayern, in Franken, in der Pfalz früher

und schöner blühten, als im Norden von Deutschland. Die ausgezeichnetsten Männer lebten in Wien. In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war Wien ein Sitz der Musen. *) Unter Ferdinand I. fieng der unglückliche Einfluß der Jesuiten an, und bald fand man keine Spur mehr von Literatur, von Geschmack in Oestreich; keinen Namen fand man mehr, der neben einem Celtes, einem Cuspinian, einem Lazius verdient hätte genannt zu werden. Es ist merkwürdig, daß die Jesuiten, die doch in Frankreich und Italien Männer von Geschmack und schöner Literatur unter sich hatten, und ihren Schülern Geschmack und humanistische Wissenschaften beizubringen wußten, daß sie, sage ich, im katholischen Deutschlande allen Geschmack vertilgt und humanistische Kenntnisse vertrieben haben. Aus Jesuiterschulen in Frankreich ist ein Gressel, ist ein Voltaire hervorgegangen; in Deutschland — nie hat es wohl einen elenden Geschmack gegeben, wenn man es Geschmack nennen darf, als der in den Schriften deutscher Jesuiten und ihrer Schüler geherrscht hat. Sie pflegten Schauspiele von ihren Schülern aufführen zu lassen; viele dieser Schauspiele sind gedruckt; geschmacklo-

*) Beilage B.

sere, unsinnigere, elendere Schauspiele sind nie gedruckt worden. *)

Auch auf die Industrie und den Fleiß der Deutschen hat die Reformation einen wichtigen, aber verschiednen, theils wohlthätigen, theils schädlichen Einfluß gehabt; jenen in den Ländern, wo die Reformation angenommen wurde, und hier gieng dieser wohlthätige Einfluß natürlich und fast nothwendig aus der Reformation selbst hervor. In den protestantischen Ländern wurde nicht allein durch die Abschaffung der Wallfahrten, der Fastnachtslustbarkeiten und so vieler Festtage, der häufige Anlaß zum Müssiggange, zur Zeitverschwendung, zu Schwelgereien und grobsinnlichen Genüssen vernichtet, sondern durch den mehr auf Moralität gerichteten Unterricht wurden die Sitten verbessert, dem Wandel ein ernsterer Charakter gegeben, und haushälterische Tugenden empfohlen und verbreitet. Der Protestant, der fleißig in der Bibel las, fand in ihr göttliche Gebote, die ihm Arbeitsamkeit und gute Haushaltung zur Pflicht machten. Die Beibehaltung hingegen der alten Religion in den katholischen deutschen Ländern wirkte das Gegentheil; doch war dieß, welches wir wohl bemerken müssen, nicht eine natürliche oder nothwendige, sondern ganz zufällige Wirkung; denn es ist ein Vorurtheil, wodurch sich

*) Man sehe Proben davon in Nicolais Reisen.

einige politische Schriftsteller, selbst Ausländer, haben verblenden lassen, daß es die katholische Religion an sich selbst sey, welche die Anhänger derselben in Deutschland abgehalten habe, ihren protestantischen Landsleuten an Industrie, Frugalität, und allen damit verwandten Tugenden gleich zu kommen. Denn, wenn die katholische Religion an sich selbst diesen Tugenden nachtheilig wäre, warum sollte sie es nicht auch in Frankreich, in Brabant, in Flandern, in Piemont, in Genua u. s. w. gewesen seyn — Ländern, die mit den fleissigsten, industriösesten, wirthschaftlichsten um den Preis streiten können? Daß die Beibehaltung der katholischen Religion in deutschen Ländern dem Fleiß und der Lebensart der Einwohner so nachtheilig wurde, läßt sich auf folgende Weise erklären. Alte Misbräuche pflegen von denen, die sie vertheidigen, wenn andre sie abschaffen wollen, dem Geist des Widerspruchs gemäß, übertrieben zu werden. Um seinen Eifer, um seine Anhänglichkeit an den Katholicismus zu beweisen, wallfahrtete mancher häufiger, als vorher. Wer ehmals vielleicht lieber zu Hause geblieben wäre, gieng jetzt mit, und mancher wallfahrtete nur nach Orten hin, deren Entlegenheit ihn ehmals davon würde abgehalten haben; dieß war ihm das sicherste Mittel, als eifriger Katholik zu erscheinen. Je strenger die Protestanten in ihrem Wandel, je ernster sie bei ihrem Gottesdienste waren, desto williger überließen sich die Katholiken allen den Ver-

gnügungen und sinnlichen Genüssen, wozu Kirchweihen, Fastnachtslustbarkeiten und Pilgerfahrten Anlaß gaben; sie bildeten sich wohl ein, in ihrer eignen Lustigkeit und in der ziemlich finstern Stimmung der Protestanten Beweise von der Vorzüglichkeit ihrer eignen, von der Verächtlichkeit der ketzerischen Religion zu finden; wie sollten sie nicht gern so geurtheilt haben, da selbst scharfsinnige Philosophen diese Meinung geäussert haben? Es war also nicht der Geist der katholischen Religion, der unmittelbar die Industrie und die mit ihr verbundnen Tugenden aus dem katholischen Deutschlande vertrieb; es war der zufällige Umstand, daß die Katholiken, um sich von den Protestanten zu unterscheiden, das Gegentheil von dem thaten, was sie die Protestanten, auch aus religiösen Beweggründen, thun sahn.

2.

Eine sehr bittere Frucht der durch die Reformation verursachten Trennung der Nation in zwei Parteien und des gegenseitigen heftigen, unversöhnlichen Hasses dieser Parteien war der dreissigjährige Krieg. Dieser schreckliche Krieg machte den Rückfall der Nation von der Höhe, die sie erreicht hatte, unvermeidlich; es war zugleich einer der langwierigsten, und der verheerendsten, der zerstörendsten Kriege, die je unter civilisirten Völkern geführt worden.

Seine unmittelbaren Wirkungen waren die gänzliche Zerstörung großer, herrlicher Städte, der Ruin und die Verarmung fast aller andern, die Verbannung des Handels, die Erstickung der Industrie, die Verödung aller deutschen Länder, ihre Entvölkerung, allgemeines Verzagen, gänzliche Muthlosigkeit des Landvolks sowohl als der Städtebewohner, weil sie täglich den Gefahren der Ausplünderung ausgesetzt waren. Nicht selten von Hungersnoth gequält, von tödtlichen Krankheiten ergriffen, ohne Aussichten zum Frieden, die Schwierigkeiten, ihn wieder herzustellen, sich immer mehr häufend, die Wahrscheinlichkeit der Verewigung des Krieges fast mit jedem Jahre sich vergrößernd, waren Gram und Kummer, an Verzweiflung grenzend, der allgemeine Gemüthszustand in allen deutschen Ländern. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, warum der Krieg so lange währte und warum er so schreckliche Wirkungen hatte; die Ursachen lagen theils in der Natur des Krieges, der mit der doppelten Wuth eines Religionskrieges und eines politischen Parteienkriegs geführt wurde, theils lagen sie in der damaligen Art Kriege zu führen. In einer ausführlichen Geschichte dieses berühmten Krieges müßten diese Ursachen entwickelt werden; hier müssen wir uns mit der Thatsache begnügen: so anhaltend, so durchgängig, so grausam wurde Deutschland dreissig Jahre lang verwüstet, entstellt, entvölkert. *) So angstvolle Zeiten waren

*) Beilage C.

nicht geeignet, die Wissenschaften zu pflegen, die Künste zu beleben. Geistesbeschäftigungen erfodern frohe, wenigstens nicht von Kummer und Sorgen niedergedrückte Gemüther. Künstler, von keiner Belohnung aufgemuntert, von Nahrungssorgen verfolgt, lassen angefangne Arbeiten unvollendet, unternehmen keine neue, werfen die Instrumente ihrer Kunst unmuthig von sich, und ergeben sich einer verzweiflungsvollen Unthätigkeit. Die Lehranstalten in Deutschland, die Universitäten, die hohen Schulen wurden kaum noch von wenigen besucht; die Lehrer, unbezahlt, ohne Brod für sich und ihre Familien, starben hin, und neue wurden nicht ernannt, weil man ihnen keinen Unterhalt zu verschaffen wußte. *)

Während dieses Krieges floh aller Handel aus Deutschland und gieng nach Holland und England über. Die Hanse wurde aufgelöst; Ausburg, Ulm und Nürnberg hörten auf, die Werkstäte des Luxus für Europa zu seyn. **)

Da der Ackerbau, wegen der Muthlosigkeit der in eins weg ausgeplünderten Landleute, nicht einmal zur hinlänglichen Nothdurft getrieben wurde, da die großen und wohlhabenden Städte immermehr in Verfall versanken, und nie vor Belagerun-

*) Beilage D. **) Beilage E.

gen, vor Verheerungen des um sie her liegenden Landes sicher waren, so war es natürlich, daß an den feinern Gartenbau fast gar nicht mehr gedacht wurde.

Die äussern Sitten, die Manieren des Umgangs, die öffentlichen Vergnügungen, denen man sich nur zu gern überließ, um dem täglichen Kummer zu entgehn, nahmen immer mehr von dem rohen, wilden Soldatenleben an; *) nie vorher war der Soldatenstand, im eigentlichsten Sinn, so der herrschende gewesen, als im dreissigjährigen Kriege; so sehr war es nie wieder in den folgenden Zeiten bis auf diese letzten, die wir gegenwärtig erleben.

In so unglücklichen Zeiten mußten die lieblichen Musen verstummen. Zwar begeisterten sie noch, eh die Kriegswuth aufs höchste stieg, den ersten wahrhaft genialischen Dichter, den Deutschland gehabt hat, den liebenswürdigen Opitz. Aber sein froher, horazischer Geist erlag endlich unter dem allgemeinen Jammer und seine reizenden Töne verhallten, zwar bewundert, aber ohne entsprechende, lebendige Eindrücke auf die Gemüther zu machen, die, zu sehr mit ihrem Unglück beschäftigt, zu verstimmt, zu unempfindlich für die feinern Geistesvergnügen geworden waren.

---

*) Beilage F.

3.

Diesem Jammer machte der westphälische Friede ein Ende. In der ersten Freude darüber, besonders der Protestanten, sah man ihn als die größte Wohlthat an, die dem deutschen Reiche jemals vom Schicksal erwiesen wäre. Das Andenken an die überstandnen langen, grausamen Leiden, und die Ueberzeugung, wozu man endlich durch sie gekommen war, daß die Wiederkunft derselben, daß neue Ausbrüche des Religionshasses und der Parteienwuth, daß neue wüthige, innere Kriege, daß der Untergang des Ganzen, daß der Untergang der Verfassung nur durch heilige Beobachtung dieses Friedens abzuwenden wären, unterhielt und befestigte jenen Glauben an dieses Friedens Heilsamkeit und Wichtigkeit. Aber wie es viel große und wahre Wohlthaten giebt, die zwar großen Uebeln abhelfen, aber auch wieder andre Uebel herbeiführen, so war dieses auch der Fall mit dem westphälischen Frieden.

Er verewigte die Spaltung der Nation in zwei nie einander trauende, insgeheim nicht nur sondern öffentlich immer noch hassende Parteien, die anfänglich aus Verschiedenheit der Religion entstanden, aber in politische Parteien ausgeartet waren.

Aber ein noch viel schlimmeres Uebel (wir dürfen es jetzt ohne Scheu gestehn) war dieses, daß der

westphälische Friede dem Ehrgeitz, dem Egoismus der Fürsten einen viel freieren Spielraum verschaffte, als in den er vorher beschränkt war. In wie weit schon die Reformation seit ihrem Anfange diesem Ehrgeitz der Fürsten Nahrung gegeben, wollen und brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Aber es ist Thatsache, daß das Streben der Fürsten, ihren Ehrgeitz zu befriedigen, merklich sichtbarer, muthiger und beharrlicher wurde, als es vorher gewesen war, und dieß gilt nicht bloß von den protestantischen, sondern auch von den katholischen Fürsten. Der westphälische Friede erfüllte ihre Wünsche; er brachte sie an das Ziel, nach welchem sie lange getrachtet hatten, sich von dem Ganzen, mit dem sie verknüpft waren, je mehr und mehr unabhängig zu machen.

In den alten Zeiten hatten die Fürsten, im Ganzen genommen, (denn einzelne Ausnahmen gab es freilich,) ihr Verhältniß zum Ganzen vor Augen und im Herzen; es war ihnen lieb und werth, es war ihr Ruhm, die ersten Bürger einer großen Nation zu seyn. Seit dem westphälischen Frieden schämten sie sich dieser Eigenschaft; sie dachten sich lieber als Landesherren, jeder in seinem besondern Lande; ihre Verhältnisse, als Gesetzgeber, als höchste Machtinhaber zu ihren eignen Unterthanen waren ihnen lieber, als ihre Verhältnisse der Abhängigkeit vom Kaiser und Reiche; jene füllten ihre ganze Seele aus, ungern und nur mit Verdruß

wurde diesen ein Gedanke gewidmet. Wenigstens war dieß der Mächtigern Denkungsart, die Schwächern sahen in ihrer Verbindung mit dem Reiche nur das einzige Nothmittel ihre Fürstenwürde zu behaupten.

Daher, sobald es durch den westphälischen Frieden entschieden war, daß die Landeshoheit (in der That eine Art von Souverainetät) jedem deutschen Reichsstande gebührte, so waren die Deutschen nicht mehr Eine Nation, sie war in hundert Nationen zerstückelt; die Nationaleinheit war bis auf den Namen verschwunden.

Wir hatten kein deutsches Publicum mehr, kein Publicum empfänglich für jene großen, tiefen, rührenden Eindrücke, die der bloße Name Vaterland, die die Ideen von Nationalgröße, Nationalruhm, auf patriotische Seelen machen, wenn sie so glücklich sind, wirklich ein Vaterland zu haben, wirklich einer großen, edeln Nation anzugehören.

Die Reichstage verloren ihren alten, ehrwürdigen, für das Ganze so wohlthätigen Charakter. Aus wahren Nationalconventen im besten Sinne des Worts, wo die Edelsten der Nation zu vertraulichem Umgange sich versammelten, und über das allgemeine Interesse mit einander rathschlagten, — zu welchen sie offne und warme Herzen für das gemeinschaftliche Vaterland mitbrachten, — wo gleich-

gestimmte Gemüther bleibende, oft auf die Nachkommen forterbende Freundschaften errichteten, — aus diesen großen Zusammenkünften, auf die ganz Deutschland mit warmer Theilnahme und mit freudiger Hoffnung hinsah, weil es von ihnen entweder die Endigung schon begonnener Kriege, oder die Verhütung neuer, die Befestigung des Friedens, weil es von ihnen gute Gesetze und patriotische Beschlüsse zu erwarten gewohnt war, — aus diesen Zusammenkünften, wo Biederkeit und Erfahrungsklugheit in manchen Fürsten, so zu sagen, persönlich erschienen, — aus diesen, den Geist der Fürsten aufklärenden und ihre Herzen belebenden Versammlungen wurden bloße Congresse förmlicher, kalter, steifer Geschäftsführer. Die Fürsten kamen nicht mehr selbst, wurden einander persönlich fremd, verloren alle Theilnahme am Ganzen, in so weit es nicht ihr eignes Interesse betraf. Die Abgeordneten, die sie, statt selbst zu erscheinen, hinsandten, glichen den Advocaten verschiedner Parteien, die oft keinen andern Zweck haben und kein andres Talent mitbringen, als den Vortheil ihrer Clienten unter dem Schein gesetzlicher Formen zu befördern. Das Centrum, von welchem aus die Wärme und das Licht des Patriotismus sich durch alle Theile hätten verbreiten sollen, war zu einem Eispol geworden, von welchem Kälte und Erstarrung, Nebel und Düsterniß ausgiengen. Es versteht sich, daß diese Veränderung, wie alle Veränderung in dem Charakter

und in den Sitten der Nationen, nicht plötzlich, sondern allmälig, aber doch nur zu schnell erfolgte. Der erste, nach dem westphälischen Frieden gehaltne Reichstag,*) war den ältern noch etwas ähnlich; er glich einem angenehmen Herbsttage, der den Uebergang aus dem Sommer zum Winter weniger merklich macht. Noch waren einige Fürsten persönlich zugegen; noch gab es unter den Versammelten deutsche Herzen; noch ließen sich einige Reste patriotischer Wärme verspüren. Noch hatte die ganze Nation ihre Aufmerksamkeit auf diese Versammlung gerichtet und erwartete von ihr Beschlüsse, die das Wohl des Ganzen begründen, befestigen, vervollkommnen sollten. Noch hatte die Versammlung Zeit und Sinn auch für andre, als bloß publicistische Geschäfte. Auf diesem Reichstage war es, wo Otto Gericke öffentlich vor dem Kaiser und andern Fürsten seine berühmten Experimente mit der von ihm erfundnen Luftpumpe machte. **) Als aber darauf

---

*) Geöffnet 1653; geschlossen 1654.

**) Einige kleine Fragmente dieser Abhandlung wurden in der Neuen Berliner Monatsschrift (October 1807) abgedruckt. Der Herr Herausgeber derselben, dessen freundschaftliche Gesinnungen gegen mich, ob wir uns gleich nicht persönlich kennen, mir eine sehr angenehme und aufmunternde Belohnung meiner literarischen Arbeiten gewesen sind, begleitete den Aufsatz mit einigen Anmerkungen, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten will. Ich will

ein neuer Reichstag, der letzte, den man schon so zuversichtlich den ewigen nannte, der aber nun ein Ende genommen, als dieser durch seine Langweiligkeit eben so sehr als durch seine Langwierigkeit berühmte oder berüchtigte Regensburger Reichstag eröffnet wurde, kam zwar Kaiser Leopold selbst noch hin, aber er fand keine Fürsten, er fand nur Gesandte; die Verwandlung war vollendet; der Reichstag war ein seelenloser Körper, eine bloße Maschine geworden; die Nation wurde gleichgültig gegen ihn, achtete sein Marionettenspiel keiner Aufmerksamkeit mehr werth; lächelte wohl mit, wenn Ausländer über das Nichts spotteten, das daselbst mit der feierlichsten Gravität verhandelt wurde. Der Reichstag blieb ein Theater bloß für Publicisten.

Ein deutscher Patriot, der sich ein Bild zu machen weiß von dem Zustande, in welchem unser Deutschland würde geblieben seyn, wenn es nicht durch die Religions- und Bürgerkriege zerrüttet wä-

---

sie mit B. M. bezeichnen. Zu obiger Stelle gehört folgende:

„Der große, auch in Staatsgeschäften brauchbare Otto von Guericke war auf diesem Reichstage, wie er vorher von Magdeburgischer Seite auch dem westphälischen Friedenscongreß beigewohnt hatte. Am Schluß des Reichstags hörten die Fürsten von seinen Versuchen, und baten ihn, sie Augenzeugen davon seyn zu lassen.

re, oder vielmehr, der sich ein Bild macht von den Vollkommenheiten, zu welchen dieser Zustand würde fortgeschritten seyn, wenn er nicht durch jene unglücklichen Verhängnisse rückgängig geworden wäre, stelle sich vor, das patriotische, persönliche Besuchen der Reichstage vom Kaiser und von allen den Fürsten, und ihr freundschaftlicher, zwangloser, vertraulicher Umgang auf den Reichstagen habe nach dem westphälischen Frieden fortgedauert, dann würden wir oft Reichstage gesehn haben, wo ein Churfürst Schönborn von Mainz, ein Herzog August und ein Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, ein Herzog Ernst von Gotha, ein Herzog Wilhelm von Weimar, ein Landgraf Ernst, ein Landgraf Wilhelm V. von Hessen, ein Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg *) persönlich nicht allein Reichsgeschäfte verhandelt, sondern sich auch manchmal mit wissenschaftlichen Gegenständen, mit den Werken der Künstler, mit neuen Erfindungen würden unterhalten haben. In ihrem Gefolge hätten sich die Leibnitze, die Tschirnhausen, die Weigel befunden, wie einst die Celtes, die Reuchline von ihren Fürsten, die stolz auf den Besitz solcher Männer waren, zu diesen Versammlungen mitgenommen wurden. Die Erfindungen, die Vorschläge solcher

*) Diese ruhmwürdigen Fürsten sind sämmtlich aus dem siebzehnten Jahrhunderte. B. M.

Männer zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste wären eine interessante Angelegenheit für die Fürsten geworden: welche große Folgen hätten für die Wissenschaften und Künste selbst, für den Ruhm der Deutschen, zur Aufmunterung des Genies, zur Verbreitung der Wißbegierde und eines richtigen Geschmacks unter der Nation entstehen müssen! Die schon 1652 von einem bloßen Privatmann errichtete Gesellschaft naturforschender Freunde wäre ein großes Nationalinstitut geworden, und wäre gewiß nicht von der Londner Societät, die eigentlich in ihrem ersten Ursprunge nur eine Nachahmung von jener Deutschen war, schwerlich übertroffen worden. *) Aber was vermochte eine durch ganz Deutschland zerstreute Anzahl von Liebhabern,

---

*) Johann Lorenz Bausch, Arzt in Schweinfurt, stiftete 1652 die Academia Naturae Curiosorum. — Genau genommen, ist die Londner Societät älter, um sieben Jahre; allein sie mußte Anfangs sich sehr geheim halten, mußte wandern, sich theilen, und hieß sogar eine Zeitlang die unsichtbare, oder unbekannte Gesellschaft. Nur 1663, nach Cromwells Tode, kehrte sie, öffentlich autorisirt, nach London zurück. Um jene erste Privatstiftung aber, 1645, haben Deutsche, damals in London sich aufhaltende, Gelehrte ein unbestrittnes Verdienst: Der Pfälzer Theodor Haak wirkte hauptsächlich bei dem Vorschlage und dem Plan; und der Bremer Heinrich Oldenburg war der erste Secretair der Gesellschaft. D. M.

die einander ihre Entdeckungen und Bemerkungen nur durch den langsamen, mühsamen Weg des Briefwechsels oder periodischer Schriften mittheilen konnten; was vermochten sie, verglichen mit einer Gesellschaft, die, in einer großen Hauptstadt versammelt, den Urheber neuer Entdeckungen durch ein den Augenblick empfundnes Vergnügen belohnte, durch auf der Stelle gemachte Bemerkungen belehrte? Mit viel feurigerm Eifer, mit viel lebhafterer Thätigkeit mußte der Erfinder streben, seine Erfindungen vor den Augen so vieler Kenner zur Vollkommenheit zu bringen, als da, wo er Monate, wo er Jahre lang warten mußte, bevor er ein Urtheil, eine Bemerkung, einen Wink von einem Kenner zu lesen bekam? Wären solche Reichstage gehalten worden, so hätte Weigel nicht nöthig gehabt, seine Zeit mit Herumreisen an den Höfen zu verschwenden, um die Fürsten für seine Vorschläge zu gemeinnützigen Anstalten, zur Beförderung mathematischer und physischer Kenntnisse zu interessiren; so würde ein Tschirnhausen keinen Beweggrund gefunden haben, sein Vaterland mit dem Aufenthalt in Paris zu vertauschen.

Durch die Zerstückelung Deutschlandes in eine so große Menge von Staaten, deren einige sehr mächtig, andre unbedeutend und schwach waren, wurde nicht allein das große Theater vernichtet, dessen Aufmerksamkeit, dessen Beifall die belebende

Wärme ist, die die Keime des Genies und der Talente entwickelt; diese Zerstückelung hatte noch mancherlei andre, schädliche Folgen für die deutsche Cultur; sie hatte den verderblichsten Einfluß auf den Wohlstand der Nation, in so weit er von Industrie, Handlung und Schiffahrt abhängt. Daß aber dieser Wohlstand von der größten Wichtigkeit ist für die Fortschritte der Cultur, daß Verfall und Verarmung auch für Wissenschaften und Künste traurige Folgen haben, ist eine bekannte, durch die Geschichte erwiesne Sache. Vom vierzehnten Jahrhunderte ungefehr an bis zum Ausgange des sechszehnten standen deutsche Handlung, Schiffahrt und Industrie auf einer sehr hohen Stufe; sie hatten sie erreicht dadurch, daß sie unter einer gemeinschaftlichen Leitung standen, der es weder an Einsicht noch Aufmerksamkeit noch Thätigkeit fehlte; es war die Leitung der Hanse; sie war es, welche die Kräfte der Nation in diesen Sachen vereinigte, und auf ein gemeinschaftliches Ziel hinlenkte; sie war es, welche den Wohlstand, der durch das Mitwirken aller dieser verbundnen Kräfte hervorgebracht wurde, über ganz Deutschland verbreitete. Mehrere, gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts zusammentreffende Umstände fiengen damals schon an, die Hanse von der Höhe, auf der sie sich seit dreihundert Jahren befunden hatte, allmälig herabsinken zu machen; im dreissigjährigen Kriege wurde der Sturz der Städte vollendet. Zwischen den Städ-

ten des Bundes und den Fürsten und dem Adel war von Anfang an, seit dem ersten Emporkommen der Städte eine große, eine unaufhörliche Eifersucht gewesen, verursacht durch den Neid der Fürsten und Edelleute gegen die sich immer mehr hebenden Städte; aber auch die Städte hatten einen Uebermuth, einen Trotz bewiesen, der den Unwillen der Fürsten gereizt hatte; obgleich im Gebiete der Fürsten gelegen, hatten die Städte sich als unabhängige Republiken betragen. Mit dem westphälischen Frieden schließt sich die glänzende Periode der deutschen Städte; die Zeit der Unterwerfung war gekommen, und die Fürsten glaubten unglücklicherweise durch Schwächung der Städte die Gewißheit ihrer Unterwürfigkeit zu bewirken.

Es gab keine deutsche Handlung mehr, sondern nur Handlung einzelner deutscher Länder; die deutsche Handlung wurde nicht mehr für einen würdigen Gegenstand gehalten, auf dem Reichstage in Betrachtung gezogen zu werden, wie doch in den vorigen Zeiten wohl geschehn war. Die Fürsten, lange die Wichtigkeit des Handels verkennend und gleichgültig, ob er in ihren Staaten blühe oder nicht, nachdem sie endlich seinen Einfluß zur Bereicherung des Landes, noch mehr aber der fürstlichen Cassen bemerkten, richteten nun alle ihre Erfindsamkeit und Wachsamkeit auf die Benutzung des Handels zu dieser letzten Absicht, ohne Rücksicht auf die Folgen, die

daraus für das Ganze entstanden. Die harmonische Mitwirkung aller deutschen Länder zur Bereicherung des Ganzen war zerstört. Von dem großen Strome, den einst die Hanse durch ganz Deutschland geleitet hatte, waren nur noch hin und wieder einzelne, abgeschnittne, kleine Flüsse übrig. Immer mehr isolirt, wurden die beengten Canäle zu dürftigen Bächlein oder vertrockneten ganz.

Noch mehr; die Fürsten, die sich seit dem westphälischen Frieden zu sehr als Landesherren in ihren Gebieten, zu wenig als Glieder des deutschen Reichs betrachteten, hatten nichts angelegneres, als ihre Höfe auf einen prächtigen Fuß einzurichten, und sie nahmen den prächtigsten, den Europa bis dahin gesehen hatte, den Hof Ludwigs XIV. zum Muster. Alles, was zum Glanz, zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen dienen konnte, mußte aus Frankreich kommen; der deutsche Künstler wurde verachtet, der fremde vorgezogen. Eine natürliche Folge hievon wäre gewesen, daß deutscher Fleiß, deutsche Erfindsamkeit, wie eine Pflanze, der alle Nahrung entzogen ist, hingewelkt und gestorben wäre.

Die Thätigkeit der Fürsten war ganz auf ihre stehenden Heere, und auf das Aufbringen der hiezu und zu den prächtigen Hofhaltungen erfoderlichen Gelder gerichtet. Diese angelegensten Zwecke der deutschen Fürsten, und bei manchem gar die ein-

zigen, die er vor Augen hatte, verleiteten sie zu Maaßregeln, die das Streben des industriösesten Volkes fruchtlos machen konnten. Der Adel, theils abhängiger geworden, theils durch den Reiz der neuen Höfe gelockt, theils durch die Aussicht bewogen, sein Glück zu machen, weil nun mehr angesehne und einträgliche Aemter und Stellen bei Hofe und bei der Armee zu erhalten waren, als in den vorigen Zeiten, zog häufig in die Residenzen, und suchte nur, um den Aufwand daselbst zu bestreiten, so viel Geld als möglich aus seinen Gütern zu bekommen. Auf dem Gute zu wohnen, den dazu gehörigen Boden selbst zu bauen, mit Landwirthschaft sich zu beschäftigen wurde kaum für anständig gehalten, und diejenigen, welche diesen altväterlichen Geschmack noch beibehielten, wurden mit einem Namen, den man für verächtlich hielt, bezeichnet; man würdigte sie herab, indem man sie Landjunker nannte. Was ihr Stolz, ihr gerechter Stolz hätte seyn sollen — verständige und thätige Landwirthe zu seyn — wurde ihnen als eine niedrige Denkart vorgeworfen. Freilich soll der große, der edle Landbesitzer sich nicht ausschließlich der Landwirthschaft widmen; er soll, wie einst die römischen Patricier, wie ein Curius, wie ein Cato, den Landwirth mit dem Staatsdiener zu vereinigen wissen. Aber zu glauben, wie man noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland glaubte, daß Landwirthschaft unter der Würde irgend eines Man-

nes, es sey von edelm Stande, es sey von edler Denkungsart, wäre — dieß zu glauben war ein Vorurtheil eben so schädlich als absurd.

Der in die Residenzen gezogne Adel ahmte den dortigen Höfen nach, und so wie diese dem französischen nachahmten, so wurde auch dem Adel ein übertriebner, ein kindischer Geschmack an allem, was aus Frankreich kam, beigebracht. Französische Manieren — die französische Sprache sogar wurde unter dieser Classe herrschend; die deutsche Sprache wurde nicht für würdig gehalten, von Adlichen unter einander geredet zu werden; die deutsche Sprache wurde von ihnen nur gebraucht, um sich Bürgern und Bauern verständlich zu machen. Von der Zeit an war die, schon in andern Hinsichten, so sehr zertheilte Nation auch in Absicht auf die Cultur zertheilt. Die obern Classen waren zu Franzosen geworden, oder hatten doch allen möglichen Eifer angewandt, um es zu werden; sie hatten französische, aber nur oberflächliche, verfehlte Cultur; Deutsche an Sprache, Sitten und Lebensart waren nur der Bürger und Landmann geblieben.

Laßt uns einige Blicke auf einige der größern deutschen Staaten werfen, um zu sehn, wie sie nach dem westphälischen Frieden, in Ansehung der Cultur, mit einander contrastirten, indem einige den düstern, andre den erleuchteten Parthien eines Gemäldes glichen, das sich durch große Licht- und Schattenmas-

sen auszeichnet. Gerade der Theil von Deutschland, wo die Cultur der Wissenschaften und Künste ihren Anfang genommen, wo Genie und Talente am lebendigsten gewesen, Oberdeutschland war am tiefsten zurückgefallen.

Im obern Deutschland waren Oestreich und Bayern zwei große Staaten, die durch ihre natürlichen Kräfte viel hätten leisten können, wo das Klima der Entwicklung der Talente nichts weniger als abhold ist, wo die Fruchtbarkeit des Bodens einen reellen, dauerhaften Wohlstand begründet, dessen sichrer Besitz die wirksamste Aufmunterung für ein verständiges Volk ist, die Cultur immer weiter zu treiben. Oestreich hatte den Umfang und die Bevölkerung eines großen, Bayern die eines nicht unbedeutenden Königreichs. Wenn die Hauptstädte, wenn die Höfe in diesen beiden Staaten den Ton gegeben hätten; so würden die Wissenschaften und Künste in diesen Ländern ein großes und wohlhabendes Publicum dergestalt interessirt haben, daß es zur Pflege derselben Anstalten errichtet und jedes Verdienst um dieselben belohnt hätte; Wien und München waren fähig, würdige Theater für Virtuosen in Wissenschaften und Künsten zu werden. Aber die Bijotterie der Fürsten, und die bei ihnen alles geltenden Jesuiten ließen kein Genie in den Wissenschaften aufkommen, und in den Künsten zogen die Höfe das Ausländische vor. Indu-

strie und Handlung waren in diese Länder nie gedrungen.

Churpfalz hatte bis zu der Periode, wo sein eignes und das allgemeine Unglück Deutschlands anfieng, bis zum Ausbruch des dreissigjährigen Krieges, den ausgezeichnetsten Platz unter den cultivirten deutschen Staaten behauptet; seine Hauptstadt ragte unter den deutschen Städten hervor, wie Rom und Florenz in Italien; Heidelberg war nicht nur die besuchteste der Universitäten, nicht nur von Studirenden aus fremden Ländern in großer Menge besucht, sondern einer der besuchtesten Oerter in Europa, wohin sich die Freunde der alten Literatur begaben, theils der herrlichen Bibliothek wegen, die die Churfürsten gesammelt hatten, und die vielleicht damals die erste in Europa war, theils der berühmten Männer wegen, die daselbst, durch die Liberalität der Churfürsten berufen, zahlreicher, als an irgend einem andern Orte waren. Die schrecklichen Umwälzungen in dem bis dahin so glücklich gewesenen Deutschland trafen zuerst die pfälzischen Länder; Heidelberg wurde von den erbittertsten Feinden des Churfürsten, des Protestantismus und der dem Protestantismus günstigen Wissenschaften erobert und verheert, die Bibliothek geplündert. Die Churfürsten, während des ganzen Krieges, aus ihren Ländern vertrieben, bekamen sie zwar durch den westphälischen Frieden zurück, aber fast zur Wüste geworden. Dennoch würden die Churfürsten, auf

denen der Geist ihrer Vorfahren ruhte, so wie die physische Cultur ihrer Länder nach dem wieder hergestellten Frieden eifrigst und glücklich betrieben wurde, auch die der Wissenschaften bald wieder zu einer hohen Stufe erhoben haben, — sie, die zuerst eine Professur des Natur- und Völkerrechts stifteten; sie, die kein Bedenken trugen, einen Spinoza zu berufen; — aber die regierende Linie, in der dieser herrliche Geist erblich schien, starb aus; eine andre trat an ihre Stelle, deren Geisteseigenschaften mit denen ihrer Vorgänger völlig contrastirte, und die, von Jesuiten beherrscht, das Licht der Wissenschaften haßten, weil sie den Protestantismus haßten, und das, was ihnen rechter Glaube hieß, nur, wenn ihn Finsternieß umgab, sicher hielten. *)

Auch im nördlichen Deutschlande waren zwei Staaten von solchem Umfang und von solchem Wohlstande, daß sie den Wissenschaften, den Künsten und der Industrie hinlängliche Aufmunterung verschaffen konnten, und in diese beiden Staaten nahmen auch der Genius der Wissenschaften sowohl als der der Industrie ihre Zuflucht, da sie in andern deutschen Ländern verkannt, und so zu sagen, abgewiesen wurden. Sachsen und Brandenburg waren die beiden Länder, von denen wir reden. Späterhin trat Hannover ihnen an die Seite.

*) Beilage G.

In Sachsen waren die wissenschaftlichen Anstalten überhaupt so fest gegründet, daß sie kaum einer weitern Hülfe von der Regierung bedurften; sie konnten durch sich selbst bestehn; die sächsischen Universitäten und Schulen wurden wenigstens vom halben, vom protestantischen Deutschland, vom ganzen protestantischen Norden besucht; die große Menge, die hier des Unterrichts wegen zusammen kam, war hinreichend, einer großen Anzahl Lehrer ihren Unterhalt zu verschaffen. Verschiedne Umstände trugen bei, daß eine der sächsischen Städte, Leipzig, der zweite Hauptsitz des deutscheu Buchhandels wurde, denn beim ersten Entstehen war Frankfurt der Ort, wo dieser Handelszweig zuerst gedeihen konnte, weil Frankfurt in der Mitte von Deutschland und denjenigen Ländern am nächsten lag, wo damals die Liebe zu den Wissenschaften noch nicht erstickt, wo sie vielmehr sehr lebhaft war, jenen oberdeutschen Ländern, von denen wir oben geredet haben.

Aber das Interesse der sächsischen Regierung war mit der Erhaltung der vorhandnen Lehranstalten enger verknüpft. Die Menge der Ausländer, die sich dieser Anstalten wegen mehrere Jahre daselbst aufhielten, hatte vortheilhaften Einfluß auf die Finanzen des Landes. Der Churfürst von Sachsen wurde, als das Haupt der Protestanten, betrachtet, und sein Ansehn in dieser Hinsicht wurde dadurch unterhalten, befestigt und erweitert, daß

die:

diejenigen, die sich einst als Religionslehrer in protestantischen Ländern auszuzeichnen strebten, ihre letzte Ausbildung in Sachsen suchten.

Die Masse der Länder, welche Sachsen ausmachten, ihre starke Bevölkerung, ihr Reichthum, zum Theil die Frucht ergiebiger Bergwerke, hatte mehrere Städte, wenn gleich nicht zu sehr großen, doch zu sehr blühenden Städten erhoben, wo die Lebensart der Einwohner hinreichte, bloß durch den innern Verbrauch, die Industrie zu beleben. Aber die geographische Lage Sachsens verschaffte ihr, so wie dem Handel, neue Nahrung. Ostwärts von Sachsen lagen große Länder, noch von aller Industrie entblößt, wo aber die reichen Einwohner (reich waren sie durch den großen Ueberfluß ihrer natürlichen Landesproducte, den sie an andre Nationen verkauften) schon an den Glanz und an die Genüsse des Luxus gewöhnt, die Artikel, die zu seiner Befriedigung dienen, auf keinem nähern Wege, als aus Sachsen bekommen konnten. Diese Lage Sachsens, seine Nähe an Polen, hatte die Leipziger Messe zu einem Vereinigungspunkte fast des ganzen auswärtigen polnischen Handels gemacht, in so weit er nicht zur See über Preussen geführt wurde. Der fleißige und verständige Sachse benutzte diese Vortheile, den Polen fremde Waaren zuzuführen und selbst Artikel zu produciren, die von den Polen verlangt wurden. Durch alle diese Umstände wa-

ren die Sachsen die industriöseste unter Deutschlands Nationen geworden.

Die Brandenburgischen Staaten gaben den Sächsischen an Umfang nicht nach; aber viel weniger fruchtbar, waren sie auch viel schwächer bevölkert, und keine günstigen Umstände, keine Bergwerke, keine äussere Veranlassung, kein innerer Reichthum hatte die noch schlafende Industrie erweckt, bis ein Fürst zur Regierung kam, der in seiner Jugend die Ursachen des Wohlstandes bei der damals thätigsten und blühendsten Nation in Europa, bei den Holländern, beobachtet hatte. So früh durch eigne Beobachtung belehrt, von einem verständigen und thätigen Geiste belebt, strebte Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, seine Länder vorzubereiten, einst den cultivirtesten an die Seite zu treten. Diese Vorbereitung bestand in der Wegschaffung der Hindernisse, die den Bestrebungen der Brandenburger im Wege lagen, in der Austrocknung der Sümpfe, in dem Anbau sandichter Wüsten, in der Erleichterung des Verkehrs, das eben durch den Sand und durch die Moräste erschwert war, und nur durch Anlegung von Canälen, deren unbeschreiblichen Nutzen er in Holland gesehn hatte, befördert werden konnte. Er benutzte eine außerordentliche Gelegenheit, seinem Lande durch zahlreiche Colonien in der Industrie, in der Handlung, in der Landwirthschaft verständiger, bestrebsamer Menschen zu verschaffen,

die, aus einem der cultivirtesten Staaten durch einen bigotten König vertrieben, bei Friedrich Wilhelm Schutz und Aufmunterung fanden.

Eben die Aufmerksamkeit, welche die Brandenburgischen, oder, wie man sie in der Folge nannte, die preussischen Regenten auf den Anbau des Landes und auf die Erweckung der Industrie verwandten, richteten sie auch auf die Cultur der Wissenschaften. Eine neue Universität wurde vom Churfürsten Friedrich III. errichtet, die in der Geschichte der Geistescultur Epoche macht, weil der Stifter dieser Universität zuerst den liberalen, den großen, den, wenn der menschliche Geist vollkommen ausgebildet werden soll, wesentlich nöthigen Grundsatz annahm, die Freiheit im Forschen und Untersuchen auf keinerlei Weise zu beschränken, weder vorzuschreiben, was als Wahrheit gelehrt, noch in welchen Formen es soll vorgetragen werden. Die Stiftung dieser Universität, oder vielmehr, der bei dieser Universität zuerst angenommne, nie wieder aufgegebne, immer treu befolgte Grundsatz (denn ein paar kurzdauernde Abweichungen von demselben schadeten wenig) konnte als der Anfangstag einer neuen Schöpfung, einer neuen Gedankenwelt betrachtet werden; der Lichtstoff, der bis dahin in dem Chaos hergebrachter Meinungen, und durch Autoritäten gegen Einwendungen und Zweifel beschützter Systeme gebunden, verborgen und unwirksam zerstreut war, wurde los-

gewickelt; die einzelnen Funken, die isolirten Stralen, die aüs einzelnen Geistern hervorsprangen, zogen einander an, sammelten, vereinigten sich, und die immer wachsende Lichtmasse verbreitete einen hellen Tag, wo bis dahin nur schwache Dämmerung gewesen war.

Es gab einzelne Fürsten, die lebhaften Geschmack an Wissenschaften hatten, und die, um ihn zu befriedigen, Männer von vorzüglichen Verdiensten an ihre Höfe zogen und einzelne nützliche Anstalten trafen. So war es erst der Churfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, und nach dessen Tode, Herzog Johann Friedrich von Hannover, die Vergnügen fanden in der Unterhaltung mit dem ausserordentlichen Manne, mit dem Wunder von Genie und Gelehrsamkeit, mit Leibnitz. Ein Herzog August von Braunschweig stiftete die Bibliothek zu Wolfenbüttel, die an literarischem Reichthum und an zweckmäßiger Einrichtung des zur Aufbewahrung desselben bestimmten Gebäudes nie ist übertroffen worden.

Alle die Maaßregeln indessen, die in jenen Staaten, die von diesen einzelnen Fürsten zur Förderung der Wissenschaften angewandt wurden, beschränkten sich nur auf die eigentlichen Wissenschaften, in denen auch der bloße Fleiß vieles leisten kann. Auf die schönen Künste und schönen Wissenschaften, die mehr die freiwillige Gabe einer glücklichen Na-

tur, als mühsam geerndtete Früchte der Anstrengung sind, erstreckte sich entweder die Fürsorge jener Staaten und Fürsten nicht, oder sie blieb ohne erwünschten Erfolg. Zwar hatte sich noch in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges eine sehr zahlreiche, von dem Fürsten Ludwig von Dessau gestiftete Gesellschaft von durch ganz Deutschland zerstreuten Liebhabern gebildet, die nach dem Muster der arcadischen Gesellschaft in Italien eingerichtet war, und die die Bereicherung und Vervollkommnung der schönen Litteratur und der deutschen Sprache zum Zweck ihrer Verbindung und gemeinschaftlichen Arbeiten gewählt hatte; sie nannte sich die fruchtbringende Gesellschaft, aber sie hat wenig liebliche, nahrhafte Früchte hervorgebracht; nur herbe, saftlose, ungenießbare Früchte; denn sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf die äussern Formen der Geisteswerke und auf das Mechanische und Materielle der Sprache gerichtet. Sie glaubte alles zu leisten, was von ihr verlangt werden könnte, wenn sie nur die von den Alten oder von Franzosen, Italienern, Spaniern erfundnen Formen in deutschen Literaturwerken nachahmte, und wenn sie die Sprache ebenfalls nach den Regeln jener alten oder dieser neuern Sprache behandelte. Aber selbst der Eifer in diesen geistlosen Bemühungen erkaltete ganz nach dem westphälischen Frieden. Vergebens hatte Opitz gewiesen, was das deutsche Genie vermochte; während seines Lebens in den ersten Jahren des un-

glücklichen Krieges hatte er wirklich Eindruck gemacht; nach seinem Tode, nach wieder hergestelltem Frieden wurde Opitz zwar immer noch genannt, ohne Zweifel auch noch gelesen, aber kaum ist es begreiflich, daß das Lesen seiner Schriften so gar keine Wirkung that, so gar kein neues Genie entzündete, so gar nichts zur Entwickelung, zur Belebung des Geschmacks der Nation am wirklich Schönen beitrug, daß sie vielmehr unempfindlicher für dasselbe schien geworden zu seyn, als sie am Anfange des grausamen Krieges gewesen war. Einigermaaßen, jedoch nicht völlig läßt sich diese traurige, die Nation fast herabwürdigende Erscheinung aus zwei Umständen erklären: erstlich durch den langen, schrecklichen Krieg war Deutschland wirklich in große Armuth, in großes Elend gerathen, ein Zustand, der alles feinere Empfindungsvermögen erstickt, und den Geist, durch Ertragung so vieler Leiden, gegen sanfte, liebliche Eindrücke fast verhärtet hatte. Einen Beweis von der durch den Krieg verursachten Armuth in Deutschland glaube ich auch darin zu finden, daß nach dem westphälischen Frieden bis zum achtzehnten Jahrhunderte alle Bücher in Deutschland auf schlechtem Papier mit schlechten Lettern gedruckt wurden; ich weiß nicht, ob man ein einziges Buch nennen kann, das während dieser Periode nur mit so viel typographischer Schönheit gedruckt wäre, als ihrer von Maximilians Zeiten an bis zum Anfange des dreissigjährigen Krieges recht viel gedruckt waren.

Der zweite Umstand, welcher die Fortschritte der Deutschen in der schönen Literatur hemmte, war die Vorliebe der Fürsten und der höhern Classen des Publicums für die Sprache und Literatur der Franzosen. Die Epoche, wo diese Vorliebe scheint entstanden zu seyn, wo sie zuerst sichtbar wurde, war eben der westphälische Friede, und diese Vorliebe war ohne Zweifel dem Einfluß zuzuschreiben, den die französischen Gesandten und Generale noch in den letzten Jahren des Krieges, darauf bei den Friedensunterhandlungen und nachher an den vielen mit Frankreich verbundnen Höfen bekommen hatten. Sie stieg schnell, diese Vorliebe, zu einer Höhe, wo sie eine in der That belachende, verspottenswürdige Thorheit wurde. Die Fürsten, und das vornehmere Publicum affectirten einen unnatürlichen Ekel an allem, was in der schönen Literatur deutsch war, an deutschen Büchern, an der deutschen Sprache sogar; man schämte sich nicht, zu behaupten, etwas so Schönes, wie man in französischen Schriften wollte gefunden haben, sey unmöglich in der deutschen Sprache auszudrücken; eine Behauptung, wodurch man seine eigne Kennerschaft in Geisteswerken, seinen feinen Geschmack zu beweisen glaubte.

Die Cultur eines Volkes ist aber sehr unvollkommen, so lange seine Sprache nicht einen hohen Grad von Cultur erreicht hat. Es ist aber, wie es mir scheint, ein allgemein herrschendes Vorurtheil,

daß eine Sprache für sich selbst allein cultivirt werden könne. Die Cultur einer Sprache kann unmöglich gelingen, so lange der Geist, der Geschmack und die Sitten des Volkes, das die Sprache redet, nicht zugleich mit cultivirt, veredelt, verfeinert, verschönert werden. So wie Vernunft und Sprache nicht die eine ohne die andre cultivirt werden können, so können es auch Geschmack und Sprache, Sitten und Sprache nicht. Geschmack und Sitten werden cultivirt, wenn die feinern Ideen, die feinern Empfindungen des Schönen, des Edeln, des Anständigen mit deutlichem Bewußtseyn unterschieden werden; dieses Unterscheiden erfodert eine bestimmte Bezeichnung eines jeden unterschiednen Begriffs, einer jeden unterschiednen Empfindung durch einen angemeßnen Ausdruck, und eben dieses richtige Bezeichnen aller unterschiednen Ideen, aller unterschiednen Empfindungen, die der rohe Geschmack nicht zu unterscheiden vermag, ist es, was der Cultur einer Sprache die Vollkommenheit giebt. Eine Sprache wird reicher, wenn sich die Ideenmasse der Nation vermehrt; sie verfeinert sich, wenn die Nation selbst die feinsten Nüancen der Ideen unterscheidet; sie verschönert sich, wenn die Nation die schönern Ideen zu wählen und mit einander zu verbinden weiß. Die Schriftsteller können nur dann mit glücklichem Erfolg eine Sprache bereichern, verschönern, verfeinern, wenn die Ideen, so zu sagen, schon dem Verstande der Nation vorschwebten, aber ohne noch

durch bestimmte Zeichen fixirt zu seyn, wenn dann der Schriftsteller diejenigen Ausdrücke findet, die die Nation bis dahin vermißte, die sie nun begierig auffaßt und zu jener Festhaltung und Bezeichnung widmet.

Wenn wir, nach diesem einzig richtigen Maaßstabe die intellectuelle und moralische Cultur unsrer Nation im siebzehnten Jahrhunderte und im Anfange des achtzehnten schätzen, so kann die Schätzung unmöglich zur Ehre der Nation ausfallen; denn die Ehre der Sprache ist die Ehre der Nation. Opitzens Schriften ausgenommen, kann man kaum ein deutsches Buch aus jenem Zeitraum nennen, das ein ideenreiches, lebhaft und fein empfindendes Publicum unterhalten könnte, die Bücher aus diesem Zeitraum sind unbeschreiblich arm an Ideen, und ohne alle Spur desjenigen Lebens, das sich der Imagination oder den Empfindungen des Lesers mittheilt und eben dadurch das Lesen zu einer der angenehmsten Beschäftigungen des Geistes macht. Den Büchern dieser Zeiten fehlt es ganz an jener Anziehungskraft, die den wesentlichen Charakter der Werke des Genies ausmacht. Leibnitz kannte die damalige Armseligkeit der deutschen Literatur, und hat sie, mit wenigen, aber treffenden Zügen, in einem Aufsatze beschrieben, in welchem er, den Worten nach, nur die Mängel der Sprache anzeigen wollte, in der That aber die Mängel der damaligen Geistescultur in Deutschland aufdeckte.

Die Schriftsteller in diesen Zeiten glaubten etwas Vorzügliches zu leisten, wenn sie die bloßen Formen und Manieren nachahmten, die sie an den gepriesnen Werken entweder der Alten oder der Italiener und Franzosen wahrgenommen hatten. Der eine wollte in der deutschen Sprache ciceronianische Perioden bauen, wie Chemnitz in der Beschreibung des schwedischen Krieges; der andre redete halb deutsch, halb latein, wenn er wissenschaftliche Begriffe und Schlüsse vortragen wollte, wie selbst Leibnitz that in seinen wenigen deutschen Schriften; ein dritter redete halb französisch, wie Thomasius, der sogar, um das, was ihm das Ideal eines an gesellschaftlichen Tugenden vollkommnen Menschen schien, auszudrücken, das französische Wort ein galant homme wählte, das er auch durch sein Ansehn zu einem Modewort machte, dessen man sich ziemlich lange bediente.

Die ersten deutschen Schriftsteller nach Opitz, die um die Ausbildung der deutschen Prose Verdienste hatten, waren, — man wird sich wahrscheinlich wundern über das, was ich zu sagen im Begriff bin, — waren Theologen und zwar von der ascetischen Classe. Dieses ihr Verdienst war eine natürliche Folge der Absichten, die sie bei ihrem Schreiben hatten, und des für sie günstigen Umstandes, daß es für sie ein gebildetes Publicum gab, an dessen Beifall ihnen gelegen war, und auf dessen Fähigkeit sie Rücksicht nehmen mußten, wenn sie gefallen wollten.

Sie allein schrieben für die gebildeten, für die höhern Stände, und in den höhern Ständen in protestantischen Ländern, an den Höfen, wo sonst die französische Sprache vorgezogen wurde, las man doch lieber deutsche Religionsbücher, insbesondre Andachtsbücher. Religiöse Lectüre war eine seit der Reformation an diesen Höfen hergebrachte, allgemeine, strenge Sitte, war ein wichtiges Stück der Erziehung; Andachtsbücher gehörten auf die Toilette der Damen. Die Urheber solcher Schriften mußten daher darauf bedacht seyn, in ihrem Vortrage alles zu vermeiden, was die Leserinnen aufhalten, was unangenehm für das Ohr, was anstößig gegen den Sprachgebrauch seyn konnte; sie mußten ihrem Vortrage alle leichte und natürliche Schönheit geben, die sie vermochten.

Nach den Theologen kamen die Historiker, die ebenfalls ein Interesse hatten, auf einen gefallenden Vortrag bedacht zu seyn; auch sie fanden ein Publicum vor, das seinen Beifall demjenigen zu geben bereit war, der ihm die neuesten Begebenheiten auf die angenehmste Art zu erzählen wußte. Die größere Bekanntschaft, das lebhaftere Verkehr, das unter den europäischen Nationen entstanden war, hatte allenthalben eine große, auf die öffentlichen Begebenheiten gerichtete Neugier erregt. Das Publicum wollte gern bald wissen, was sich Großes und Wichtiges zutrug, und es wollte gern alle Ursachen der neuen, großen Vorgänge wissen; es begriff bald, daß zur Einsicht dieser Ursachen eine

Kenntniß der frühern Begebenheiten bei den verschiednen Nationen nöthig war; historische Lectüre wurde daher allgemeines Bedürfniß. Ob nun gleich das vornehmere deutsche Publicum in andern Fächern die französische Lectüre vorzog, so fanden sie doch im historischen Fach bei den französischen Autoren vieles auszusetzen, zu viel Parteilichkeit, zu viel Unwissenheit, zu viel Irrthümer, zu viel absichtlich falsche Darstellungen deutscher Sachen; daher würdigten sie in diesem Fache deutsche Schriftsteller ihrer Aufmerksamkeit. Deutsche Schriftsteller wetteiferten daher mit einander, durch Befriedigung dieser Neugier, Beifall zu erwerben. Zwei derselben, die sich auszeichneten, schlugen entgegengesetzte Wege ein, Chemnitz und Pufendorf. Chemnitz beschrieb die damals mit Recht bewunderten Thaten der Schweden im dreissigjährigen Kriege; dieses war ein Stoff, der in der That einen höhern Ton und glänzendere Farben, als eine gewöhnliche Geschichte, erfoderte; aber Chemnitz übertrieb den rednerischen Pomp ohne Wahl und Geschmack. In einem so weitläufigen Werke, wo so viel an sich nicht viel bedeutende Vorfälle und Umstände vorkamen, die nur durch den Zusammenhang mit dem Ganzen wichtig wurden, in einem dicken Folianten behielt er, von Anfang bis zu Ende, den höchsten Ton des Redners ohne alle Schattirung bei, dazu kam, daß er der Sprache Gewalt anthat, um sie zu diesem Ton hinaufzustim-

men. Sein Styl wird dadurch widerlich, wie die menschliche Stimme es wird, wenn der Sänger sie bis zum Kreischen erhebt, und sie immer in dieser Höhe erhalten will.

Pufendorf war der erste, der den natürlichen Ton in der Erzählung wählte. Er kannte das Publicum, und je begieriger er war, viel gelesen zu werden, desto mehr bestrebte er sich, seiner Schreibart alle die Leichtigkeit und Annehmlichkeit zu geben, die das Publicum anlocken konnte. Er war das Gegentheil von Chemnitz; dieser stand immer declamirend auf der Rednerbühne; Pufendorf mischte sich, so zu sagen, in die Gesellschaft, und erzählte im Tone gesellschaftlicher Gespräche. Aber dieser Ton war damals platt und gemein, und Pufendorf selbst hatte keinen Sinn für das Edle, für das Würdige und Große. *)

Endlich kam ein Philosoph, der zu seinen andern großen, wahren Verdiensten auch dieses fügte, daß er nicht bloß für Philosophen von Profession, für schulgerechte Philosophen, daß er auch für Liebhaber in allen Ständen schrieb; ein vorzügliches Verdienst, das Christian Thomasius sich erworben hat. Vor ihm war es noch keinem eingefallen, daß Philosophie nicht bloß auf die Katheder und in die Studirstube, daß sie auch in das gesellige Leben gehört. Bloß die Gelehrten studirten Philosophie,

*) Beilage H.

und studirten sie bloß zum Behuf ihrer Controversen, ihrer Disputationen. Man wußte viel von der Geschichte der griechischen philosophischen Schulen; aber daß die Philosophie bei den Griechen so viel, so schönen Einfluß auf das öffentliche und Privatleben, auf die öffentlichen Meinungen, auf die Sitten, auf die schönen Wissenschaften und Künste gehabt hatte, dieses Einzige, welches doch die Geschichte der Philosophie so interessant macht, wußte man nicht. Daher brauchte man zum Vortrage der Philosophie auch nur die Sprache, die man vorzugsweise die gelehrte nannte, die lateinische. Dem Thomasius schreibt man mit Recht die glückliche Bekämpfung, die Besiegung vieler schädlicher Vorurtheile in Deutschland zu; ich weiß nicht, ob man zu diesen Vorurtheilen auch jenes — vielleicht das größte und schädlichste von allen — gerechnet hat, daß man nur für Gelehrte philosophiren müsse, nur in lateinischer Sprache philosophiren könne. Ich wiederhole es, meines Erachtens ist ein Hauptverdienst, das sich Thomasius um unsre Sprache, um unsre Literatur, um unsre Nation selbst erworben, darein zu setzen, daß er zuerst durch seine Schriften bewies, regelmäßiges, deutliches, scharfes Denken sey für alle Stände, und seinem Denken diese Vorzüge zu geben, sey die jedem, so zu sagen, angeborne Sprache, mit deren ersten Uebungen sein Verstand zugleich sich zu üben beginnt, weit besser geeignet, als eine mühsam erlernte; denn in jener zu

denken bietet uns jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick Anlaß dar und über unzählige Gegenstände von allerlei Art; zum Denken in der fremden Sprache bekommen wie nur Anlaß, wenn wir ein in ihr geschriebnes Buch lesen, wo der Inhalt nur auf gewisse Gegenstände von gewisser Art beschränkt ist.

Wir haben die Hemmnisse gesehn, die den Fortschritten der deutschen Cultur seit Maximilian I. entgegen traten; die Trennung der Nation in zwei einander hassende Parteien; die Ausartung der Reichstage; der unpatriotische Egoismus der Fürsten; der grausame dreissigjährige Krieg; die Vorliebe der Großen für das Fremde; die Unterdrückung der Städte; der Mangel an Aufmunterung für die Industrie; der Mangel eines großen für Nationalehre, für Nationalwohlstand sich interessirenden Publicums. Dieser für die Cultur so schädliche Zustand, aus welchem ein beobachtender Fremde einen Rückfall der Deutschen, wenigstens auf ein fortdauerndes Stillstehen würde geschlossen haben, ist, im Ganzen, geblieben; die Nation aber ist gleichwohl nicht zurückgefallen, sondern wirklich einige Stufen empor gestiegen, oder, um bestimmter zu reden, in verschiednen deutschen Ländern haben einige Classen der Nation eine höhere Stufe erreicht.

Derjenige Theil des Adels, der sich durch das Beispiel und durch die Lockungen der Höfe nicht ver-

führen ließ, der sich nicht nach ausländischen Mustern verbildete, der ein deutsches Herz behielt, der, wenn er an Höfen Einfluß hatte, für deutsche Kunst, für deutsche Sprache zu rechter Zeit ein patriotisches Wort zu reden wußte, der, wenn er seine Unabhängigkeit dem glänzenden Dienste vorzog, eine edle Befriedigung darin suchte, seine Güter nach verbesserten Einsichten anzubauen, und wenn das Glück ihm Reichthum verlieh, diesen Reichthum der Cultur der Wissenschaften und Künste zu widmen, Bibliotheken, Gemählde, mathematische und physische Apparate zu sammeln, — alles dieß nicht zum Prunk, sondern zu eignem Genuß und Gebrauch, und zum Gebrauch für Gelehrte, für Künstler, mit denen er in Verbindung stand, — die Boineburge, *) die Tschirnhausen, die Bünaue, die Münchhausen, sowohl der Stifter der göttingischen Universität als der Verfasser des Hausvaters, die Loser, die Seckendorfe, die Herzberge und viel andre gehören in diese edlere Adelsclasse.

Dieser Ruhm gebührt dem Bürgerstande in einigen blühenden Städten; sie haben die Industrie genährt; sie haben den Handel, ungeachtet der Maaßregeln, wodurch kurzsichtige Regierungen ihn zu ersticken im Begriff waren, am Leben erhalten.

Die=

*) Beilage I.

Dieser Ruhm gebührt vorzüglich dem Gelehrtenstande, dem es so ganz an Aufmunterung fehlte; denn wie wenig ist der Beifall, den sie einander selbst geben, eine Aufmunterung zu nennen? wie unbedeutend, wie kalt, wie matt ist er, verglichen mit dem Beifall, den ein großes Publicum giebt? Ich rede hier nicht sowohl von derjenigen Aufmunterung, die durch reichliche oder wenigstens hinlängliche Versorgung, durch pecuniäre Belohnungen, sondern durch öffentliche Achtung, durch empfundne, innige Achtung und aus ihr entsprungne äussere Ehrenbezeugung gegeben wird. In Deutschland sah, lange Zeit, der Höfling, der Staatsmann, der Officier, der Edelmann mit Verachtung auf die Gelehrten herab, statt daß in Frankreich, in England, und selbst in Italien die ersten Hof- und Staatsbediente, und fast alle, die zu den höhern Classen gehörten, sich eine Ehre daraus machten, mit Gelehrten in eben so freundschaftlicher Verbindung zu stehn, als mit Personen ihres eignen Standes. Dem Gelehrtenstande in Deutschland gebührt der Ruhm in einer so ungünstigen Lage den Muth nicht verloren, sondern aus eignem Triebe immer mehr gearbeitet, immer weiter geforscht, immer etwas Neues zur Bereicherung, zur Vervollkommnung der Wissenschaften beigetragen zu haben.

Unsre Cultur, könnte man sagen, erwuchs aus den zwar kleinen, aber unzähligen Beiträgen einzel-

ner in allen deutschen Ländern zerstreuten Individuen; die Cultur hingegen der Franzosen und Engländer war die Frucht großer Capitalien, die ihr von den Regierungen selbst oder von einem großen, vereinten Publico gewidmet wurden.

Was überhaupt die Bestrebungen verstand und kraftvoller Menschen gelingen macht, was sie sicher zu dem Ziele bringt, das sie sich gesetzt haben, wenn sich ihnen nicht ein blindes Verhängniß feindselig widersetzt, — innerer Trieb und ausharrende Geduld — diese beiden Hauptursachen der Vortrefflichkeit in allem, was Menschen seyn und leisten können, haben auch die deutsche Cultur auf die Stufe erhoben, auf der wir sie erblicken.

Beilage A.

Guter Geist, der auf den Reichstagen unter den Kaisern, Friedrich III. und Maximilian I., Einfluß zu bekommen anfieng.

Aus Müllers Reichstagstheater, bekanntlich einem ganz auf urkundliche Nachrichten gegründeten, daher höchst zuverlässigem Werke, wird es genug seyn, folgende Thatsachen anzuführen, um zu beweisen, daß der Einfluß jenes guten Geistes auf einigen der berühmtesten und wichtigsten Reichstage sichtbar zu werden anfing.

Churfürst Friedrich III. von Sachsen, dem man in der Folge den Beinamen des Weisen gab, der sich als der erste, eben so muthige als kluge Beschützer Luthers in der Reformationsgeschichte so merkwürdig gemacht hat, und der bei der Errichtung seiner neuen Universität zu Wittenberg zuerst vorzüg-

lich auf die Humanitätsstudien Rücksicht nahm, — dieser Churfürst Friedrich war es, der in seinem Gefolge auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 den Celtes mitgebracht hatte, und der ihn dem Kaiser empfahl, als einen Mann von Genie, der, zur Ehre Deutschlands eine Auszeichnung vom Kaiser verdiente, und Kaiser Friedrich setzte dem so empfohlnen Dichter mit eigner Hand den poetischen Lorbeerkranz auf. Die Idee kam wohl ursprünglich von Celtes selbst her, dem es nicht an Ehrgeitz und Ruhmgier fehlte, wie es Männern von Genie selten an diesen Triebfedern fehlt. Die seit dem Petrarca in Italien üblich gewordne Ceremonie, die Krönung eines Poeten, so pedantisch auch die Sache war, mußte doch damals einem feurigen, ruhmgierigen jungen Manne die höchste Stufe der Ehre scheinen, die ein Gelehrter, ein Dichter erreichen könnte. Obgleich eine Ceremonie dieser Art auf die phlegmatischen Deutschen nicht so mächtige Eindrücke machte, als auf die lebhaften Italiener, so konnte sie doch, vom Kaiser selbst verrichtet, in Gegenwart der Churfürsten und Fürsten, nicht von schwacher Wirkung seyn, und die Gewißheit, daß der Reichstag aufmerksam auf gelehrtes Verdienst, auf Genie und vorzügliche Talente wäre, eröffnete den jungen ruhmgierigen Gemüthern eine eben so reizende Aussicht, als den jungen Griechen die Hoffnung in den olympischen oder andern Spielen, durch Erlangung des Oelzweigs oder Lorbeerkranzes der Ge-

genstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu werden. — Celtes bat den Kaiser um diese Ehre der Krönung in einer Ode, die in den Werken des Celtes gedruckt ist; sie ist überschrieben: ad Fridericum Caesarem pro laurea, prosevtice. Die letzte Strophe ist diese:

Dum vires dabis ac ingenium mihi,
Atque inculta probes si mea carmina,
Ornans laurigeris tempora frondibus,
Me gustasse putem nectar Olympicum.

Daß es die Empfehlung des Churfürsten Friedrichs war, welche den Kaiser bewog, die Krönung des Dichters selbst zu verrichten, bezeugt Celtes selbst in der Dedication der von ihm edirten Werke der Nonne Roswitha an den Churfürsten, indem er von sich selbst sagt: qui, primus inter Germanos, literarum ornamenta et insignia ac Imperialem laurum a Caesare Tuo, Princeps Illustrissime, ductu et monitu accepissem. (Müllers Reichstagstheater unter Kaiser Friedrich, VI. 144.) Von dem zwanglosen, wahrhaft geselligem Umgange der Fürsten mit einander zeugen folgende Nachrichten. Auf diesem Nürnberger Reichstage gaben Churfürst Friedrich, dessen wir vorhin erwehnten, und Herzog Albrecht von Sachsen ein Fest, „wozu sie alle Fürsten, auch alle alte Bürger„meister der Stadt Nürnberg und etliche ehrbare „Frauen eingeladen und bei zwanzig Essen auftragen

„lassen, auch auf den Abend einen Tanz angestellt.“ Bei den zwanzig Essen macht Müller in einer Parenthese die Anmerkung: „so genüglich hat man „damals noch mit einander gespeiset; jedoch, weil „die Zahl der Speisen exprimirt wird, muß es da„mals viel gewesen seyn.“ (Müller das. VI, 84.) Wie groß die Zahl der Speisen bei einem großen Feste ungefehr anderthalb hundert Jahre später war, werden die Leser in der Beilage sehn.

„Drei Wochen nachher,“ erzählt Müller weiter; „gaben die Marggrafen von Brandenburg, Frie„drich und Siegmund, ein Gastmal in des Toplers „Garten bei Mörd; drei Zelte wurden aufgeschla„gen, und darunter neun Tafeln zugerichtet; die „Churfürsten von Mainz, Kölln und Sachsen wa„ren zugegen. Noch waren funfzehn Tafeln mit „Grafen, Herren, Rittern und Edeln, den ältesten „Bürgermeistern von Nürnberg, und ungefehr „sechszig ehrbaren Frauen von Nürnberg besetzt. „Zwanzig Speisen wurden aufgetragen. Vor Ti„sche machten vier von den Herren Turnierübungen, „die Damen zu amusiren; nach der Mahlzeit ge„schah das nehmliche. Es wurde ein Armbrust„schießen angestellt. — Es wurde auch ein Glückshafen „(eine Lotterie) angestellt, in welchem zwanzig Gülden „das Beste (der höchste Gewinn) gewesen, und hat man „auf einen Zettel vier Pfennig gelegt.“ (Müller das.)

Auf dem Wormser Reichstage waren persönlich gegenwärtig fünf Churfürsten, zehn geistliche, neun

und zwanzig weltliche Fürsten, sieben und sechzig Grafen und Herren. (Müller Reichstagstheater unter Kaiser Maximilian T. I. 202). Wir wollen der Doctoren der Rechte nicht erwehnen, die im Gefolge verschiedner Fürsten dem Reichstage beiwohnten; denn sie waren nicht ihrer Talente oder ihres gelehrten Verdienstes wegen, sondern als Räthe, als Consulenten, von den Fürsten mitgenommen. Graf Eberhard von Würtenberg, der auf diesem Reichstage vom Kaiser Maximilian die Herzogliche Würde erhielt, hatte eilf Doctoren bei sich; ob sie alle Doctoren der Rechte, ob nicht auch der Theologie darunter waren, wird in den Nachrichten nicht bemerkt. Reuchlin war darunter, er war Doctor der Rechte, aber er liebte die Humanitätsstudien noch weit mehr als die Rechte, ob er gleich auch diese nicht gleichgültig trieb. (Müller das. 544.)

Reuchlin blieb aber nicht lange zu Worms. Er hatte Bekanntschaft gemacht mit Hanns von Herrmannsgrün, zweitem Gesandten des Erzbischoffs von Magdeburg. Beide Freunde correspondirten mit einander über Reichstagssachen, nachdem Reuchlin abgereiset war. Der Herr von Herrmannsgrün, obgleich Geschäftsmann, liebte und cultivirte die alte Literatur, die neulich erst durch Celtes, Agricola, Reuchlin und einige andre treffliche Männer in Deutschland eingeführt war. Reuchlin hatte die erste und zweite von den philippischen Reden des Demosthenes ins Deutsche übersetzt, und

die Uebersetzung dem Herzog Eberhard gesandt. Dieser theilte sie dem Herrn von Herrmannnsgrün mit. Reuchlin, in einem seiner Briefe an seinen Freund, redet von den damaligen politischen Händeln unter Bildern und Charaktern aus der Iliade entlehnt. Herr von Herrmannsgrün, wie aus seiner Antwort erhellt, hatte die Anspielungen verstanden und passend gefunden. Wenn damals die Literatur, bei ihrem ersten Erscheinen in Deutschland, selbst unter Staatsmännern, so eifrige Liebhaber fand, was würde nicht für sie geschehen seyn, wenn die folgenden Reichstage diesem ähnlich gewesen, wenn die besten Köpfe Deutschlands auf denselben zusammen gekommen, wenn sie daselbst Freundschaften mit einander errichtet, wenn sie im nähern Umgange mit den Fürsten immer mehr Einfluß auf den Geist und die Gesinnungen derselben bekommen hätten?

Daß die deutschen Reichstage, wenn sie in der Folge immer in diesem Geist gehalten, wenn die Fürsten zahlreich persönlich hingekommen wären, und wenn dann die Fürsten nicht bloß in den förmlichen Sitzungen, sondern auch in Privatzusammenkünften, in freundschaftlichem Umgange, über die allgemeinen deutschen Angelegenheiten vertraulich mit einander gesprochen hätten, Harmonie und Eintracht würden befördert und manchen, wahrhaft gemeinnützigen, patriotischen Beschluß veranlaßt haben, — dazu kann auch dieser Wormser Reichstag zum Beweise dienen. Auf demselben wurde die wichtige Angelegenheit, mit

der man sich über hundert Jahre vergeblich beschäftigt hatte, die Abschaffung des Faustrechts und die Errichtung eines allgemeinen Reichsgerichts wieder vorgenommen, und dießmal wurde sie glücklich beendigt; das Gesetz vom ewigen Landfrieden und die Errichtung des Reichs-Kammergerichts wurden beschlossen. Wahrscheinlich wären diese großen heilsamen Beschlüsse auch dieses mal noch unterblieben, wenn man bloß in förmlichen Sitzungen darüber deliberirt hätte: die Meinungen waren zu verschieden; jeder hatte seine eignen Ansichten, jeder sein eignes Interesse; dem einen schien die Errichtung des neuen Gerichts für die Freiheit gefährlich; dem andern schien sie das einzige Mittel, Deutschland vor einer völligen Auflösung durch zügellose Anarchie zu verwahren. Aber Fürsten von dem Patriotismus und von der Beredtsamkeit, wie Churfürst Berthold von Mainz und Bischof Johann Dalburg von Worms, wandten, in freundschaftlichem Umgang, ihre Talente an, die Vorurtheile, die bei vielen gegen die neue Ordnung eingewurzelt waren, auszuroden und die Gemüther für das neue heilsame Gesetz und für das nothwendig gewordne Tribunal zu gewinnen. Daß dieser, wegen seiner schönen Früchte bisher in der deutschen Geschichte so berühmte und in der bisher bestandnen Verfassung Deutschlandes Epoche machende Wormser Reichstag seinen glücklichen

Ausgang diesem Einfluß patriotischer und durch Literatur gebildeter Staatsmänner zu danken hatte, läßt sich schließen aus dem ersten Briefe des Herrn von Herrmannsgrün an Reuchlin, den Müller hat abdrucken lassen (im angeführten Werke S. 550.) Lange, sagt er, hätte es das Ansehn gehabt, daß auch dieser Reichstag unverrichteter Sache aus einander gehn und die Hoffnung der Gutgesinnten würde vereitelt werden, aber die unermüdeten Bemühungen einiger der vorzüglichsten Männer hätten endlich alle verschiednen Parteien auf den einzigen rechten Weg geleitet, und eine solche Eintracht der Gemüther hervorgebracht, daß nun alle einstimmig ihre Wünsche und ihre Einwilligung durch die gethanen Vorschläge das allgemeine Wohl zu befestigen, erklärt hätten. Die unermüdeten Bemühungen jener Patrioten bestanden wohl nicht in bloßer Ablegung ihrer Stimmen, so stark sie dieselben auch motiviren mochten; die Stimmen wurden auf dem Reichstage immer zu förmlich, zu kalt und bedachtsam abgelegt, als daß sie die Gemüther hätten rühren, erschüttern, in ihren Meinungen wanken machen, zu andern Entschlüssen, als die schon von ihnen gefaßt waren, hätten bringen können; in den Reichstagssitzungen war kein Platz für Beredtsamkeit. Folglich müssen jene Patrioten ihre Bemühungen, ihre Talente zum Ueberzeugen und Ueberreden, in Privatgesprächen angewandt haben.

Beilage B.

Zum Beweise, daß in Oestreich am Ausgange des funfzehnten und in den ersten beiden Dritteln des sechszehnten Jahrhunderts die Wissenschaften überhaupt, insbesondre die Humanitätsstudien, mit Lust und Succeß getrieben wurden, wollen wir einige Gelehrte anführen, die in Oestreich, neben dem berühmten Celtes, lebten oder erzogen waren, und sich durch Schriften in verschiednen Fächern ausgezeichnet haben.

Wolfgang Lazius war zu Wien geboren im Jahre 1514. Er wurde im sechszehnten Jahre Magister. Nachdem er verschiedne Universitäten besucht und viel gereist hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt nieder. Er war eine Weile Feldarzt bei der Armee in Ungarn. Ich weiß nicht, ob es schon damals ordentlich bestellte Feldärzte bei den Armeen gab, oder ob dieß vielleicht ein außerordentlicher Fall war; vielleicht war es bloß der Pest wegen, daß Lazius dahin gesandt wurde. Kaiser Ferdinand I. ernannte ihn

zu seinen Rath, Leibarzt und Historiographen; er schlug ihn auch zum Ritter. Das bekannteste von seinen Werken ist: de gentium aliquot migrationibus, libri XII. Es ist wenigstens ein sehr gelehrtes Werk, wenn ihm gleich kritische Vollkommenheiten fehlen; (man sehe Meusels Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 361). Ausserdem sind von ihm geschrieben Commentarii de republ. Romana in exteris provinciis bello acquisitis constituta — de rebus Viennensibus — Chorographia Pannoniae et Austriae — Commentarii in genealogiam Austriacam — Conjurationis Smalcaldicae libri III. — Graecia antiqua nummis illustrata (steht in Gronovii Thes. T. VI).

Johann Cuspinianus. Sein deutscher Familienname war Spieshammer, wovon er die Bedeutung, nach der damaligen Mode der Gelehrten, durch das lateinische Cuspinianus (von Cuspis, ein Spieß) auszudrücken suchte, wie der berühmte Name Melanchthon die griechische Uebersetzung von Schwarzerde war, dem eigentlichen Familiennamen dieses großen Gelehrten. Cuspinian studirte zu Wien, war Doctor der Medicin, Dichter, Philosoph, Historiker, Kaiser Max. I. krönte ihn zum Poeten, gab ihm den Rathscharakter und brauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften nach Ungarn, Pohlen, Böhmen u.

s. w. Er starb 1529. Er hat geschrieben Austriae Chorographia — Marchionum Ducum et Archi-Ducum Austriae historia — historia Caesarum et imperatorum Romanorum (Meusel Bibl. hist. vol. IV. P. I. p. 328.) — de Turcarum Origine, religione etc. Oratio de bello Turcis inferendo (Meusel Bibl. hihistor. vol. II. p. I. p. 277 sagt von ihm auctor antiquitatis investigator diligentissimus; stilo facili quae apud scriptores historiae Byzantinae et historicos Christianos invenit, expressit.

Adam Occo, der ältere, ein Arzt und lateinischer Dichter, war zwar ein geborner Friese, stand aber als Leibarzt in Diensten des Erzherzogs Sigmund von Oestreich in Tirol, starb 1503.

Adam Occo, der jüngere, adoptirter Sohn des vorigen, geboren zu Brixen in Tirol 1494. Doctor der Medicin. Er übte diese Wissenschaft zu Augsburg funfzig Jahre lang mit großem Ruhm. Er schrieb mit seinen Collegen, auf Verlangen der Obrigkeit, in deutscher Sprache eine Anweisung, wie man sich bei der Pest zu verhalten (Consilium de peste). Seinem Sohne, der ebenfalls Adam Occo hieß, soll vorzüglich die Einführung der Rhabarber zu danken seyn.

Solche Namen, solche Verdienste, solche gelehrte Werke findet man in der Litterairgeschichte der östreichischen deutschen Staaten seit dem Ausgange des sechszehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des achtzehnten nicht wieder. Oestreichs literarischer Ruhm war verdunkelt, so lange die Jesuiten Einfluß hatten.

Mehr Beweise von der Lebhaftigkeit, womit philosophische, mathematische, philologische und andre Studien in Oestreich unter Maximilian I. getrieben wurden, findet man in den Editionen vieler gelehrten Schriften, die zu Wien heraus kamen; das Verzeichniß davon im Catalogus Bibliographicus librorum in Bibliotheca Academiae Equestris Thereſianae (Viennae, 1801.) ist auffallend groß, wenn man bedenkt, wie unthätig die Wiener Pressen seit Karl V. gewesen sind.

Im Jahr 1511 kamen zu Wien heraus Ciceronis Cato. — Laelius — Purbachii Inſtitutiones in Mathem. — Salluſtius — Juvenci de Evangelica Hiſtoria libri IV.

Im Jahr 1512 Pomponius Mela cum Hermolai Barbari caſtigationibus —

Im Jahr 1513 Herrmanni Buſchii Spicileg. Philoſ. — Lex Oppia — Donati Grammatici Argumenta compendiaria in fabulas Ovidianas —

Im Jahr 1514 Catulli Nuptiae Pelei et Thetidis — Palaephati Libellus — Tacitus de Situ Germaniae — Albertus Magnus de natura locorum — Ejusd. in Philoſ. naturalem Iſagoge —

Im Jahre 1515 Leon. Aretini Introductio in moralem disciplinam — Phil. Beroaldi Carmen de Diva Virgine — de Dominica Paſſione — Ejusd. Vir Prudens — Conr. Celtis Fragmenta.

Im Jahre 1516 Leon. Aretini Comoediae etc. — Julius obſequens — Salluſtius.

Im Jahre 1518 Ciceronis Laelius — de Officiis — Grammatici libellus de compoſitione regularum pro vaſorum menſuratione — Purbachi Theoria Planetarum — Pomponius Mela cum H. Barbari caſtigationibus — Claudianus in Rufin. — Hedelii Elegiarum liber primus.

Dieſe Fruchtbarkeit der Wienerſchen Preſſen dauerte bis etwas über 1550 fort.

Etwa zweihundert Jahre ſpäter klagte Leibnitz in einem ſeiner Briefe an den Hofrath Schmidt, (Opp. T. V. p. 529 etc.) daß man in Wien faſt gar nichts könne drucken laſſen. Wie ſehr hatte ſich der literariſche Zuſtand die-

ser Hauptstadt seit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts geändert! Damals waren bloß in zwei Jahren 1511 — 1513 sechszehn Werke für verschiedne Fächer der Wissenschaften und Literatur in Wien gedruckt worden — gewiß sehr viel in jenen Zeiten des ersten Beginnens wissenschaftlicher Cultur in Deutschland.

Beilage C.

Deutschlands Verwüstung und Verarmung durch den dreissigjährigen Krieg.

Nur von einigen Ländern sind umständliche und urkundliche Nachrichten bekannt geworden, die aber hinreichen, zu beweisen, daß, da kein deutsches Land in diesem Kriege verschont wurde (die einzige Grafschaft Oldenburg ausgenommen durch die Klugheit des Grafen Anton Günther), da keines ein gelinderes Schicksal hatte, als die andern, der Zustand Deutschlands am Ende des Krieges der unglücklichste muß gewesen seyn, in den ein Land gerathen kann. Durchgängig war es verwüstet und die Nation verarmt. Es wird also, um sich ein Bild vom Ganzen zu machen, wie allenthalben Elend, Armuth und Verzweiflung herrschten, genug seyn, Gemählde von einzelnen Ländern oder Städten aufzustellen. Mit den selbigen scheußlichen Zügen, mit den selbigen schwarzen Farben muß das Ganze gemahlt werden.

Zustand Wirtembergs (Spittlers Geschichte Wirtembergs 1. Th. S. 254 u. f.) „Seit „1628 bis zum August des Jahres 1634 hatte Wirtemberg, wie sich aus Rechnungen erweisen läßt, „nur an Kaiserlichen Winterquartieren und Kriegsschatzungen einen Verlust von 6,354,326 Gulden „erlitten, und von diesem unglücklichen August bis „zum December 1638 stieg der Verlust über 45 „Millionen, nicht einmal gerechnet, welchen weit „größern Schaden Raub, Plünderung und Brand „angerichtet hatten; dieser wurde auf ungefehr 60 „Millionen geschätzt. Endlich seit 1639 bis 1650 „hatte das Land wieder 7,331,538 Gulden bezahlen „müssen, und die Verheerungen hatten noch immer „nicht aufgehört; wenigstens noch sechs Jahre dieser letzten Periode waren Jahre der Zerstörung. „Innerhalb zwei und zwanzig Jahren erlitt also „Wirtemberg einen Verlust von 118,742,864 Gulden, wobei der Schade der verödeten Güter und „der allgemeinen Entvölkerung nicht einmal berechnet werden konnte. Nur innerhalb sieben Jahren „von 1634 bis 1641 verloren sich dreimal hundert „und fünf und vierzig tausend Menschen, und das „treffliche gute Land, das wohl ehmals bei einer halben Million Einwohner genährt hatte, zählte im „Jahr 1641 kaum noch acht und vierzig tausend derselben. Noch sechs Jahre nach dem westphälischen „Frieden, da doch die Geflüchteten aus der Schweitz „längst zurück gekommen waren, fehlten in Wirtem-

„berg, verglichen mit dem Zustande unmittelbar vor „der Nördlinger Schlacht, funfzigtausend Haushal-„tungen; vierzigtausend Morgen guter Weinberge, „und zweimalhundert und siebzigtausend Morgen Ae-„cker, Wiesen und Gärten lagen noch wüste; an die „Wiederaufbauung vieler Dörfer und Städte hatte „noch gar nicht gedacht werden können; dreihun-„dert herrschaftliche und Commungebäude lagen „noch darnieder, und sechs und dreissig tausend Pri-„vathäuser.“ —

„Innerhalb vier Jahren nach der Nördlinger „Schlacht starben vierzehn Professoren nach einander; „Kummer, Pest und Hunger tödteten sie. Die Ein-„künfte der Universität bestehen größtentheils aus Ze-„henden; nun wurde aber kein Land mehr gebaut, „und was noch gebaut wurde, dessen Früchte ver-„zehrten die Feinde.“ —

Zustand der hannöverschen Länder (Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover 2. Th. S. 112 u. f. „Das Land sah Meilen weit „einer Einöde gleich; den Reisenden begegneten mehr „Wölfe als Menschen. — Man war genöthigt, nach „dem Frieden eine eigne Anlage wegen Anschaffung „der Wolfsgarne zu machen. Im Wolfenbüttelschen „wurden durch ein Rescript vom 14. May 1649 Prä-„mien ausgesetzt, wer einen alten Wolf, wer einen „jungen tödten würde. Und aus dem niedrigen Preise „des ausgesetzten Prämiums darf man wohl auf die

„Frequenz der Wölfe schließen. — Das platte Land „war so menschenleer, daß man auf manche Gegen„den gar keine Contribution vertheilen, sondern nur „Ortschaften und Dörfer den Soldaten, statt der „Bezahlung, zum Ausplündern anweisen konnte.“

„Göttingen, die erste Stadt des Fürstenthums „Kalenberg, hatte vor dem Kriege eine Bürgerschaft „von wenigstens tausend Mann, in den letzten zehn „Jahren des Krieges kaum fünfhundert. Kaum „waren vierhundert Häuser noch bewohnt, über hun„dert und funfzig waren völlig niedergerissen. Dieß „war der Zustand schon 1639. Nach dem Kriege, „noch 1664, lagen zweihundert und neunzig Häuser „völlig niedergerissen. — In Nordheim standen über „dreihundert Häuser leer; kaum hatte die Stadt noch „hundert und funfzig Bürger, und darunter kaum „vierzig, die einige Steuer zu bezahlen vermochten.“ (Spittler das. 2. Th. S. 37. 40. 169.

Beilage D.

Zustand der Universitäten, Schulen und des öffentlichen Unterrichts überhaupt.

Wir haben in der Beilage gesehn, daß zu Tübingen innerhalb vier Jahren vierzehn Professoren theils an der Pest, theils aus Hunger und Kummer starben. „Unter den Geistlichen," sagt Spittler (Geschichte Wirtembergs S. 257.) „in Städten und „Dörfern wütheten Tod und Elend aller Art noch „grausamer. Sie waren meist der erste, der ge„suchteste Gegenstand der Soldaten (es war ein Re„ligionskrieg), und wer der ersten streifenden Par„tei entging, den traf gewiß die zweite. In weni„gen Jahren verloren sich über dreihundert Kirchen„diener. Jünglinge, fast aus der Schule hinweg, „die kaum eine Universität gesehn hatten, wurden zu „Pfarrern bestellt, man gab oft Einem drei Pfar„ren zugleich zu versehen; hie und da bekam einer „eine Postille unter den Arm, nur aus dieser zu pre-

„digen, bis Gott bessere Zeiten schickte. In dem „theologischen Stifte zu Tübingen, wo sonst hun„dert und sechszig bis hundert und achtzig Jünglinge „waren, konnten ihrer kaum noch dreissig bleiben, „und diese mußten sich größtentheils selbst erhalten."

In der Geschichte des Fürstenthums Hannover (2. Th. S. 114 u. f.) führt Spittler folgende Umstände von der traurigen Lage des Gelehrtenstandes in jenen unglücklichen Zeiten an: „In den meisten „Schulen der kleinern und größern Städte mangel„ten Präceptoren; selbst in Wolfenbüttel erhielten „Kirchen- und Schuldiener zwölf Jahre lang fast „gar keine Besoldung. — Die Universität Helm„städt zerfiel, und unter den wenigen, die sich noch „so genannten Studierens halber daselbst sammel„ten, herrschte ein solches cyklopisches Bachantenle„ben, als ob hier für den Troß der Armeen ein Se„minarium angelegt wäre. Keine Prinzen giengen „mehr auf hohe Schulen. — Alle planmäßige Bil„dung und planmäßige Fortschreitung in Kenntnissen „war unmöglich. Wer den Winter hindurch, als „Privatdocent im Griechischen und Hebräischen, zu „Helmstädt Unterricht gegeben, saß mit dem kommen„den Frühling als Dragoner zu Pferde, und wenn er „nicht, als Invalide, früher zu Hause gieng, so „brachte ihn höchstens der einbrechende Winter zu sei„nen Musen zurück." In einer Note führt Spittler ein Exempel eines solchen soldatischen Gelehrten

an, der doch in der Folge nicht unwichtige Lehrämter bekleidete, indem er eine Weile Professor der griechischen Sprache zu Marburg war, dann als Rector des Gymnasiums nach Hannover berufen wurde. Er hieß Eberhard Baring. Er studirte in Leipzig und Helmstädt Griechisch, Morgenländische Sprachen und Mathematik; er suchte darauf durch Unterricht, den er nun andern geben wollte, zu Marburg und Helmstädt sein Brod zu erwerben; aber, weil ihm dieß nicht gelang, wurde er Reuter. Er wurde bald verwundet, begab sich nach Braunschweig, studirte für sich, vertauschte aber aufs neue die Bücher mit den Waffen. Er that ungefehr noch ein Jahr Dienste, worauf er sich nach Marburg begab, wo er die Professur erhielt.

Beilage E.

Abnehmender Wohlstand Deutschlandes durch Schutzlosigkeit des deutschen Handels und der deutschen Industrie seit dem dreissigjährigen Kriege.

Die Fortschritte der Cultur werden durch den Wohlstand einer Nation gefördert; durch Abnahme des Wohlstandes, durch Verarmung einer Nation, werden sie gehemmt. In den vier Jahrhunderten, vom dreizehnten an bis zum Ausgange des sechszehnten standen die Deutschen unter den handelstreibenden und industriösen Nationen Europens oben an. Die Handelsgröße der Hanse ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, etwas Umständliches davon hier anzuführen. Aber auch einzelne Städte, insbesondre in Oberdeutschland, waren groß und berühmt in ganz Europa durch ihren ausgebreiteten Handel, durch ihre Manufacturen, durch ihre Fabriken. Manchester, Birmingham, Lyons waren noch unbekannte Namen, aber Nürnberg, Ulm, Augs-

burg wurden in ganz Europa genannt, wenn man große, reiche Handels- oder Fabrikstädte nennen wollte.

Von den großen Unternehmungen Augsburger Kaufleute, von dem blühenden Zustande der Augsburgischen Manufacturen und Fabriken findet man Nachrichten in Herrn von Stetten Erläuterungen einiger in Kupfer gestochnen Vorstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt Augsburg. Ich will einiges daraus anführen. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden jährlich im Durchschnitt dreihundert und funfzigtausend Stück Barchent, eine Art baumwollner Zeuge, geschaut, d. i. obrigkeitlich in Absicht auf ihre Güte und Maaß untersucht und mit Zeichen versehn, zum Beweise, daß sie verordnungsmäßig befunden wären; dritthalb tausend Meister machten Barchent. Von Stetten nennt mehrere Fabriken, die damals blühten; er nennt mehrere kaufmännische Familien, die in niederländischen und spanischen Häfen Comtoire hatten, und durch sie Theil am großen Seehandel nahmen. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts errichteten einige Augsburger, Nürnberger, Florentiner und Genueser eine Societät, die von Portugal aus drei Schiffe nach Ostindien sandte. Die Unternehmung gelang und brachte den Interessenten hundert fünf und siebzig Procent Gewinn. Die Welser, eine patricische Familie, rüsteten in einem spanischen Ha-

fen Schiffe nach America aus; ein Ulmer, Ambrosius Dalfinger, commandirte sie; er nahm das Land Venezuela in Besitz; die Welser wurden von Kaiser Karl V., dem sie große Capitalien vorgeschossen hatten, mit diesem Lande belehnt, und sie haben es sechs und zwanzig Jahr besessen. Im Jahr 1573 legte ein Patricier, Conrad Roth, eine Zuckerfabrik an, ein Unternehmen damals, das sowohl ein großes Vermögen als große Einsichten bewies, indem die zur Fabricirung dieses Artikels erforderlichen Kenntnisse noch ganz neu waren und sich wenig verbreitet hatten. — Es ist bekannt, daß die Familie der Fugger durch ihren großen und glücklichen Handel fast eben die Stufe des Reichthums und des Ruhms erlangten, den die Medicäer in Italien erreichten. Im Don Quixotti kommt die damals in Spanien übliche Redensart vor, er ist reich wie ein Fugger. Aus den Medicäern wurden Großherzoge von Florenz, aus den Fuggern Reichsgrafen. Aber das Großherzogthum der Medicäer war die Frucht nicht bloß ihres mit so viel Geschicklichkeit und Glück getriebnen Handels, sondern auch ihrer Verwandtschaft mit Päbsten; die Graf- und Herrschaften der Fugger wurden mit dem Gelde bezahlt, das sie im Handel erworben hatten. Von den Denkmälern des Fuggerschen Reichthums redet von Stetten S. 80 u. f.

Aber die goldnen Zeiten der deutschen Handlung und Industrie, die Zeiten, wo die Welser und Fug-

ger eine so große, so glänzende Rolle in der Handelswelt spielen konnten, verwandelten sich allmälig in schlechtere, in eiserne Zeiten, und man kann den westphälischen Frieden als die Epoche betrachten, wo das eiserne Zeitalter völlig eingetreten war. Schon gegen Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts trafen mehr den deutschen Handel nachtheilige Umstände zusammen. Es begann ein lebhafter und gefährlicher Kampf zwischen der Hanse und den Engländern, welcher keinen guten Ausgang für die Hanse fürchten ließ, die Hanse bestand aus einzelnen Städten, die zwar mit einander verbunden waren, aber bei dieser Verbindung doch nicht Stärke genug hatten, den Engländern das Gleichgewicht zu halten. Die Hanse entbehrte des Schutzes, den die Engländer genossen, des Schutzes einer kraftvollen Regierung, die die Wichtigkeit der Handlung erkannte. Die deutschen Fürsten hingegen waren gegen die Handelsstädte so neidisch, so feindselig gesinnt, daß sie sogar in die Wahlcapitulation Kaiser Karls V. einen Artikel einrückten, der die Demüthigung und Schwächung der Handelsstädte zur Absicht hatte. Eine Weile schien es, daß man zu bessern Einsichten gekommen wäre und sich der Hanse annehmen wollte. Als die Königin Elisabeth die Rechte und Privilegien aufhob, die die Hanse von den vorigen Königen in England erhalten hatte, wandte sich die Hanse an den Kaiser und das Reich, und bat um Repressalien gegen die Engländer, die

ihren activen Handel schon in Deutschland, zum Schaden der deutschen Kaufleute, auszubreiten anfiengen. Die Sache wurde auf Reichstagen in Erwägung gezogen, und einige mal wurden Beschlüsse genommen, welche bewiesen, daß damals noch der deutsche Handel vom Kaiser und Reich, als ein großes, gemeinschaftliches Interesse des gesammten Deutschlandes betrachtet wurde. Im Jahre 1568 wurde den englischen Kaufleuten, die sich zu Hamburg niederlassen wollten, der Aufenthalt daselbst verboten. Wahrscheinlich geschah es mit Einwilligung der Kaiser, daß die deutschen Seestädte eine Abgabe von sieben und einem halben pro Cent auf alle Waaren legten, die von Engländern ein- oder ausgeführt wurden, und bald darauf gab Kaiser Rudolf II., nachdem er vergeblich bei der Königin Elisabeth wiederholte Vorstellungen für die Wiederherstellung der Privilegien und Rechte der hanseatischen Kaufleute in England hatte thun lassen, ein neues Verbot gegen den Aufenthalt der Engländer in deutschen See- und Handelsstädten. Da die Engländer sich dadurch nicht abschrecken ließen, sondern sich in kleinen Städten an der Nordsee, wo bis dahin noch kein Handel gewesen war, z. E. in Stade, niederließen, und durch diese neuen Canäle ihre Waaren in Deutschland einführten, so wurde abermals auf dem Reichstage 1582 beschlossen, den Engländern allen Aufenthalt in Deutschland und die Einfuhr ihrer Wollenwaaren zu verbieten. Der Ge-

sandte, den die Königin Elisabeth abgeordnet hatte, diesen Beschluß zu hintertreiben, war zwar darin nicht glücklich, erlangte aber doch, daß die Vollziehung des Beschlusses bis zu einem künftigen Reichstage suspendirt wurde. Indeß muß einige Jahr nachher die Vollziehung erfolgt seyn, denn im Jahre 1591 wandte sich Elisabeth an einige deutsche Fürsten, z. E. an die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen, um die Aufhebung jener Verbote zu bewirken, und im Jahr 1593 schickte sie einen Gesandten in eben der Absicht an Kaiser Rudolf II. aber vergebens. 1597 ergieng ein besondrer Befehl des Kaisers an die Stadt Stade, die Engländer nicht länger zu dulden, die, unerachtet des allgemeinen Verbots, daselbst geblieben waren, indem sie sich auf einen Vertrag beriefen, den sie bei ihrer Niederlassung daselbst mit dem Erzbischoff von Bremen geschlossen hatten. — Wir wollen über die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit dieser damaligen Reichsbeschlüsse nicht urtheilen; wir führen sie bloß zum Beweise an, daß damals noch der deutsche Handel, als eine wichtige Nationalangelegenheit, von den Kaisern und vom gesammten Reich betrachtet wurde.

Aber nichts dergleichen geschah seit dem dreissigjährigen Kriege. Während desselben waren die blühendsten Städte zu Grunde gerichtet, und Handel und Industrie bis auf die letzte Spur vertilgt; der Handel erhielt sich nur noch in denjenigen Seestäd-

ten, durch welche die fremden Nationen ihre Waaren in Deutschland einführten. Bald nach dem Frieden wurde in England die berühmte Navigationsacte gegeben, und in Frankreich das Colbertsche Mercantilsystem eingeführt. Durch diese Maaßregeln wurde dem deutschen Fleiß der Absatz seiner Producte nach jenen beiden Ländern abgeschnitten. Damals wäre es Zeit gewesen, daß — nicht einzelne Fürsten für ihre besondern Staaten, sondern das ganze Reich für die ganze Nation, für das gesammte Deutschland, ähnliche Einfuhr- und Ausfuhrgesetze gegeben hätte. Maaßregeln, die vielleicht an sich verwerflich sind, werden weise und nöthige Maaßregeln, sobald die Selbsterhaltung sie erfodert. Zwanggesetze in der Handlung werden für die Nationen, die ohne Handelsverkehr mit einander nicht seyn können, eine Quelle unendlicher Plagen; so bald sie aber von einer dieser Nationen angenommen und befolgt werden, sind sie für die andern das einzige Mittel, sich bei ihrem Wohlstande zu erhalten, und sie nicht ebenfalls zur Vertheidigung seines eignen Interesse anzuwenden, kann zwar eine billige und in den allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit aufgeklärte Denkart beweisen, beweiset aber oft auch eine Schwäche des Charakters.

Aber um diese Zeit hatten die deutschen Fürsten, Kopf und Herz ganz angefüllt von allen den Herrlichkeiten, die sie aus der im westphälischen Frieden

ihrer zuerkannten Landeshoheit abzuleiten begierig waren, weder Idee von der großen politischen Oekonomie, noch Sinn für dieselbe. Zu jenen Herrlichkeiten gehörte der äussere Glanz der Höfe, und jeder der Fürsten, der den seinigen glänzen machen wollte, nahm den französischen zum Muster. Von der Zeit an gaben die Fürsten, und alles, was den Fürsten nachzuahmen pflegt, alles was vornehm oder reich war, französischen Waaren den Vorzug. Deutscher Fleiß hatte keinen Absatz mehr weder in noch ausserhalb Deutschland. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war Deutschland in der Handlung, in Manufacturen und Fabriken denjenigen Nationen zinsbar geworden, die es ihm zweihundert Jahr vorher gewesen waren, den Engländern und Franzosen.

Die Gleichgültigkeit der deutschen Fürsten, ja man kann sagen, ihre Abneigung gegen den Wohlstand der industriösen Classen ihrer Unterthanen, und die geschwächte Macht, das gesunkne Ansehn des Reichsoberhauptes, das bei auswärtigen Nationen für deutsche Angelegenheiten nicht mehr mit dem Nachdruck sprechen konnte, wie in den vorigen Zeiten, schadete dem deutschen Handel auch noch auf andre Weise. Seitdem die Staaten angefangen, das Mercantilsystem so hartnäckig zu befolgen, seitdem jeder von ihnen seinen auswärtigen Handel immer erweitern und vergrößern, den Handel aber al-

ler andern Nationen in seinen eignen Gebieten aufs engste einschränken oder gar vernichten will, ist für jede Nation, um ihren Handel zu erhalten, die Nothwendigkeit entstanden, sich durch Handelstractaten mit andern Nationen die Gewißheit zu verschaffen, daß ihren Kaufleuten, die nach fremden Ländern handeln, von den dortigen Gesetzgebern keine Freiheiten, die sie sich einmal erworben, abgeschnitten, daß ihnen neue bewilligt, daß ihnen keine Beeinträchtigungen zugefügt werden, — kurz den Handel ihrer Unterthanen in fremden Ländern durch Tractaten zu sichern und zu reguliren. Alle europäische Handelsnationen haben seit dem sechszehnten Jahrhunderte diese Nothwendigkeit erkannt, und die Geschichte der Diplomatik beweist, daß das siebzehnte Jahrhundert die meisten und wichtigsten Handelstractaten hervorgebracht, auf welchen die Handelsverhältnisse der europäischen Nationen bis auf unsre Zeiten beruht haben; man könnte das siebzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Handelstractaten nennen. Aber kein einziger ist darunter, und auch im achtzehnten ist keiner geschlossen, der den gesammten deutschen Handel beträfe, der im Namen des deutschen Reichs geschlossen wäre. Daß man am kaiserlichen Hofe nicht mehr an die Sache dachte, war natürlich, da jeder deutsche Reichsstand, der sich noch um die Handlung bekümmerte, sein besonderes Interesse von dem des ganzen Reiches trennte;

te;

te; daher kam auch auf dem Reichstage nie etwas zur Sprache, das den deutschen Handel betroffen hätte. Die deutschen Kaufleute also, ohne Schutz vom Reiche, und der Willkühr auswärtiger Mächte preis gegeben, verloren in fremden Ländern eine Freiheit nach der andern. Die Hanse, d. i. die drei Städte, die noch diesen Namen führten (ehmals waren ihrer über siebzig gewesen) retteten nur noch mit vieler Mühe einige Trümmer von den Rechten, freilich übertriebnen Rechten, die ihnen im Mittelalter in England waren verliehen worden. In diesem Stücke war die deutsche Verfassung im Mittelalter dem deutschen Handel viel vortheilhafter gewesen, als sie es nach dem westphälischen Frieden seyn konnte. Die großen Vortheile, Rechte und Freiheiten, die die Hanse in Dänemark, Norwegen, Rußland, und insbesondre auch in England erlangte, erhielt sie, ausser andern klugen Mitteln, die sie anwandte, auch dadurch, daß sie sich in allen diesen Ländern als eine Gesellschaft von Kaufleuten der ganzen deutschen Nation, des deutschen Kaiserthums, ankündigte. Der Titel, deutscher Kaiser, der Name deutsche Nation, machte in jenen Zeiten ganz andre Eindrücke, und konnte die Negociationen der Hanse weit mehr erleichtern und fördern, weit kräftiger unterstützen, als nach dem westphälischen Frieden.

Endlich fiengen hin und wieder einzelne deutsche Fürsten an, die Handelsmaximen, die Zwanggesetze der Engländer und Franzosen nachzuahmen; die Beweggründe dazu mochten verschieden seyn; einige mochten wirklich zur Absicht haben, die noch nicht ganz gestorbne Industrie in ihren Staaten am Leben zu erhalten; andre sahen vielleicht in der Befolgung dieser Maaßregeln nur eine neue Quelle, ihre Einkünfte zu vermehren. Was aber immer ihre Beweggründe seyn mochten, es war ein großes Unheil für Deutschland, daß jeder dieser Fürsten solche Zwanggesetze bloß für seine eignen, besondern Staaten gab. Von allen Fürsten auf dem Reichstage einmüthig beschlossen, um vom ganzen Deutschlande bloß gegen auswärtige Handelsstaaten befolgt zu werden, hätten sie heilsam und sehr wohlthätig für die ganze Nation und für jeden einzelnen Theil derselben werden können. So aber, für einzelne Länder gegeben, und selbst gegen andre deutsche Länder gerichtet, wurden sie eine neue Ursache von Trennung; ein deutscher Staat versetzte sich gegen den andern in eine feindselige Lage; die verschiednen deutschen Völker wurden einander fremder, abgeneigter, als Engländer und Franzosen gegen einander. Die Kräfte der Nation wurden immer mehr getheilt, immer mehr gegen einander gerichtet; der Nationalreichthum wurde immer mehr zerstückelt. Dem

Handel, der Industrie muß ihre Nahrung, wenn ich so sagen darf, auf großen Strömen aus allen Weltgegenden zugeführt werden; manche deutsche Regierung wollte sich durch kleine, abgeschnittene, kümmerliche Bächlein aller Welt Reichthümer verschaffen.

Beilage F.

Soldatensitten im siebzehnten Jahrhunderte.

Wie sehr sie herrschten, und daß es recht sehr soldatische Sitten waren, davon findet man den Beweis in den großen Friedensfesten, die zu Nürnberg gegeben wurden, nachdem daselbst der sogenannte Executionsreceß, d. i. der Vertrag geschlossen war, in welchem man die Verfahrungsart, wie die Bedingungen des westphälischen Friedens vollzogen, und alle die großen Schwierigkeiten, die dabei eintraten, erlediget werden sollten, verabredet und festgesetzt hatte. Das Hauptfest wurde vom Pfalzgrafen, Karl Gustav, damals schwedischem Generalissimus, nachmals König von Schweden, gegeben. Andre Feste gaben der schwedische Feldmarschall Wrangel, der kaiserliche General Piccolomini, der sächsische Gesandte Herr von Trondorf u. s. w. Alles, was man vermochte, wurde angewandt, die Freude dieser Feste zu beleben, und sie an Glanz alle Feste, die man bis dahin irgendwo in Deutschland gegeben hatte,

übertreffen zu machen. Man sehe nur die Beschreibungen von diesen Festen in Waldaus Beiträgen zur Geschichte der Stadt Nürnberg (2. Band, S. 10 u. f.) oder in Herrn von Murrs Beiträgen zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges (S. 105 u. f.). Man wird finden, daß die Hauptvergnügungen alle von der Art waren, wie sie nur beim wilden Soldatenleben entstehen konnten. Sie bestanden 1) in ungeheuer langdaurenden Mahlzeiten oder Banquets, wie man sie damals nannte, insbesondre aber in ungeheuer starkem Trinken. Bei dem Hauptbanquet des Pfalzgrafen Karl Gustav setzte man sich um drei Uhr zu Tische und saß bis Mitternacht. — Das Trinken war, während des Krieges, bis zu einem so wüthenden Grade getrieben, daß es den Trinkern wohl das Leben kostete. Während des Krieges hatte der schwedische General Banner zu Hildesheim Banquette gegeben, von welchen an er selbst und mehrere seiner Gäste, z. E. Herzog Georg von Lüneburg und Graf Otto von Pinneberg immer ein sieches und nur noch kurzdauerndes Leben führten. Zwar hat man damals behauptet, ein Bösewicht habe heimlich den Wein vergiftet; allein warum will man durch eine Vergiftung erklären, was sich so natürlich aus der Ausschweifung im Trinken erklären läßt? Auch bei dem westphälischen Friedenscongreß wurde so stark getrunken, daß wohl die Geschäfte manchmal ruhen mußten, weil die Geschäftsmänner zu stark gezecht hatten. Exempel se-

he man in Pütters Geist des westphälischen Friedens (S. 62). — Bei einem der Banquette zu Nürnberg „trank sich," nach dem Zeugniß eines damals lebenden Nürnbergers, „ein junger Pfalzgraf von Sulzbach zu Tode." (v. Muros Beiträge rc. S. 110.)

Zu dem Soldatischen der damaligen Vergnügungen kann man 2) die Musik rechnen, die vor, während und nach der Mahlzeit mit lärmenden Instrumenten, Trompeten und Pauken gemacht wurde; 3) das Abfeuern von Kanonen und kleinem Gewehre, so oft eine so genannte Gesundheit getrunken wurde; Gesundheiten aber wurden in eins weg getrunken, und je mehr man schon von dem genoßnen Wein erwärmt war, desto schneller folgten die Gesundheiten hinter einander. Dieß nicht allein, sondern wenn am Schluß der Mahlzeit die Gäste recht lustig waren, äusserte ihre Lustigkeit sich hauptsächlich dadurch, daß sie wohl selbst hineilten, die Kanonen mit eigner Hand abzufeuern, daß sie wohl in den Speisezimmern die Pistolen, die sie bei sich trugen (es war Sitte, Pistolen, wie den Degen, bei sich zu tragen) nicht bloß zum Fenster hinaus, sondern durch die zugemachten Fenster abschossen, und je mehr sie Sachen durch ihr wildes Toben ruinirten, desto größer war ihre Freude. „Anderthalb Stunden nach Mitternacht," sagt der oben erwehnte Nürnberger (von Muros Beiträ-

ge rc. S. 106.) „nahmen einige Gesandte ihren „Abschied, aber andre Helden blieben noch und „nahmen militärische Uebungen zur Lust vor. — „General Wrangel schoß eine Pistole in die Höhe in „das Fenster. — Die Soldaten draussen schossen, „die Bürger schossen. — Es war ein solches Rasseln und Prasseln, Blitzen und Donnern, daß „viele Wachskerzen auf der Tafel, an der die Fürsten gesessen hatten, und auf den Hängeleuchtern „(diese waren nicht von Krystall, sondern von Messing) durch den Dampf erloschen, daß alle Fenster „klapperten, daß die zerbrochnen Stücke davon in „den Saal sprangen. — Die hohen Generale „giengen dann hinaus, luden selbst die Stücke und „brannten sie ab.“ Kein Concert, keine Comödie, kein Trauerspiel, keine Oper wurde aufgeführt. Aber bei jedem Banquet wurde ein Feuerwerk abgebrannt.

Sollte es nicht an diesen rohen Sitten mit gelegen haben, daß der Geschmack in der schönen Litteratur und in den schönen Künsten in Deutschland so roh blieb. Das Gefühl des Schönen wird durch nichts so sehr erstickt, als durch solche Sitten, durch so wildes Trinken. So grobsinnliche Vergnügungsarten und die feinern Geistesvergnügen sind unvereinbar. Was so hohe Personen, als ihr Hauptvergnügen, liebten, war auch wohl Hauptvergnügen für die ganze Nation. In der

Beilage D. sind Umstände angeführt, welche beweisen, wie sehr das wilde Soldatenleben auch den Gelehrtenstand angesteckt hatte. Es wird begreiflich, wie eine Nation von so roher Sinnlichkeit einen Opitz lesen und bewundern konnte, ohne das wahre, geistige Schöne seiner Gedichte zu empfinden; sie hatte nur Sinn für das Mechanische seiner Verse. Es wird begreiflich, woher es kam, daß die Dichter, die ihm nachahmten, sich nur an die Formen und Sylbenmaaße seiner Gedichte hielten, ohne von dem Geist in ihnen auch nur eine Ahndung zu haben. Jünglinge von den besten Anlagen, früh an solche rohe Genüsse gewöhnt, verloren die Fähigkeit, die feinen Vergnügen des Geistes zu genießen. Der Krieg, sagt man, verscheucht die Musen; er thut dieß nicht immer; die Musen haben ihre Lieblinge wohl ins Lager, auf das Schlachtfeld begleitet; aber solche cyklopische Bacchanale, wie Spittler sie nannte, sind zu ekelhaft, als daß die Musen, auch nur von weitem, dabei erscheinen sollten.

Diese unglückliche Sitte des starken Trinkens dauerte fort bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sogar Friedrich II., als Kronprinz, feierte noch zu Remusberg ein Bacchanal, das der Baron von Bielefeld, der selbst einer der Zecher war, in einem seiner Briefe beschrieben hat. Diese wilde Sitte herrschte auf den meisten Universitäten; ist es zu verwundern, daß Geschmack und feiner geselliger

Umgang in Deutschland Fremdlinge blieben? Die Universitäten haben auf die Bildung der Nation in Deutschland mehr Einfluß gehabt, als in andern Ländern. Die Universitäten waren in Deutschland die Bildungsstäte für die Jünglinge selbst der höhern Stände, die für die niedrigern immer und allenthalben das Muster sind, durch dessen Nachahmung die allgemeinen Nationalsitten entweder sich veredeln und verfeinern, oder vergröbern oder verschlechtern.

Beilage G.

Der Haß, der Verfolgungs- und Unterdrückungsgeist der Katholiken (nicht des großen Haufens, sondern der bessern Classen) ist von einer eignen Natur; er unterscheidet sich durch zwei Eigenschaften, die bemerkt zu werden verdienen. Erstlich, er fällt eigentlich nicht auf den Menschen, sondern auf den Anhänger einer Lehre, die der Katholik für ketzerisch hält; der gute Katholik haßt den Ketzer, liebt aber den Menschen. Zweitens, dieser Haß fällt auf die Ketzer nur dann, wenn sie sich mitten unter Katholiken aufhalten, wo man von ihrem Aufenthalt nachtheilige Folgen für die katholische Kirche befürchtet. Selbst die Jesuiten, wenn sie an Protestanten große Verdienste erkannten, (und das haben sie oft gethan,) haben diese Verdienste mit Wärme gelobt, mit edelm Eifer bekannt gemacht. Der Jesuit, Caspar Schott, zu Würzburg, erregte zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf Otto Guerickes Erfindungen und Experimente. Er beschrieb sie zuerst in seinem Buche de arte mechanica, hydraulico-pneumatica 1657, und nannte sie der Stadt

zu Ehren, wo Guericke lebte, Experimenta Magdeburgica. Er machte sie an verschiednen Höfen bekannt. Er beschrieb sie nachher in einem andern Werke, betitelt Technica curiosa 1664, wo das erste Buch die Ueberschrift hat, de mirabilibus Magdeburgicis. Guericke selbst bezeugt den Eifer des Jesuiten, die neue Erfindung auszubreiten (in praefat. und im Werke selbst S. 75 76.).

Leibnitz hatte vielleicht eben so viel, vielleicht mehr Verehrer unter den Katholiken in Deutschland, Frankreich und Italien, als unter den Protestanten. Mit dreizehn Jesuiten hatte er freundschaftlichen Briefwechsel.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn die Fürsten fortgefahren hätten, persönlich die Reichstage zu besuchen, und von den edelsten Männern der Nation begleitet gewesen wären; wenn Fürsten von der Denkungsart, wie Churfürst Johann Philipp von Mainz, und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und wenn in ihrem Gefolge Männer, wie Leibnitz, Guericke, Brineburg und der Jesuit Schott sich oft auf Reichstagen getroffen hätten, der Geist der Toleranz sich früher unter den Großen und Gelehrten in Deutschland würde vecbreitet haben.

Beilage H.

Ich rede in der obigen Stelle von Pufendof nicht, als von dem Verfasser der beiden Werke de rebus Suecicis und Friderici Guilielmi; diese Werke hat er lateinisch geschrieben. Ich rede von ihm, als dem Verfasser der deutsch geschriebnen Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich finden; diese Einleitung kam zuerst 1682 heraus, wurde aber oft wieder aufgelegt; lange war sie das einzige oder das Hauptbuch, aus welchem die vornehme sowohl als die gelehrte Welt in Deutschland und im Norden, wo die deutsche Sprache im Gange war, ihre Kenntnisse der neuern politischen Geschichte und zugleich statistische Kenntnisse schöpfte; denn Pufendorf hat in dieser Einleitung bei jedem Staate einige statistische Notizen beigefügt, daher auch sein Buch als ein Denkmal von dem kümmerlichen Anfange dieser Wissenschaft merkwürdig ist. Auch in der französischen Sprache, worein sie übersetzt wurde, machte diese Einleitung,

zum Ruhm des Verfassers, kein geringes Glück. Es wurde fast in ganz Europa zum Unterricht vornehmer Jugend gebraucht.

Pufendorf, anfänglich Theolog, fand durch eine Hofmeisterstelle, die er angenommen hatte, früh Gelegenheit, durch die Eigenschaften seines Verstandes und Charakters in der großen Welt sich bekannt, geachtet und beliebt zu machen. Dadurch wurde sein Ehrgeitz rege, und er suchte eine Ehre darin, für die große Welt zu schreiben. Leibnitz hat die Anekdote, Pufendorf habe die Grundsätze des Hobbes angenommen, weil Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz ein großer Bewundrer von Hobbes gewesen sey. *) Leibn. Opp. T. VI, p. 311.

Pufendorf hatte einen hellen Verstand, und Ordnung und Deutlichkeit in seinen Gedanken. Aber er forschte nicht tief; er war keines anhalten=

*) Hier handelte Pufendorf fast nur zu sehr als Weltmann. Sein Lob des Engländers steht in der Vorrede seiner Elementa Jurisprudentiae 1660, und es gelang ihm, dadurch die Gunst des Churfürsten und die Professur zu Heidelberg zu erhalten. Uebrigens äusserte er sich sonst, in seinem Naturrecht, mit empörender Härte über Hobbes, welches doppelt unrecht von ihm war, theils wegen der Verdienste jenes Philosophen, theils weil gerade Pufendorf selbst ihn ganz ungemein benutzte. Man vergleiche Leibn. Opp. T. V. p. 360. B. M.

den, wiederholten Meditirens fähig; daher war er kein gründlicher Philosoph, wie Leibnitz gewiesen hat.

Jene seine historische Einleitung macht allerdings Epoche. Novam in historia universali tradenda methodum amplexus est Sam. Pufendorf, sagt Meusel Biblioth. Histor. VI. P. I. p. 196.) Vor Pufendorf schrieben die Gelehrten ihre Einleitungen zur Geschichte nur für Gelehrte; Pufendorf wollte nur für Staatsmänner schreiben, und nichts war ihm angelegner, als alles zu vermeiden, was einem Schulgelehrten ähnlich sieht.

Aber es giebt mehr Arten von Pedantereien, als die der Schulgelehrten. Es ist auch Pedanterei, wenn man die Manieren der großen Welt nachahmt, da wo sie nicht an der rechten Stelle sind. Zu diesen Manieren gehört die Verachtung, womit Pufendorf von der gewöhnlichen Schulgelehrsamkeit redet, wenn er z. E. in der Vorrede sagt: „er könne nicht absehn, was Cor„nelius Nepos, Curtius und die erste decas „Livii für ein so großes Licht geben könnten in „den Geschäften, so in der heutigen Welt vorkä„men.“ Ueber die heutigen Geschäfte können freilich Autoren, die vor zweitausend Jahren geschrieben haben, kein Licht geben; aber sie können den Kopf und den Charakter eines jungen

Menschen bilden, daß er ein trefflicher Mann für die wichtigsten Geschäfte werde.

Um nicht Pedant zu seyn, schrieb Pufendorf sein Werk im damaligen Conversationsstil; aber dieß war selbst Pedanterei, Geschichte im Conversationsstil zu schreiben. Der damalige war ein sehr schlechter, gemeiner Stil. Hier sind einige Proben aus Pufendorfs Buche. „Frankreich würde mit beiden Fäusten zugreifen, wenn der östreichische Stamm in Spanien erlöschen sollte." — „Die Independenten (in England unter Karl I.) „wußten allen Parteien das Maul artig zu schmieren." — „Cromwell war ein Ausbund von einem durchtriebnen Fuchse." — Der damalige Conversationsstil trieb es gar weit mit dem Gebrauch französischer oder lateinischer Wörter. Conquêtes, Vigueur, Ingenia, Optimates etc. kommen in diesem Pufendorfschen Werke auf allen Seiten vor. Er sagt Milano für Mailand, und Napoli für Neapel.

An Gefühl scheint es Pufendorf ganz gefehlt zu haben. Von der Pariser Bluthochzeit spricht er mit der größten Kälte, und schließt die Erzählung davon bloß mit der Bemerkung: „Dieses war die so berufne Pariser Hochzeit, welche, daß sie Gabriel Maudé für einen Coup d'Etat verkaufen will, meines Erachtens, allzu „grob philosophirt ist." Welche Bescheidenheit,

dieses Urtheil mit einem meines Erachtens zu begleiten.

Uebrigens ist Pufendorfs Einleitung das erste historische Werk in deutscher Sprache, das die Ursachen von dem Steigen und Fallen der Staaten in einer ziemlich deutlichen Ordnung entwickelt.

Beilage I.

Vor ungefehr funfzig Jahren erschien eine kleine Schrift, deren Inhalt und Geist, wenn das Lesen in Deutschland ein ernsthaftes Geschäft ernster Männer gewesen wäre, statt, was es wirklich ist, der (Zeitvertreib) bloße arbeitscheuer Jünglinge und tändelnder Weiber zu seyn, die Nation, insbesondre ihre Staatsmänner, über die Irrwege, auf welche sie gerathen waren, würde haben sich erschrecken und bei Zeiten auf Rückkehr zu ächtdeutschen, rettenden Principien denken machen. Mit prophetisch warnendem Eifer deckte der Verfasser seinen verblendeten, durch Selbstverrath ihrem Untergang zueilenden Landesleuten alle ihre Vergehungen und Verbrechen auf, die sie gegen ihr wahres Vaterland begiengen, wie einst Cassandra die Trojaner warnte. Bei jeder andern Nation würde diese Schrift unter allen Ständen, unter den höchsten wie unter den niedrigsten, bittere Reue über das Begangne, und bessere und kräftige Entschlüsse über das künftig zu Thuende hervorgebracht haben. Aber wer las diese

Schrift? Einige so genannte Kunstrichter im Fach der schönen Wissenschaften; ich zweifle, daß sie zur Kenntniß irgend eines damaligen deutschen Staatsmannes gekommen sey; ich zweifle, ob irgend ein deutscher Staatsmann in der Folge auch nur von der Existenz dieser Schrift etwas gewußt habe. Es ist die Schrift: Von dem deutschen Nationalgeist 1765. Der jüngere Moser soll der Verfasser davon gewesen seyn.

In dieser Schrift wird von den Bemühungen des Herrn von Boineburg auch durch seinen Einfluß auf die Gelehrten, und durch den Einfluß dieser auf die Nation, deutschen Patriotismus zu unterhalten, zu beleben und zu stärken, folgendes gesagt, S. 80 u. f. „Was Eigennutz und Vergrössserungsbegierde zur Zerrüttung der ächten und gesetzmäßigen Lehre (von der deutschen Verfassung „und vom deutschen Staatsrecht) auf der einen Seite gethan, das könnte und würde der patriotische „Geist auf der entgegen gesetzten Seite bewirken, „wenn von den am Ruder der deutschen Geschäfte „sitzenden Männern akademische und andre Gelehrte „von ausgezeichneten Fähigkeiten und Einsichten in „eine nähere und freundschaftliche Bekanntschaft, in „einen die Grundsätze unsrer gemeinsamen Wohlfahrt, „die Ehre der Gesetze, die allgemeine Freiheit bezielenden, vertrauten Briefwechsel gezogen, und durch „solche ihnen vorleuchtende, lebendige Beispiele der

„thätigen Vaterlandsliebe ein edler Ehrgeiz in ihnen „entzündet würde, auch in ihrem Theil durch Lehren „und Schriften zu dem gemeinen Besten das ihrige „beizutragen. — So hielt es der berühmte Chur-„Mainzische Staatsminister Boineburg mit Conrin-„gen und andern u. s. w.“ In einer Note wird dann gesagt, daß wir von diesem patriotischen Brief-wechsel Boineburgs in zwei Bänden des zu Hanno-ver herausgegebnen Commercii Epistolici Leibnitiani schätzbare Ueberbleibsel haben.

VI.

Ueber die Geschichte Gustavs III. Königs von Schweden.

Gegenwärtige Anmerkungen (denn mehr, als Anmerkungen, obgleich in einem erzählenden Zusammenhang verknüpft, liefere ich nicht,) über die Regierung König Gustavs III. wurden durch Herrn Posselts Geschichte dieses talentvollen, aber seine Pflichten nicht achtenden Königs veranlaßt. Herr Hofrath Spittler hat das Werk des Herrn Posselts in einer einzigen Zeile richtig gewürdigt. „Es ist,“ sagt Herr Spittler, „fast ganz in der „Form eines Elogiums.“

Es hat mir aber geschienen, daß, bei der jetzigen Leselust in Deutschland, dem Schaden, den ein so populärer Schriftsteller, wie Herr Posselt, durch die Bewunderung eines solchen Charakters und solcher Thaten, in der Denkungsart und in den Gesinnungen einer gewissen Klasse von Lesern veranlas-

sen kann, durch eine genauere Anatomie und treuere Darlegung der Ideen, Neigungen und Maximen, wodurch sich Gustav in seinen Handlungen bestimmen ließ, von allen denen müsse entgegen gearbeitet werden, denen Wahrheit und Recht am Herzen liegen, wenn sie im Felde der neuern Geschichte zu arbeiten Gelegenheit haben.

I.

Gustav wurde im Jahr 1746 den 24sten Januar gebohren. Sein Vater war Adolf Friedrich, der 1743 von den schwedischen Reichsständen zum Nachfolger König Friedrichs I. mit dem Rechte der Erbfolge für seine männliche Nachkommen erwählt war, und sich 1744 mit Luise Ulrike, Schwester Friedrichs II., Königs von Preussen, vermählt hatte. Adolf Friedrich wurde König nach dem Tode seines Vorgängers den 25sten März 1751.

Die Jugendgeschichte eines merkwürdigen Mannes soll Nachrichten enthalten, theils von den Umständen, die auf die Entwickelung und Bildung seiner Geistesfähigkeiten und seines Willens Einfluß hatten, theils von solchen Handlungen und Aeusserungen, wodurch er, als Knabe oder Jüngling, dem Beobachter Gelegenheit gab, die Fortschritte und Beschaffenheit dieser Entwickelung und Bildung zu beurtheilen. Ein Hauptumstand in dieser Hinsicht

ist der Charakter der beiden Eltern, es sey nun, daß wirklich von diesen etwas schon in die natürliche Anlage des Kindes auf eine uns verborgene Art übergehe, oder daß es von dem Kinde früh, sich selbst unbewußt, vermöge des Nachahmungstriebes angenommen werde. Von Adolf Friedrich ist bekannt, daß er ein weiches Herz und einen nicht starken Willen hatte. Er pflegte sich gern mit Schmieden zu beschäftigen, wie Ludwig der XVI. seine Zeit gern auf Schlosserarbeiten verwandte. Beschäftigungen dieser Art, wenn jemand sie zu seinem liebsten Zeitvertreibe macht, beweisen einen stillen, ehr- und herrschsuchtlosen Charakter, der lieber in einem verborgenen Winkel ohne Geräusch, blos zu seinem eigenen Vergnügen kleine Arbeiten vornimmt, als die Augen der Welt durch glänzende Unternehmungen auf sich zieht. Im chinesischen Lustschlosse zu Drottningholm wird noch die Esse gewiesen, wo Adolf Friedrich vielleicht die glücklichsten Stunden seines Lebens zuzubringen pflegte.

Luise Ulrike hingegen hatte einen lebhaftern Trieb zur Thätigkeit, der in mannichfaltigern und angestrengtern Arbeiten, auch des Geistes Befriedigung suchte; sie war auf allen Feldern der Wissenschaften und Künste bewandert; sie übte und liebte alle die feinern Händearbeiten, worin das weibliche Geschlecht so vorzügliche Geschicklichkeit zu zeigen pflegt. Ihre Talente waren von einer lieblichen

Phantasie und einem richtigen Geschmacke begleitet. Die unter ihrer Leitung in den ursprünglich-gothischen Anlagen zu Drottningholm im Schlosse sowohl als Garten gemachten, natürlich schönen Verbesserungen; das nach ihrer Idee erbaute chinesische Lustschloß; die daselbst nach ihrer eigenen Anordnung eingerichteten Kunst- und Naturalienzimmer; verschiedene Denkmäler ihrer Fertigkeit im Sticken und Zeichnen, zeugen von der Wahrheit des ihr oben gegebenen Lobes. Hier zu Drottningholm pflegte sie damals durch Stärke in den Wissenschaften oder durch Kunsttalente sich auszeichnenden schwedischen Männer um sich zu versammeln, und die unaffektirte Art, wie sie das Leichenbegängniß eines derselben feierte, indem sie eines Abends mit ihren Kindern und von einigen jener Männer begleitet, das Grab desselben (es war Dalin) in der Nachbarschaft von Drottningholm besuchte, und mit Rosen bepflanzte, verdient nicht unbemerkt zu bleiben. Mit ihrem Bruder, Friedrich II., hatte sie, vermuthlich durch eine gemeinschaftliche Erziehung, den Geschmack an der französischen Litteratur und Sprache gemein. In einem Stücke aber hatte sie in ihrer Denkungsart etwas von ihm Verschiedenes; sie war religiös und erklärte sich für das Christenthum, als die einzige wahre Stütze der Tugend. Daß dieses nicht eine etwa bloß der Religiosität der schwedischen Nazion zu Gefallen vorgegebene, sondern ihr innerlich beiwohnende Gesin-

nung gewesen sey, wird aus einem Briefe wahrscheinlich, den sie ihrem achtjährigen Gustav schrieb, und der nicht bestimmt war, in mehrere Hände zu kommen. *)

Luise Ulrike wandte ungewöhnliche Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder; der älteste Gustav war ihr Liebling, vielleicht weil er früh vorzügliche Geistesanlagen blicken ließ. Ihre Liebe heftete sich daher vorzüglich auf ihn, und man sieht, wie dieser Umstand zu der Richtung, die der Geistescharakter des jungen Prinzen nahm, zu seiner Liebe zu den Wissenschaften, besonders zu den schönen Künsten,

*) S. Europ. Mag. 1790. Aug. et Sept. Der Brief lautet so:

J'ai été touchée vivement, mon cher fils, de la sensibilité que Vous témoignés à mon départ. Je ne Vous cache point que votre amitié m'est chere; et qu'il y a peu de meres qui puissent aimer plus tendrement leurs enfans que je le fais; mais, a Dieu ne plaise, que je Vous aimasse d'une amitié aveugle! ce seroit Vous trahir, et non pas Vous aimer. Je suis attentive à toutes vos actions, et je n'ai point a me reprocher de lache complaisance pour vos défauts; je me flatte même que ce sera, un jour, un de liens qui Vous attachera plus intimement à moi.

Continués, mon cher fils, à être exact à remplir tous Vos devoirs: je mets au dessus de tous le culte et la vénération que Vous devés à l'Etre Supreme.

zu seinem Geschmack an äusserlicher Eleganz; zu seiner öffentlichen Religiösität, aber auch zu einem grössern Uebergewicht der Phantasie bei ihm beitragen konnte.

Indes ist zu bemerken, daß die Erziehung, die dem jungen Gustav in Absicht auf Unterricht und Sittenbildung gegeben wurde, ganz diejenige war, die damals in Europa unter den höhern Ständen herrschte, und die sich von Frankreich aus verbreitet hatte, eine Erziehungsart, die zu sehr das Aeusserliche, den Schein sowohl in Ansehung der Kenntnisse und Talente, als in Ansehung der Sitten zum Hauptzweck machte, und es in Ansehung jener an

---

Souvenés-vous que les vertus morales sont en danger, si elles ne sont soutenues par les Chretiennes et que les ames élevées ont pour Dieu des sentiments qui partent du coeur, et qui leur donnent cette noble assurance dans toutes les actions de leur vie. Que la vôtre, mon cher fils, soit longue, et que Dieu vous fasse la grace de Vous mettre au rang de ces Princes qui servent de modéle aux siecles à venir! ce sont, mon cher fils, mes voeux: ils sont sinceres, et Vous assurent de la tendresse infinie avec laquelle je serai à jamais,

Votre tendre mere

à Stockholm
le 3me d'Octobr. Lou. Ulrique.
1754.

Gründlichkeit, (wie gewöhnlich behauptet wird) in Ansehung dieser aber an wahre Besserung des Willens sehr fehlen ließ. Ob die damals in Frankreich entstandene verderbliche Philosophie, die materialistischen Egoismus zur Triebfeder aller Handlungen machte, aber sich in dem gesuchtesten Prunke moralischer Gesinnungen verkleidete, auch schon in Gustavs Jugend am schwedischen Hofe Eingang gefunden, und ihm sich genähert, bei ihm auch sich eingeschmeichelt hatte, ist ungewiß. Wahrscheinlich ist es nicht, da diese Modephilosophie sich selbst in Deutschland um diese Zeit nicht mit dem gewöhnlichen Fluge neuer Moden, sondern nur sehr allmälig zu verbreiten anfieng, und also noch viel später das entferntere Schweden erreichen konnte, wo außerdem die Herrschaft der Religiosität noch weniger als in Deutschland untergraben, wo sie noch ganz unerschüttert war.

Die Oberaufsicht und Leitung der Erziehung Gustavs war nicht sowohl von den Eltern, als von den Reichsständen, die in dieser Hinsicht die elterlichen Rechte in der That eben so unweise, als unbefugt zu enge beschränkt hatten, dem Grafen Tessin übertragen, einem Manne, dessen Kenntnisse und Talente diesem wichtigen Posten eben so angemessen waren, als sein lebhaftes Temperament, und unbiegsamer, ganz gegen die königliche Gewalt gerichteter Patriotismus das Gegentheil befürchten ließ,

indem die eben aus diesem Patriotismus fließenden mit dieser Lebhaftigkeit vorgebrachten, immer wiederholten Erinnerungen und Warnungen gegen die in dem jungen Prinzen hervorwachsende Ruhm- und Herrschsucht leicht, mehr zu ihrer festern Einwurzelung, als Unterdrückung, wirken konnten. Zwar hat wohl nicht leicht jemand das Talent gehabt, einem Prinzen seine künftige Pflichten mit so viel Würde eindringlich zu machen, insbesondere einem Prinzen die Schranken, innerhalb welcher das Staatsrecht ihn einschließt, und die Rechte, die das Volk sich gegen ihn vorbehält, in so starkem Licht zu zeigen, wie Tessin. Vorzüglich ist in dieser Hinsicht der fünfte Brief im zweiten Bande lesenswerth. Vielleicht aber wird man in den übrigen Briefen die Ausfälle gegen die Schmeichler, die den Königen die Erweiterung ihrer Macht aus einem gefälligen Gesichtspunkt vorstellen, zu oft wiederholt finden. Auch ist es eine Inkonsequenz, deren er sich bei viel trefflichen Lehren schuldig machte, daß er den sogenannten Heldenthaten kriegerischer Könige zu oft unbeschränktes Lob ertheilte, daß er einen Karl Gustav als einen von Schwedens vorzüglichsten, unschätzbarsten Königen erhob, der doch seiner unnöthigen Kriege wegen einer der schädlichsten für Schweden gewesen ist, und daß er sogar dem jungen Prinzen den Wunsch einflöße, einst an der Spitze der schwedischen Truppen Siege zu erfechten. Tessin war einer von den Reichsräthen, die

den unglücklichen Krieg wider Rußland am eifrigsten betrieben: fehlte es ihm an Urtheilskraft? war er leichtsinnig? war er so ganz von Vorurtheilen für Frankreichs Allmacht, das auch in der Ferne Schweden schützen könne, eingenommen?

Als eigentlicher Lehrer des jungen Gustavs wurde auch Dalin angenommen, der sich damals nur erst durch einige kleine Schriften in der leichtern Art der schönen Wissenschaften bekannt gemacht hatte, dessen politische Gesinnungen aber wahrscheinlich entweder noch unbemerkt oder noch schwankend waren, weil die Reichsstände seine Ernennung zu diesem Posten nicht würden zugegeben haben, so wie sie nachher seine Entfernung von demselben verlangten, als er in der schwedischen Geschichte, die er am Hofe zu bearbeiten anfieng, seine Vorliebe für den monarchischen Theil der schwedischen Verfassung zu erkennen gab. Vielleicht hatte die Achtung, die Luise Ulrike ihm seines angenehmen Geistes wegen bewies, einen Einfluß auf diese seine Gesinnung, da bekanntlich ein bloßes Kompliment, ein Aufmunterungswort, weit mehr also noch fortgesetzter Beifall von einem gekrönten Haupte einen Republikaner, der nicht eines Cato Festigkeit besitzt, bezaubern können. Er hat ein Volkslied gedichtet, worinn der Antheil der Reichsstände und Reichsräthe an der höchsten Gewalt als Usurpation in einem gehässigen und lächerlichen Lichte

vorgestellt worden. Dieses jetzt noch unter dem Bürger- und Bauernstande beliebte Lied hat zur Verbreitung royalistischer Gesinnungen nicht wenig beigetragen. Man weiß, wie entscheidend in einem Lande, wo Partheien sind, ein leichtes aber geistvolles Lied zu Gunsten der einen, zum Nachtheil der andern Parthei wirken kann. Ob Dalin dieß Lied vor oder nach seiner Absetzung von seiner Lehrerstelle dichtete, ob er also sich dadurch sein Schicksal zuzog, oder sich dadurch an den Urhebern desselben rächte, weiß ich nicht.

Tessin erhielt auf sein Verlangen seine Entlassung im Frühjahr 1756, nachdem er seine Stelle als Gouverneur seit dem Frühjahr 1751 verwaltet hatte.

An Tessins Stelle wurde der Reichsrath Graf von Scheffer von den Ständen zum Gouverneur des Prinzen ernannt, nach seinen Briefen zu urtheilen ein eben so fester Anhänger der damaligen Verfassung wie Tessin, ein eben so freimüthiger Bekenner seiner Ueberzeugungen, der aber nur erinnerte, wo er mußte, seine Erinnerungen nicht mit Komplimenten und Entschuldigungen zu versüßen, sondern sie ohne Kunst und Schmuck einfach und in ihrer natürlichen Gestalt, dennoch auf eine gefallende Art vorzutragen wußte. Sehr wahr und der gewissenhaftesten Erwägung aller Regenten und Staatsmänner würdig und von Tessins unüberlegtem Hel-

denlobe sehr abstechend und den eben so weisen als redlichen Mentor charakterisirend sind seine Bemerkungen, die er dem Prinzen vorlegte, über die in jedem Fall mit den Zwecken einer weisen und ihren Pflichten getreuen Regierung streitendem Eroberungskriege. *) Er macht treffliche, vielleicht auf damals schon sich äussernde Neigungen des Prinzen beziehende Anmerkungen über Luxus (S. 122) und Verstellung (S. 90. 95. 97.)

Von entscheidendem Einfluß mußte das damalige Verhältniß zwischen dem Hofe einerseits und den Reichsräthen und Reichsständen andererseits auf des jungen Gustavs Denkungsart und Gesinnungen seyn. Dieses Verhältniß war in der That eine Art von Krieg, und man kann nicht umhin, zu behaupten, daß es ein Angriffskrieg von Seiten der Räthe und Stände gegen den Hof war. Nicht zufrieden mit der unruhigen Wachsamkeit, welche in einer komponirten Verfassung immer den Vertretern der Freiheit eigen seyn muß, jeden Schritt des Hofes zu beobachten, und sich jeder seiner anscheinenden Unternehmungen gegen die Verfassung zu widersetzen, drängten sie sich wirklich in die dem Könige gelassene enge Sphäre seiner Willkühr immer tiefer ein, und untersagten ihm selbst da den Gebrauch

*) Seite 56. 61. 66. 86. der deutschen Uebersetzung.

eigner Wahl, wo das Gesetz sie jedem Privatmann gestatten muß, sie gestatteten ihm nicht, selbst Lehrer für seine Prinzen zu wählen; *) sie erlaubten ihn nicht einmal bei der Vermählung des Kronprinzen die anzustellenden Lustbarkeiten nach seinen eignen Ideen anzuordnen. **) Der Königin wurden, zwar in dem Gesetz gegründete, Zumuthungen gemacht, aber so ohne alle Delikatesse und so rauh, daß es für jede etwas fein fühlende Frau die kränkendste Beleidigung seyn mußte. ***) Die Anhänger des Hofes, theils selbst über dergleichen Unartigkeiten von Seiten der Räthe und Stände aufgebracht, theils begierig bei dieser Gelegenheit durch Ahndungen solcher den königlichen Personen zugefügten Kränkungen, ihren Eifer für den Hof zu beweisen und sich dadurch ein bedeutendes Verdienst um ihn zu erwerben, machten einen Versuch nach dem andern, den Krieg, den der gute Adolf Friedrich bloß vertheidigungsweise führte, in einen Angriffskrieg gegen seine Widersacher selbst zu verwandeln und für den Thron etwas mehr Macht und Rechte zu erobern, welche Versuche aber alle mislangen, blos weil, wie man glaubt, Adolf Friedrich in diesem Sinn den Charakter eines Erobe-

*) Scheridan S. 288.

**) Ibid. S. 228.

***) Ibid. S. 182.

rers nicht hatte. Diese Versuche hier zu erzählen, wird um so weniger nöthig seyn, da sie von einem sehr guten Geschichtschreiber, *) der in aller Händen ist, hinlänglich sind beschrieben worden. Zu bemerken aber ist die Richtung, die die Denk- und Willensart des jungen Gustavs bei dieser Lage seiner Eltern nothwendig nehmen mußte. Von dem ersten Jahre an, da der Beobachtungsgeist sich bei ihm entwickelte, hatte er beständig das Schauspiel dieses Kampfes vor Augen, war so oft Zeuge des Verdrusses seiner Mutter, des Schmerzes seines Vaters, hörte wohl oft von diesem oder jenem Höflinge, aber ingeheim, daß alle diese Ansprüche der Reichsräthe und Stände Usurpation wären, daß der König wider den Wunsch der Nation so eingeschränkt würde; mußte aber immer solche ihm im geheimsten Vertrauen mitgetheilten Winke sorgfältigst verborgen halten, wurde vielleicht ängstlich angewiesen, nie den geringsten Zweifel über die bestehende Verfassung zu äussern, nie die geringste Neigung nach größerer Gewalt zu verrathen, immer sich überzeugt von der Vorzüglichkeit der damaligen Verfassung zu stellen. Ist es zu verwundern, daß alle die trefflichen Lehren, die Scheffer ihm über die Immoralität der Verstellung gege-

---

*) Scheridan.

gegeben hatte, fruchtlos blieben? Daß vielmehr der junge Prinz in dieser unglücklichen Kunst sich vorzüglich übte? ist es zu verwundern, daß früh in seinem Herzen der Wunsch entstand, einst alles das, was er für seinen Eltern zugefügtes Unrecht hielt, dadurch zu ahnden, daß er die Urheber dieses Unrechts eben so demüthigte, als sie seinen guten Vater, als sie seine geistvolle Mutter gedemüthigt hatten?

Endlich hat ohne Zweifel auch der Ruhm Friedrichs II. auf Gustavs Geistes- und Willenscharakter mitgewirkt. Am herrlichsten strahlte Friedrichs Ruhm im siebenjährigen Kriege. Wie dieser anfieng, war Gustav zehn Jahre alt, und sechszehn, wie der Krieg sich endigte. Es ist bekannt, daß die Eindrücke, die ein Jüngling in diesem Alter bekömmt, auf die Richtung seiner Ideen und Neigungen entscheidend wirken. Heldenruhm ist unglücklicherweise so blendend, daß es nicht leicht einen Jüngling von einigermaaßen feurigem Charakter giebt, der sich nicht davon bezaubern ließe, und es ist fast unmöglich, daß nicht Gustav oft wachend und träumend gewünscht und gedacht habe, seinem Onkel auf einer so bewunderten Bahn nachzueifern. Dann mußte sich aber immer die kränkende Betrachtung einstellen, daß, was ein uneingeschränkter Monarch, wie Friedrich unternehmen konnte, einem so eingeschränkten Könige, wie in Schweden,

nie würde gestattet werden, und es war natürlich, daß Gustav schon zum Voraus den größten Haß auf diese Schranken warf, die er doch öffentlich billigen sollte.

Gustav war zwei und zwanzig Jahre alt, als die Lebhaftigkeit dieser seiner Wünsche ihn zu einigen Thätigkeiten verleitete, die deutlich genug das Innere seines Herzens verriethen. Er war wohl die Haupttriebfeder aller der Maasregeln, wodurch im Jahr 1768 eine Veränderung in der Verfassung bewirkt werden sollte; von der Niederlegung der Regierung, die Adolf Friedrich durch Gustav verkündigen ließ, und ohne diesen vielleicht nicht würde beschlossen noch fünf Tage lang standhaft genug haben fortdauern lassen. Es ist zu verwundern, daß Gustav mit diesem Vorgange bei den Reichsräthen und Reichsständen noch wieder einiges Vertrauen zu seiner Versicherung von Achtung gegen die bestehende Verfassung erlangen konnte.

Im Jahre 1771 trat er eine Reise mit seinem Bruder durch das westliche Deutschland nach Frankreich an. Diese Reise weiter nach andern Ländern fortzusetzen, wurde er durch die Nachricht, daß sein Vater am 12ten Februar gestorben war, verhindert. Er bekam diese Nachricht zu Paris.

2.

Zur Würdigung der von Gustav gleich im ersten Jahre seiner Regierung bewirkten Revolution, wird es nicht nöthig seyn, die bei seiner Thronbesteigung bestehende schwedische Verfassung hier wieder zu beschreiben; aber wir müssen die Mängel und Gebrechen betrachten, die aus ihr entsprungen und durch den Misbrauch, den die Volksrepräsentanten auf den Reichstagen und im Reichsrathe von der ihnen anvertrauten Gewalt machten, wie man annimmt, sollen verursacht seyn.

Es kann nicht geleugnet werden, zwei Partheien existirten in Schweden, die immer gewisse zwar nicht allezeit in äussere Thätigkeiten ausbrechende, aber doch auch die äusserliche Ruhe oft der Gefahr nahe bringende Bewegungen veranlaßten. Allein man mag unter Partheien entweder eine Anzahl Menschen verstehen, die über Grundsätze, Maasregeln und Maximen im Streite sind, oder die einander aus dem Besitz der Aemter, der ehrenvollen und einträglichen Stellen zu verdrängen suchen: so giebt es keinen Staat, wo nicht zu allen Zeiten vermöge der Natur der Dinge, Partheien in beiderlei Sinn vorhanden wären; selbst im despotischen Osmanenstaate existiren sie, und man weiß, aus öffentlichen Blättern sogar, daß im Divan bald die eine, die z. E. für einen Krieg ist, bald die andere, die den Frieden beibe-

halten will, das Uebergewicht bekommt. Eben so bekannt ist, daß bei der Pforte oft eine Anzahl Minister, die zusammenhielten, abgedankt wird und eine Anzahl anderer ebenfalls mit einander einverstandner Männer an die Stelle der abgedankten wieder eintritt. Es giebt keinen Hof, wo nicht das Ministerium seine Gegner hätte, die jenes gerne vom Staatsruder entfernen und es in ihre eigne Hände bringen wollen. Wem sind die Choiseulschen, die Aiguillonschen, die Turgotschen, die Neckersche in Frankreich, die von Enseneade und von Wall in Spanien, von Panin und Bestuchef in Rußland unbekannt? Der Unterschied zwischen den Partheien in uneingeschränkten monarchischen und in freien Verfassungen findet sich blos in der Art der Mittel, die sie zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden. In jenem ist es genug, den Monarchen für sich oder wider die andere Parthei einzunehmen, wozu oft die Zunge eines Kammerdieners oder einer Dame das beste Werkzeug ist. In freien Staaten hingegen muß oft zwar auch der Monarch, aber was weit schwerer ist, das Volk oder doch der Theil des Volks, von welchem die Ertheilung der wichtigen Stellen abhängt, gewonnen werden, wozu viel Künste und Talente, der Popularität, der Ueberredung, und ein scheinbarer Patriotismus erfordert werden. In einem uneingeschränkten Staate können Partheien, wenn sie die Regierung in Ausführung heilsamer oder nö-

thiger Maasregeln entgegen wirken, eben so schädlich werden, als im freien Staate. Das hat die französische Regierung unter der Verwaltung des menschenfreundlichen Türgot und des Ordnung schaffenden Necker erfahren. Würden nicht dem Prinzen Eugen seine Siege sehr erschweret, vielleicht unmöglich geworden seyn, wenn die Parthei des Hofkriegsraths bei Leopold I. und Joseph I. eben so viel gegen ihn vermocht hätte, als sie in neuern Zeiten bei Leopold II. gegen Clairfait vermocht hat? (Gazette de Leide 1796. Supplem. de Nr. XXI.) Wenn aber von zwei Partheien eine die Maasregeln der andern mit Mässigung kritisirt, so kann dadurch viel Gutes für einen Staat erwachsen. Die am Ruder sitzende wird dadurch in beständiger Aufmerksamkeit, das Schiff pflichtmäßig und weise zu führen, erhalten.

Es ist eine äusserst übertriebene Vorstellung, wenn man solche Partheien als ein großes Uebel freier Staaten vorstellt, da uneingeschränkte Regierungen in der That weit mehr davon zu befürchten haben, denn dort führen sie einen offenen, hier einen heimlichen Krieg gegen einander, bei welchem letztern sie die Waffen und Maasregeln oft so gewissenlos erwählen, daß dem Staat nicht selten ingeheim unheilbare Wunden beigebracht werden. Es ist falsch, daß bei solchen Partheien keine Ordnung seyn könne, vielmehr wird jedem, der von

dem bisher gesagten Anlaß zum Nachdenken genommen hat, einleuchten, daß durch Partheien, wenn sie nur gewissenhaft verfahren, die Ordnung eher erhalten wird, als wo die Minister ohne solche scharfe Kontrolle sich der Gemächlichkeit überlassen dürfen.

Solche Partheien können aus wahren Patrioten bestehen, und es ist Cynismus, sie Rotten zu nennen, *) als ob sie aus lauter eigennützigen Bösewichtern bestanden hätten. Wie kann man so ungerecht seyn, so wider das Zeugniß der Thatsachen selbst zu behaupten, daß die Vertreter des schwedischen Volks nichts für das Volk, alles nur für sich gethan hätten? Wo ist ein Land in Europa, wo für das Volk mehr geschah, als in Schweden? Wurde nicht Schweden seit 1720 das Muster für alle andern, in Absicht auf die Aufmerksamkeit, welche seine Gesetzgeber auf Staats- und Landwirthschaft, auf alles verwandten, was wir politische Oekonomie zu nennen pflegen? Und waren es nicht die Häupter der Partheien, waren es nicht diese Männer, von deren Kenntnissen, Eifer und Thätigkeit die Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften eine Menge Denkmäler

---

*) Possert S. 205.

enthalten, waren es nicht diese Männer, welche man das Herz hat, mit Rädelsführern elender Rotten in Vergleichung zu setzen? Man muß Canzlers Zeugnisse ganz vergessen haben, wenn man so leichtsinnig so würdige Männer so herabzusetzen wagt. Er bezeugt, daß unter der Regierung, d. i. von den Reichsräthen und Reichsständen seit 1720 verschiedene sehr weise Einrichtungen gemacht wurden, *) und man kann bei ihm die umständliche Beschreibung dieser Einrichtungen lesen. **) Welche Regierung hat sich je mit den verschiedenen Zweigen der Staatsökonomie, mit Handlung, Schiffahrt, Ackerbau, Manufakturen und Finanzen eifriger und kenntnißvoller beschäftigt? welche hat mehr Theorie dabei zum Grunde gelegt? Man kann bei vielen Kenntnissen dennoch fehlen, und bei allem Streben nach gründlicher Theorie auf eine falsche gerathen; aber das Streben selbst ist in einer Regierung lobenswerth, und war es bei der schwedischen um so viel mehr, da sie hierin vorangieng und in allem nützlichen Wissen, auch dem praktischen, die wahren Theorien nur erst langsam gefunden werden.

---

*) Canzlers Nachrichten. Th. I. S. 135 190. ꝛc.

**) Ebendas. und S. 141. u. f. und Theil II. der ganze VI. Abschnitt von der innern Staatsverwaltung Schwedens.

Wer in einer uneingeschränkten Monarchie die Existenz der Partheien aus der Abwechselung der Minister erfährt, und von ihrem geheimen Kriege keine Kenntniß hat, wird allerdings über die anscheinende Heftigkeit erstaunen, womit die Partheien in einem freien Lande in Reden und Schriften gegen einander zu Felde ziehen. Ihnen wird es scheinen, daß alle Augenblick die eine im Begriff sey, die andere unter die Füsse zu treten, oder als Staatsverbrecher das Blutgerüst besteigen zu lassen. Man muß sich aber nicht verleiten lassen, weder die Vorwürfe, die sie einander machen, noch die Drohungen, die sie gegen einander brauchen, buchstäblich zu nehmen. Theils machen die Affekten, ohne welche keine Partheien seyn können, zum Uebertreiben geneigt, theils ist es auch ein nothwendiger Kunstgriff, die wirklich oder vermuthlich begangenen Fehler seiner Rivalen im ärgsten Lichte vorzustellen, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und eine genauere Prüfung zu bewirken. Aber gewiß begegnet es auch einem Monarchen nicht selten, daß er von dem Feinde eines begünstigten Ministers, wohl gar fußfällig gebeten wird, die Vorschläge des letztern als höchstverderblich nicht zu befolgen.

Wir geben also zu, die Partheien in Schweden kämpften gegen einander; aber in welchem Lan-

de thaten sie das nicht? In uneingeschränkten Monarchien wird der Kampf blos ingeheim bei Hofe durch Intriguen geführt; in freien Verfassungen auch wohl durch Intriguen bei Hofe, wenn es daselbst einen Hof giebt; aber auch ausserhalb des Hofes wird er öffentlich geführt durch gegenseitige Kritiken in Reden und Schriften, in den Volksversammlungen, in den Versammlungen der Stände, in öffentlichen Blättern. Wer wird nicht dieser letzten Art des Krieges vor jener den Vorzug geben?

Doch, man fährt fort, die Partheien in Schweden verfolgten einander, sie suchten einander durch gewaltsame Verfahrungsarten zu unterdrücken, denen sie die Form gerichtlicher Untersuchungen gaben. Dieses ist ein großes, aber von freien Verfassungen, wo die Lebhaftigkeit der Partheien die Gränzen der Mässigung nicht selten überschreitet, unzertrennliches Uebel. Ist nicht die englische Geschichte voll von Anklagen siegender Whigs gegen gestürzte Toreys, und siegender Toreys gegen unterliegende Whigs? Aber selbst in uneingeschränkten Staaten bietet auch die neuere Geschichte Exempel solcher Verfolgungen dar; man erinnere sich nur, was in unserm Jahrhunderte in Spanien gegen Enseneade, und selbst in unsern Tagen gegen Florida Bianca, gegen Cabarrus geschehen ist. In Schweden wurden seit 1720 zwei-

mal Blutgerüste errichtet. Das erstemal wurden Löwenhaupt und Buddenbrok, das zweitemal Graf Brahe und Freiherr von Horn hingerichtet. Jene wurden beschuldigt, einen ihnen anvertrauten Krieg schlecht geführt zu haben; aber mußte nicht in England Admiral Byng aus einem ähnlichen Grunde den Tod leiden? Wurden nicht Seckendorf Neiperg und Wallis wegen des schlechtgeführten Türkenkriegs zur Untersuchung gezogen? wurde nicht General Doxat hingerichtet? Brahe und Horn wurden beschuldigt, daß sie die seit 1720 bestehende Regierungsform hätten vernichten wollen: Oxford und Bolingbroke wurden beim Tode der Königin Anna des nehmlichen beschuldigt, Bolingbroke rettete sich mit der Flucht, sein Leben war in Gefahr; gegen Oxford konnte die Beschuldigung nicht einmal zu einigem Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht werden: die Erbitterung der damals von Georg I. vorgezogenen Parthei gegen diese beiden Häupter der gestürzten, hätte gerne ihr Blut fließen lassen.

Die Partheien in Schweden verfolgten einander; aber wen trafen ihre Verfolgungen? Nicht das Volk, sondern die gegenseitigen Häupter. Wenn dieses aus der menschlichen Natur und aus dem Wesen einer freien Verfassung fließende Uebel ein Individuum, das die Macht dazu hätte, berechtigen könnte, eine freie Verfassung nach seinen ei=

genen Ideen abzuändern, so würde ein neuer Cromwell in England den gerechtesten Beruf dazu haben.

Der am öftersten wiederholte, und mit der Miene der Wichtigkeit vorgebrachte Vorwurf gegen die damaligen Vorsteher des schwedischen Volkes, betrifft die Bestechungen: sie nahmen Geld von auswärtigen Höfen, deren Interesse zu befördern. Vorausgesetzt, die Thatsache habe ihre Richtigkeit: welches Unheil entsprang daraus für Schweden? nahmen sie Geld, um das schwedische Volk zu unterdrücken? um es zu Grunde zu richten? um es ärmer, schwächer, verdorbener zu machen? Welcher Hof hätte eine Interesse haben können, zu so nutzenlosen bösen Absichten Geld zu verschwenden? Und die Vorsteher der schwedischen Nation haben vielmehr, wie wir gesehen, in jenem Zeitraum unverdrossen an der Beförderung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels gearbeitet. Die Sache scheint diese gewesen zu seyn: auswärtige Höfe hielten die schwedische Nation, weil sie im vorigen Jahrhunderte eine so glänzende, entscheidende Thätigkeit bewiesen hatte, für reich an innerer Kraft, und sie suchten die Vorsteher der Nation zu gewinnen, ihnen zu gefallen, eine solche Thätigkeit von neuem zu übernehmen oder abzulehnen. Ich wiederhole es, die Wahrheit der Beschuldigung vorausgesetzt, was thaten diese Häup-

ter? sie nahmen das Geld und vermieden, zweimal ausgenommen, sorgfältig thätigen Antheil an Händeln zu nehmen, die Schwedens Ruhe und Wohlstand hätten in Gefahr bringen können; sie nahmen Geld, wie so viel deutsche Höfe von Frankreich *) Geld, um nichts zu thun, empfangen haben. Wem wird die wahre Staatskunst hier Vorwürfe machen? Den Gebern oder den Empfängern dieser Gelder? Sie nahmen Subsidien, wie die Schweizerregierungen sie seit Jahrhunderten, ungetadelt, angenommen haben. Einmal war die herrschende Parthei in Schweden leichtsinnig genug, Frankreich zu Gefallen, einen thörichten, einen tollen Krieg wider Rußland anzufangen; ein andermal verleitete sie Argwohn zu einem Kriege wider Preussen. Wenn jede Staatsverfassung eine Revolution verdiente, deren Vorsteher aus Leichtsinn oder Leidenschaft Fehler begehen, welche Staatsverfassung müßte nicht wenigstens alle zwanzig Jahre umgestürzt werden? Endlich versichert man die sogenannten untern Stände, die Bürger und Bauern wären mit der Verfassung nicht zufrieden gewesen. Die Wahrheit ist: sie hatten einige nicht ungegründete Beschwerden da-

*) Neues Götting. histor. Magazin. III. B. 2. St. S. 324 — 340.

gegen; diese wünschten sie gehoben, aber nicht die ganze Verfassung vernichtet. Jene Abhelfung der Beschwerden suchten sie auf dem von der Verfassung selbst vorgeschriebenen Wege, auf dem Reichstage zu bewirken. Nicht einmal zu dieser Abhelfung ihrer Klage hatten sie irgend einem Individuum Vollmacht gegeben, Gewalt zu gebrauchen, viel weniger hatten sie irgend jemandem aufgetragen, die Verfassung ganz mit Füssen zu zertreten. Die Stimme des Volks verlangte einzelne Verbesserungen, nicht den gänzlichen Umsturz der bestehenden Verfassung.

Gesetzt, das Vergangne war für die schwedische Nation ein unerträglicher Zustand, *) das Gegenwärtige mußte verbessert werden; — gesetzt die Nation war das Spiel zweier Rotten; — gesetzt der Ehrgeiz einiger Wenigen habe bis dahin den Staat erschüttert; — gesetzt das Volk habe durch seine Repräsentanten, die mehr seine Treiber gewesen, gelitten, woher hatte Gustav die Vollmacht, diesen Stellvertretern ihre Schranken anzuweisen, die nur das Volk ihnen anzuweisen berechtigt war? War der Ehr-

*) Posselt S. 188.

geiz des Einzigen berechtigt, den Ehrgeiz der wenigen zu züchtigen?

Es war ein pflichtwidriges Benehmen von Gustav, eine Revolution zu bewirken. Gesetzt auch, er habe dabei Cäsars Geist bewiesen. *) Auch Cäsar muß von einem, seine Bestimmung kennenden und ihrer würdigen Schriftsteller, wegen seiner Bürgerkriege nicht gelobt, nicht gerechtfertigt, nicht einmal entschuldigt werden. Unsre Deutschen pflegen ihn unmoralisch zu loben; denn alles, Verbrechen oder Lastern, ertheilte Lob, wenn gleich nur wegen der bei diesem Verbrechen oder Laster bewiesenen Geisteskraft, ist unmoralisch. Viel richtiger denken hierin, viel würdiger, die Englischen Schriftsteller, deren keiner noch sich zu einem Bewunderer Cäsars erniedrigt hat.

Lasset uns die Mittel untersuchen, wodurch Gustav seine ungerechten Zwecke zu erreichen suchte. Es war erstlich die übertriebenste Verstellung. **) Vielleicht bietet die Geschichte kein anderes Exempel dar, die Verstellung so anschaulich darzustellen, als die Szene Gustavs mit dem alten

---

*) Posselt. S. 94.

**) Posselt. S. 109. 110.

Krieger, General Rudbek, als dieser dem Könige die erste Nachricht von des Hellichius Empörung brachte. Der König selbst hat sie angestiftet diese Empörung, aber er fällt dem General um den Hals und dankt ihm für die gegen diese Empörung vorgekehrten Anstalten, mit so viel Wärme und Innigkeit, daß der alte General völlig überzeugt wird, Gustav habe an der Empörung keinen Theil, und alles, was man von seinem Plane gegen die Konstitution sage, sey Erdichtung. *) Cäsar schritt kühn, ohne Verstellung zu seinem ebenfalls ungerechten Werke, er war ein öffentlicher Feind der römischen Konstitution. Blos mit Cromwell, diesem niedrigen Heuchler, kann Gustav in Ansehung der Verstellung verglichen werden; nur war Cromwells Maske aus religiöser Schwärmerei ziemlich grob gemacht. Die Maske Gustavs war mit aller Eleganz äußerer Sittenverfeinerung gebildet.

Die offenen Eingriffe Jacobs II. in die englische Verfassung waren von einem verirrten Verstande eingegeben, aber von keinem falschen Herzen begleitet. Jacob ist ehrwürdig, mit Gustav verglichen.

---

*) Posselt. S. 144. 145.

Es wäre doch endlich wohl Zeit, keinen unmoralischen Menschen, keinen, bei dessen Handlungen man zu fragen berechtigt ist: ob er auch als guter Mann gehandelt habe, *) einen großen Mann zu nennen. Auch sollte man niemand mehr loben, daß er eine Rolle, sey es auch noch so vortrefflich, spiele. Eine Rolle spielen heißt, etwas anders scheinen wollen, als man ist. Man verbanne den Ausdruck, er hat viele Jünglinge verleitet, ihren natürlich guten Karakter zu unterdrücken und sich in einen andern hinein zu zwingen, den sie besser, wenn sie ihn von der Natur empfingen, abgelegt hätten.

Ein zweites niedriges Mittel, das Gustav brauchte, war, nach der Erzählung seines Lobredners, **) heimliche grundlose Verläumdung. Es war eine Theurung eingetreten; die Stände hatten alles gethan, um dem Volke Hülfe zu schaffen, sie hatten eine große Menge Getraide in alle Provinzen abgeschickt, um es unter die Einwohner zu vertheilen; aber die Anhänger des Königs wußten es zurück zu halten, erzwungen zu der natürlichen Theurung noch eine künstliche, und nun wur-

---

*) Posselt. S. 203. 204.

**) Possett. S. 126.

wurde dem Volke durch eine Flugschrift der Wahn beigebracht, daß die Stände, bloß mit ihren eigenen Zänkereien beschäftigt, des Volkes ganz vergessen hätten. Der Schriftsteller, der dieses erzählt, braucht endlich einmal einen angemessenen Ausdruck, wenn er hinzufügt: dieser Kniff habe die vollste Wirkung gehabt.

Das dritte Mittel, das Gustav gebrauchte, war ein feierliches Versprechen, das er mehr als einmal gab, und wodurch er die Reichsräthe, die Reichsstände, die ganze Nation, die ganze Welt von der Lauterkeit seiner Absichten, die doch ganz das Gegentheil waren, zu überzeugen kein Bedenken trug. Noch zu Paris unterschrieb er den 15ten März 1771 die Versicherungsakte. *)

Er unterschrieb sie zum zweitenmal den 5ten März 1772 zu Stockholm, wo sie ihm von einer großen Deputation der Reichsräthe vorgelegt wurde. Zwar unterschrieb er sie ohne sie zu lesen, und es ist außerordentlich, daß keiner der Deputirten ihn erinnerte erst zu lesen *) ehe er unterschrieb. Aber er wußte doch ihren Inhalt.

---

*) Sie steht Canzler Th. I. S. 277.

**) Posselt. S. 113.

Wenn es Fesseln waren, die man ihm anlegte, *) warum ließ er sie sich anlegen? warum streckte er die Hände darnach aus, und betheuerte, daß er sie sich gefallen ließe? Wahrer Muth und Rechtschaffenheit hätten ihn bewegen sollen zu erklären, daß er unter solchen Bedingungen nicht König seyn wolle. Er konnte seine Regierungsform, die er für besser hielte, bekannt machen, sie dem Volke vorlegen und dessen Ausspruch abwarten. In dieser Hinsicht verdient Wilhelm III. einigen Beifall, der den Engländern frei erklärte, daß er nicht bloßer Titularkönig seyn wollte. Heißt das sich zu etwas Größern geboren fühlen, **) wenn man niedrig genug ist, diejenigen, die uns etwas anbieten, durch ein feierliches Versprechen glauben zu machen, daß man das angebotene nach ihren Vorschriften gebrauchen wolle, und heimlich sinnen, wie man sein Versprechen ungestraft brechen könne.

Dies waren die unredlichen Mittel, die Gustav vorläufig anwandte, theils seine Gegner sicher zu machen, daß sie nichts gegen ihn vorkehrten, theils sie durch Anschwärzungen des Beistandes vom Volke zu berauben. Lasset uns nun die Mittel und

---

*) Posselt. S. 113.

**) Posselt. S. 115.

den Plan betrachten, wodurch er seinen Hauptstreich ausführte.

Nach des Lobredners eignem Geständniß *) war es ein schon untergrabenes morsches Gebäude, das nur eines Anstoßes mit einem Finger bedurfte, um völlig einzustürzen: was für Anlaß gab es denn Muth, Geistes- und Seelengröße bei einem so leichten Werke zu beweisen?

Der Hauptschlag sollte nach Gustavs Plan in Stockholm selbst geschehen, und er konnte nirgend anders geschehen. Die Reichsräthe und Reichsstände mußten außer Stand gesetzt werden, sich zu widersetzen, mußten gezwungen werden, Gustavs willkührliche vorgeschlagene neue Verfassung zu genehmigen; denn sie dazu zu bereden, wie Lykurg die Lacedämonier zur Annahme seiner Gesetze beredete, getrauete sich bei aller seiner Beredtsamkeit Gustav nicht. Also in Stockholm mußte das Uebergewicht der Macht entscheiden. Es kam nur darauf an, richtig zu beurtheilen, ob Gustav dieß Uebergewicht hatte oder nicht. Er hatte es. Alle Offiziere waren ihm gewogen. Davon konnte er Gewißheit haben durch den vertraulichen Umgang, den er mit ihnen führte. Und waren die Gemei-

*) Posselt. S. 154.

nen der schwachen Besatzung in Stockholm vielleicht wankelsinnig, vielleicht gar den Reichsräthen und Ständen ergeben; so konnte Gustav auf eine zahlreiche, in den Waffen geübte Bürgerschaft rechnen, die ebenfalls von seiner Popularität bezaubert und gegen den Adel aufgebracht war, und die den Betheurungen des jungen Monarchen glaubte, daß er nur billige Erweiterungen seiner Macht, aber nicht völlige Entfernung der ihr gesetzten Schranken wünschte. Nur ein Wort, nur ein Wink von Gustav wurde erfodert, und diese Bürger, so wie jene Offiziere eilten seine Befehle zu vollziehen, die Versammlungssäle der Reichsräthe und Stände selbst zu besetzen, und Gustavs Willen entscheidend zu unterstützen. Auf den möglichen Fall indeß, daß entweder die Offiziere oder die Bürger dem Könige diese Dienste versagten, oder daß die Reichsräthe und Stände zu früh von seinen Absichten unterrichtet, oder auf bloße Vermuthung, kräftige Vorsichtsmaasregeln ergreifen, etwa die verdächtigen Offiziere ab, und ihnen ergebene in die Stelle setzten, sich mit einer stärkern und zuverlässigern Wache versahen, ohne dieselbe nie öffentlich erschienen, die Bürgerschaft warnten, früh genug die ihr ergebenen Truppen nach Stockholm zogen, auf diese Fälle mußte sich Gustav allerdings eine sichere Zuflucht in der Provinz verschaffen. Auch auf diese Zuflucht konnte er sicher rechnen. Durch die oben beschriebenen Künste waren die Einwohner sowohl als die

Truppen wenigstens in einigen Provinzen für ihn gewonnen, und unter dem Vorwande der Empörung des Hellichius hatte sich ein beträchtliches Korps unter seinem Bruder, dem Herzog von Südermannland, zusammen gezogen. Zu ihnen konnte Gustav fliehen, falls er ja Stockholm nach verfehltem Hauptstreich verlassen mußte.

In Stockholm, scheint es, war das Schlimmste, was er zu besorgen hatte, bloß dieses, daß die Reichsräthe und Stände ihm entkamen; für seine Person, scheint es, war höchstens die Gefahr eines einstweiligen Verhaftes zu befürchten. An Lebensgefahr war gewiß nicht zu denken. Nie hat in Schweden der Könige Blut auf dem Richtplatz geflossen; nicht nur die den Schweden gleichsam angeerbte Ehrfurcht vor ihrem Könige, sondern auch die Denkungsart, die seit der Hinrichtung Karls I. von Grosbritanien in Europa herrschte, und die durch das Attentat gegen das Leben des Königs von Polen (1767) neue Stärke bekommen hatte, bürgte dem Könige für die Unverletzbarkeit seiner Person; es scheint nicht im Charakter der Schweden zu liegen, daß sie die ersten hätten seyn wollen, in den Augen von Europa das Trauerspiel Karls I. zu erneuern. Aber, wie gesagt, selbst zur Gefangennehmung des Königs hätte sich wahrscheinlich der Reichsrath nicht zu entschließen gewagt, oder wenn sie den Muth dazu hatten, würden sie sie schwerlich

haben bewerkstelligen können, da der König immer von einigen hundert ihm ergebenen Offizieren umgeben war *) und auf den Beistand der Bürgerschaft rechnen konnte.

Aber, wird man sagen, Meuchelmörder lauerten vielleicht auf ihn? — Ich antworte: „in einem so unglücklichen Lande, wo die Partheien gegen einander sich Meuchelmörder erlauben, ist die von dieser Seite drohende Gefahr so ungewiß und zufällig, daß sie gar nicht in Berechnung kommen muß, als bloß zu bestimmen, was nach gelungnem Morde weiter für Maasregeln von den Anhängern des Ermordeten befolgt werden sollen. Wer sich gegen Meuchelmord verwahren will, wird schwerlich die zur Ausführung großer Pläne erfoderliche Geistesfassung behalten. Cromwell war nicht mehr der entschlossene Cromwell, seitdem er täglich einen Panzer trug, und jede Nacht seine Schlafstelle zum Gefängniß machte. Am 16. Aug. 1772 kam die Nachricht von der vorgegebenen Empörung des Hellichius nach Stockholm. Die Reichsräthe, die etwas ärgers argwöhnten, gaben Befehl, daß mehr Truppen in Stockholm einrücken sollten. Gustav wendet noch zwei Tage an, durch Verstellung die Reichsräthe glauben zu machen, daß sie von ihm nichts zu

*) Posselt. S. 149.

besorgen hätten. Endlich am 19ten, wie die von den Reichsräthen berufenen Regimenter nur noch einige Stunden von Stockholm sind, läßt Gustav die Reichsräthe durch die Offiziere und durch die Wache, die er auf eine bloße Anrede gleich willig gefunden hatte, in ihrem Versammlungssaale, als Gefangene bewachen. Die Gründe, warum Gustav zwei Tage mit Verstellungskünsten so unruhevoll zubrachte, statt gleich Offizieren und Gemeinen den Antrag zu thun, den er ihnen am 3ten Tage mit so wahrscheinlich vorherzusehendem Erfolge that, schweben im Dunkel. Der glaubwürdigste Zeuge dieser Vorfälle, Scheridan, sagt S. 291, „selbst die „meisten Senatoren wären überzeugt gewesen, daß „wenn man einen Schritt thäte, den König in sei„nem Pallaste einzuschließen, oder die Stände öffentli„che Beweise ihres Mistrauens in ihm ablegten, die„ses die Revolution beschleunigen und herbeiführen „würde." Wenn sich Gustavs Seele in der Zwischenzeit in einem ähnlichen Tumulte befand, wie die Seele des Brutus, *) wenn der Tod und der Genius Rath in ihm hielten, wenn sein Inneres dem Schlachtfelde eines Bürgerkriegs glich, so war es gewiß nicht die Aehnlichkeit der Situationen, worin sich dieser neuere Monarch und jene alte Republikaner befanden, was diese Aehnlichkeit ihres Seelenzu-

*) Posselt. S. 151.

standes bewirkte. Jener ermordete einen Cäsar, den Liebling des Volks, den Abgott der Legionen; Brutus ist dieser That wegen zwar des Beifalls einiger Wenigen gewiß, aber wer wird nach vollbrachter That, sein Schutz, sein Retter seyn, wider die Wuth des Volks, wider die Rache der Legionen? — Gustav hat Volk und Truppen auf seiner Seite, und er bedarf weiter nichts, als eine Anzahl verhaßt und verachtet gewordener wehrloser Männer in ihrem Versammlungssaale einzusperren. Diese That hat die größte Aehnlichkeit mit eines Cromwells Auseinandertreibung des Parlaments durch Soldaten, von deren Ergebenheit gegen ihn, von deren Bereitwilligkeit, jeden seiner Befehle blindlings auszuführen, er sich längst versichert hatte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Dietrich Hermann,

Neue Sammlung kleiner historischer und literarischer Schriften

Altona 1809

Opp. 492
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604088-3